



Das Christentum

und die

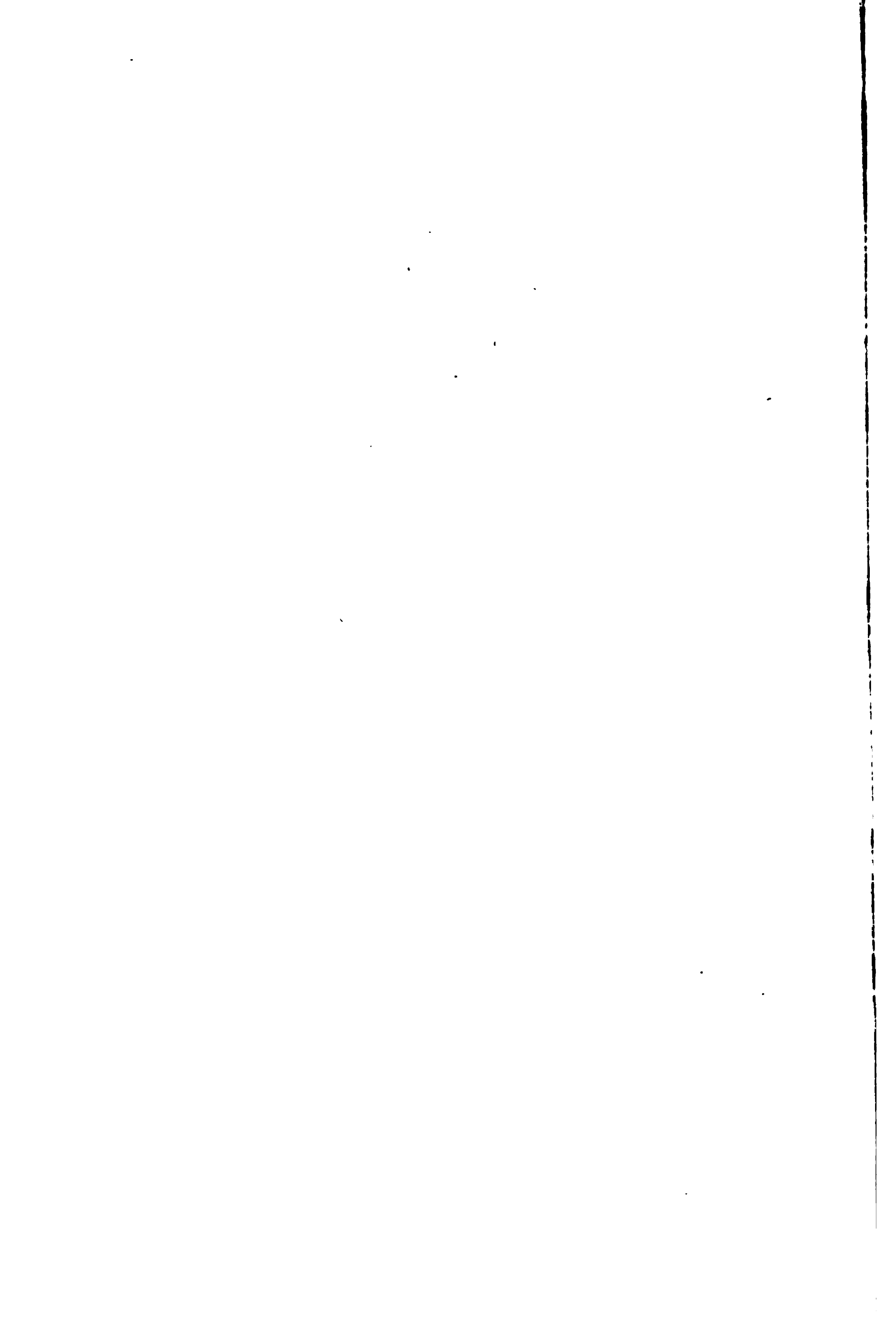
monistische Religion

von

Max Werner.



Verlag von Karl Curtius in Berlin.



Das Christentum

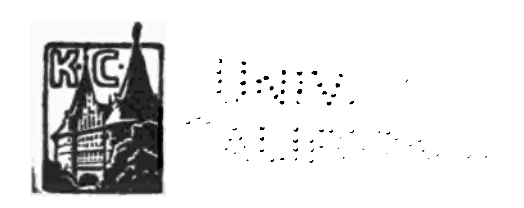
und die

monistische Religion

von

Max Werner.

1.—10. Tausend.

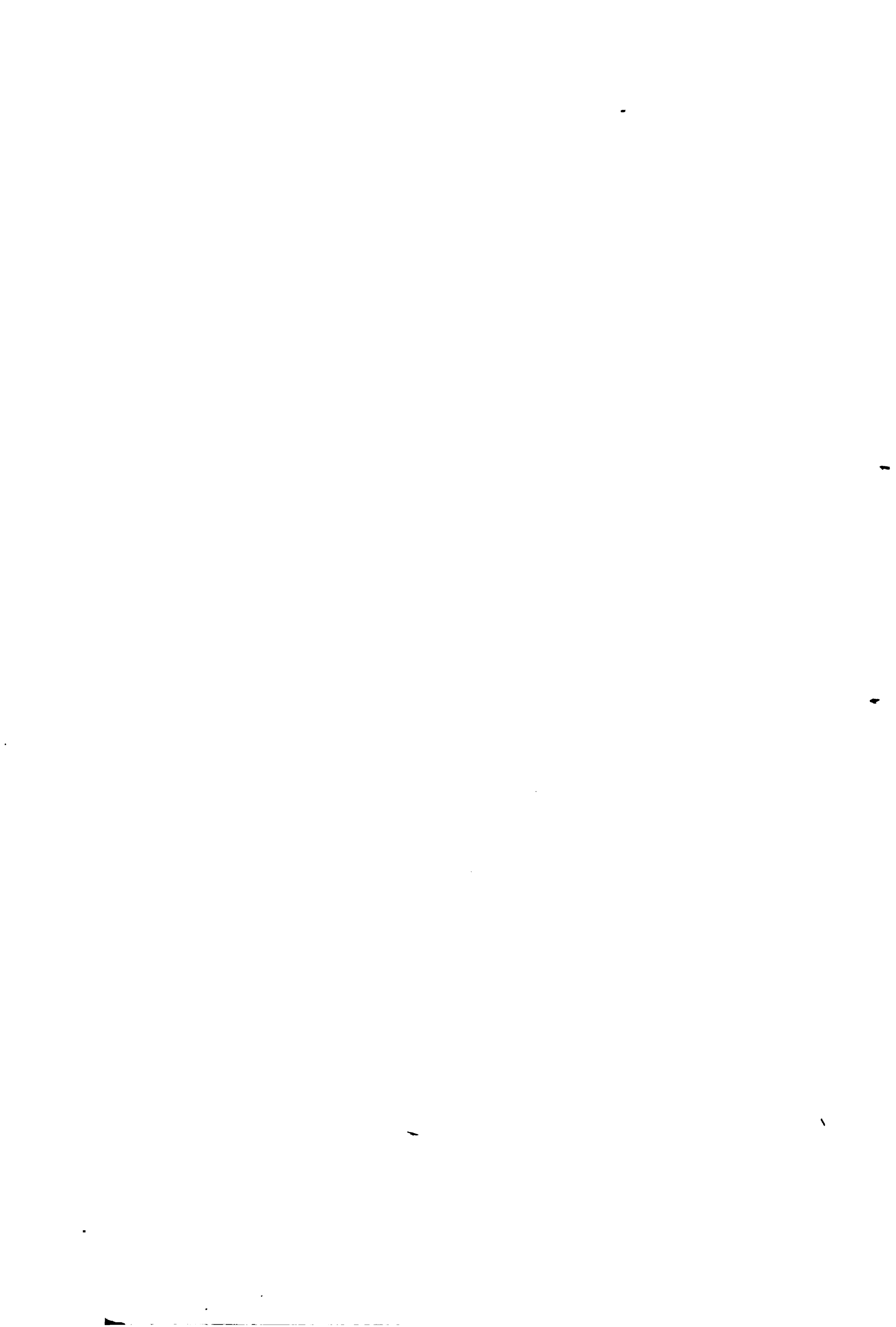


Verlag von Karl Curtius, Berlin.

Published July 31, 1908.

n1/P

Inhalt.



I. Das Christentum.

1. Die Lehre des Kopernikus.

Jedes Kind lernt heutzutage in der Schule, daß die Erde sich um die Sonne dreht. Die christlichen Kirchen dulden diese Lehre, trotzdem sie den Worten der Bibel klar und entschieden widerspricht. Josua 10, 12—13*) heißt es: Damals sprach Josua . . .

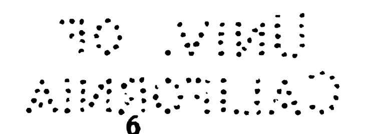
„Sonne, steh still zu Gibeon
und Mond im Tale von Ajalon!

Da stand die Sonne still, und der Mond blieb stehen, bis das Volk Rache nahm an seinen Feinden . . . — Da blieb die Sonne mitten am Himmel stehen und beeilte sich nicht unterzugehen, fast einen ganzen Tag lang."

Dieselbe irrige Anschauung von dem Verhältnisse zwischen Sonne, Erde und Mond findet sich ausgesprochen in Jesaja 34, 4; Psalm 104, 5; Sprüche 8, 28—29; Hiob 37, 18; Prediger 1, 5; Chronik 16, 30 usw.

Der biblische Schöpfungsbericht erzählt Mose I, 1, 14—19: „Nachdem Gott den Himmel und die Erde geschaffen hatte, sprach er: Es sollen Leuchten entstehen an der Veste des Himmels, um den Tag und die Nacht voneinander zu trennen, und sie sollen dienen zu Merkzeichen und zur Bestimmung von Zeiträumen und Tagen und Jahren. Und sie sollen dienen als Leuchten an der Veste des Himmels, um die Erde zu beleuchten. Und es geschah so. Da machte Gott die beiden großen Leuchten: die große

*) Die Schriftstellen des Alten Testaments sind entnommen der Textbibel von Kautzsch u. Weizsäcker, die des Neuen Testaments, wo ich solche anführe, den „Schriften des Neuen Testaments", herausgegeben von Johannes Weiß.



Leuchte, damit sie bei Tage die Herrschaft führe, und die kleine Leuchte, damit sie bei Nacht die Herrschaft führe, dazu die Sterne. Und Gott setzte sie an die Veste des Himmels, damit sie die Erde beleuchteten ... Und es wurde Abend und wurde Morgen, der vierte Tag."

Dem frommen Israeliten, der diese Schöpfungsgeschichte aufschrieb, ist also unsere Erde recht eigentlich die Welt. Von der Kugelgestalt der Erde ahnte er noch nichts; sie ist ihm eine flache, kreisförmige Scheibe, auf welcher die gewölbte Veste des Himmels gleichsam ruht. An dieser Veste steigen Sonne und Mond als Zeitteilungs- und Beleuchtungskörper auf und nieder, dazu die Sterne.

Zur Erschaffung und Ausbildung der Erde hat sich Gott fünf Tage Zeit genommen; Sonne, Mond und Sterne hat er an einem Tage erschaffen.

Welches Weltenbild gibt uns denn nun die heutige Wissenschaft?

Uns ist die Welt so groß und weit geworden, daß unsere Erde im Verhältnis zum Weltall dem Tropfen am gefüllten Eimer gleicht. Die Sonne ist ein glühender Ball in Kugelgestalt, der die Erde um das 1 280 000fache ihres Rauminhalts übertrifft. Das bedeutet: wenn jemand zu einer Reise um die Erde 80 Tage braucht, so würde er zu einer Reise um die Sonne 24 Jahre nötig haben. Unsere Sonne befindet sich inmitten einer Ordnung von Sternen, die sich wie unsere Erde um sie bewegen. Von diesen Wandelsternen — so heißen sie — übertrifft der Saturn die Erde um das 720fache, der Jupiter um das 1270fache ihres Rauminhaltes. Von der Sonne ist die Erde im Mittel 20 Millionen Meilen, der äußerste Wandelstern, Neptun, aber 604,7 Millionen Meilen, entfernt. Außer unserer Sonne gibt es noch andere Sonnen, die Fixsterne. Die Zahl der mit bloßem Auge, also ohne Fernrohr, sichtbaren Sterne wird auf 6000 angegeben; die Zahl der in den stärksten Fernrohren sichtbaren Fixsterne (Sonnen) schätzt man auf 100 Millionen. Diese Sonnen sind so ungeheuer weit von der Erde entfernt, daß das Licht selbst des uns nächsten Fixsternes 6,3 Jahre braucht, um zu

uns zu gelangen, trotz seiner Schnelligkeit von 40000 Meilen in der Sekunde. Unser Sonnensystem — das ist unsere Sonne mit ihren Wandelsternen und deren Monden — ist nur ein ganz kleiner Teil des Weltalls. Auch die Millionen Sterne der Milchstraße bilden zusammen nur einen einzelnen Teil, gleichsam eine Weltinsel im Weltall. Die größte Ausdehnung dieser Weltinsel hat man auf 25 Billionen Meilen berechnet: 25000000000000. Sie sind leicht ausgesprochen: Wörter, wie Millionen und Billionen. Man bedenke aber, daß seit Christi Geburt noch lange nicht $^3/_4$ Millionen Tage verflossen sind.

Der Sternenhimmel läßt uns keine Grenze erkennen, er beginnt nirgends und endet nirgends. Ganze Welten schrumpfen in ihm zu Lichtfünkchen zusammen oder verschwimmen gleich dem winzigen Dunsttröpfchen einer Nebelwolke zu scheinbar unkörperlichen Gebilden.

Wie klein und armselig klingt diesem Weltenbilde gegenüber der biblische Schöpfungsbericht von der großen Leuchte und der kleinen Leuchte, dazu die Sterne!

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts herrschte eine andere Anschauung in der Sternenkunde als heute, nach ihrem Begründer die ptolemäische genannt. Sie paßte vollständig zur mosaischen Schöpfungsgeschichte. Denn wie in dieser war auch für Ptolemäus die Erde der r u h e n d e Mittelpunkt und Hauptteil der Welt, und um die Erde sollten sich die übrigen Gestirne drehen.

Da stürzte 1543 Kopernikus, ein katholischer Domherr*), der sich sein lebelang mit Sternkunde beschäftigt hatte, auf Grund seiner Forschungen die ptolemäische Anschauung und lehrte im geraden Gegensatz zu ihr: nicht die Erde, sondern die Sonne ist der Mittelpunkt, und um die Sonne drehen sich die Erde und die andern Wandelsterne.

Nur allmählich brach sich die neue Lehre Bahn. Auch bedeutende Gelehrte bekämpften sie. Zertrümmerte sie doch alle geläufigen, durch die Bibel geheiligten Anschauungen über Himmel und Erde.

---

*) Sein Buch wurde erst nach seinem Tode gedruckt.

Heute baut sich auf ihr die ganze Himmelskunde auf.

Am feindseligsten traten ihr die christlichen Kirchen gegenüber. Luther glaubte sie mit der kurz angebundenen Bemerkung abtun zu können: „Der Narr (Kopernikus) will die ganze Kunst Astronomie umkehren, aber die Heilige Schrift sagt uns, daß Josua die Sonne stillstehen hieß und nicht die Erde."

Melanchthon schrieb an einen Freund, daß man die Obrigkeit bewegen müsse, eine so böse und gottlose Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken.

Solche strengen obrigkeitlichen Mittel wendete nun tatsächlich der Papst, der damals ja die Macht dazu hatte, an*).

Im Jahre 1616 erschien ein Erlaß der römischen Index-Kongregation (der aus Kardinälen bestehenden Behörde, welche die Irrlehren enthaltenden Bücher feststellt). Dieser Erlaß verbot das Buch des Kopernikus, bis es verbessert würde, und ebenso die Bücher seiner Anhänger, damit — sagt der Erlaß — jene falsche, der Heiligen Schrift durchaus widersprechende Lehre von der Beweglichkeit der Erde und der Unbeweglichkeit der Sonne nicht weiter um sich greife zum Verderben der katholischen Wahrheit.

(Spätere Forschung hat nachgewiesen, daß auch die Sonne mit ihren Wandelsternen sich im Weltenraume bewegt.)

Als trotzdem der berühmte Naturforscher Galilei die Lehre des Kopernikus verbreitete, wurde er vor das Inquisitionsgericht (Glaubensgericht) gestellt und mußte 1633 in der Klosterkirche San Minerva vor seinen Richtern und einer großen Versammlung von Geistlichen die Irrtümer und Ketzereien der Lehre des Kopernikus verfluchen und verabscheuen.

Man hat vielfach das Verfahren des römischen Glaubensgerichts gegen Galilei falsch dargestellt, bemäntelt und abgeschwächt. Nicht gegen die Lehre des Kopernikus — so hat man behauptet —, sondern gegen das ungeeignete Benehmen Galileis wäre vorgegangen worden.

---

*) Die folgenden Angaben nach Frohschammer, Das Christentum und die moderne Naturwissenschaft.

Das ist sehr irrig. Denn in dem Urteilsspruch des Glaubensgerichts steht wörtlich: „daß du (Galilei) dich aufs schärfste der Ketzerei verdächtig gemacht hast, insofern du eine falsche, den heiligen und göttlichen Schriften widersprechende Lehre geglaubt und aufrechterhalten hast, nämlich: daß die Sonne der Mittelpunkt des Erdkreises sei, daß dieselbe sich nicht vom Aufgange zum Untergange bewege, daß die Erde sich bewege und nicht der Mittelpunkt der Welt sei; und daß diese Ansicht aufrechterhalten und verteidigt werden könne als wahrscheinlich, nachdem dieselbe doch als der Heiligen Schrift entgegengesetzt erklärt und bestimmt worden ist."

Verteidiger des päpstlichen Stuhles in dieser Sache haben gesagt, daß nicht die Kirche, nicht der Papst die Lehre des Kopernikus als schriftwidrig (was sie doch tatsächlich ist) und unkatholisch verurteilt und Galilei verfolgt haben, sondern das seien nur die päpstlichen Behörden, die Kongregationen des Index und der Inquisition gewesen. Und diese seien durchaus nicht für gleich zu erachten mit dem Papst und mit der Kirche. Allein es waren diese Kongregationen damals wie jetzt kirchliche Werkzeuge des Papstes. Schon damals hatte der Papst alle Gewalt der Kirche in sich vereinigt, schon damals wurde der Papst mit der Kirche für gleich erachtet. Ohne den Willen und ohne die Bestätigung des Papstes konnten die Kongregationen in einer Frage von so schwerwiegender Bedeutung nichts beschließen und nichts ausführen.

Und so fest blieben auch alle späteren Päpste — nicht nur die Kongregationen — von der Falschheit, der Schriftwidrigkeit und der Verderblichkeit dieser Lehre für den katholischen Glauben überzeugt trotz aller Begründung derselben durch die weiteren Fortschritte der Wissenschaften, daß die Lehre des Kopernikus bis zum Jahre 1835 in den römischen Lehrbüchern und Schulen verpönt war.

Dieser Fall zeigt unwiderleglich:

In Dingen, in denen die Wissenschaft in Gegensatz zu Glaubenslehren tritt, können die Kirchen und also auch der Papst nun und nimmer auf Zuverlässigkeit, geschweige

denn auf Irrtumslosigkeit ihrer Entscheidung Anspruch erheben. Denn das kirchliche Lehramt erweist sich als unzulänglich, um in wissenschaftlichen Fragen und Erkenntnissen die Wahrheit von der Unwahrheit zu unterscheiden.

Konnte die Kirche sich einmal der Wissenschaft gegenüber irren, so ist der Glaube an die Irrtumslosigkeit ihres Urteils ein für allemal zerstört. Denn sie kann ja keine Gewähr mehr bieten, daß sie sich nicht das andere Mal und öfter ebenso irre.

2. Die Schöpfung.

Die beiden ersten Kapitel der Bibel geben uns zwei ganz verschiedene Schöpfungsberichte.

1. Mose, Kapitel 1. 1. Tag: Es war aber die Erde wüst und leer und Finsternis lag auf dem Ozean (Urmeer). Gott trennte das Licht von der Finsternis.

2. Tag: Da machte Gott die Veste als Scheidewand zwischen den Gewässern unterhalb der Veste und den Gewässern oberhalb der Veste. Und Gott nannte die Veste Himmel.

3. Tag: Da sprach Gott: Es sammle sich das Wasser unterhalb des Himmels an einen Ort, so daß das Trockene sichtbar wird. Und Gott nannte das Trockene Erde, die Ansammlung der Gewässer aber nannte er Meer*). Dann schuf Gott die Pflanzen.

4. Tag: Gott schuf Sonne, Mond und Sterne.

5. Tag: Gott schuf die Wassertiere und Vögel.

6. Tag: Gott schuf die Landtiere.

Da sprach Gott: Laßt uns Menschen machen nach unserem Bilde, uns ähnlich ... Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde — nach dem Bilde Gottes schuf er ihn; als Mann und Weib schuf er sie ... Gott sprach zu ihnen: ... und herrscht

---

*) Gott hat hiernach die Welt gar nicht aus Nichts geschaffen, sondern nur umgeschaffen. Die Welt bestand aus einer ungeheueren Wasserfläche (hebräisch Tehom = Urwasser), welche Gott durch die Veste — den Himmel — schied. Durch Sammlung der Wasser unterhalb des Himmels wurde das Trockene — die Erde — sichtbar.

über die Fische im Meere und die Vögel am Himmel und über alles Getier, das sich auf Erden tummelt!

7. Tag: Gott segnete den siebenten Tag und erklärte ihn für heilig, weil er an ihm geruht hat von all seinem Werk.

1. Mose, Kapitel 2: Zur Zeit, als Jahve*) Gott Erde und Himmel machte — es gab aber auf Erden noch gar kein Gesträuch auf den Fluren und noch sproßten keine Pflanzen auf den Fluren; denn Jahve Gott hatte noch nicht regnen lassen auf die Erde, und Menschen waren noch nicht da, um den Boden zu bebauen; es stieg aber ein Nebel von der Erde auf und tränkte die ganze Oberfläche des Erdbodens — da bildete Jahve Gott den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase Lebensodem; so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen. Hierauf pflanzte Jahve Gott einen Garten in Eden im fernen Osten und setzte dorthin den Menschen, den er gebildet hatte. Und Jahve Gott ließ allerlei Bäume aus dem Boden hervorwachsen, die lieblich anzusehen und deren Früchte wohlschmeckend waren ... Da nahm Jahve Gott den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, ihn zu bebauen und zu bewohnen ... Und Jahve Gott sprach: Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei, ich will ihm einen Beistand schaffen, wie er für ihn paßt. Da bildete Jahve Gott aus Erde alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und brachte sie zum Menschen, um zu sehen, wie er sie benennen würde ... Da ließ Jahve Gott einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen; und als er entschlafen war, nahm er eine von seinen Rippen und füllte ihre

*) Die katholische Kirche gestattet nur das Lesen der vom kirchlichen Lehramt gebilligten Bibelübersetzungen. Diese sind ebenso wie die Erklärungen des Bibeltextes wissenschaftlich nicht einwandfrei. Der Gott Israels, den Moses verkündigte, hatte genau so wie die Götter in der Heidenwelt umher, einen Eigennamen. Er hieß Jahve. Früher las und schrieb man irrtümlich anstatt Jahve „Jehova“. Die Juden lasen den hochheiligen Namen nämlich gar nicht, sondern an seiner Stelle „der Herr“ und schrieben nur die Konsonanten. Die katholischen Bibelübersetzungen, die Luthers und die deutschen Bibelübersetzungen für die Israeliten geben diesen Eigennamen — den neue Forschungen erst festgestellt haben — nicht, sondern setzen dafür „der Herr“.

Stelle mit Fleisch aus. Alsdann gestaltete Jahve Gott die Rippe, die er von dem Menschen genommen hatte, zu einem Weibe und brachte sie zu dem Menschen.

Diese beiden Schöpfungsberichte weichen also von Anfang bis zum Ende völlig voneinander ab.

Im ersten Bericht war am Anfang das Urwasser, der Ozean, und die Erde war wüst und leer. Gott schuf Himmel, Erde und Meer und dann die Pflanzen.

Nach dem zweiten Bericht ist die Erde im Anfang ein dürres, trockenes Land, aus welchem ein Nebel aufsteigt, um den Boden zu tränken. Nachdem der Mensch bereits geschaffen ist, pflanzt Gott einen Garten und läßt allerlei Bäume emporwachsen.

Im ersten Bericht rief Gott durch sein allmächtiges Schöpfungswort in sechs Tagen die Dinge ins Dasein.

Der zweite Bericht weiß nichts von den sechs Tagen. Gott unterzieht sich hier recht eigentlich der anstrengenden Arbeit des Schaffens: er bildet den Menschen aus Erde, pflanzt den Garten Eden, bildet alle Tiere des Feldes und alle Vögel aus Erde, gestaltet aus des Menschen Rippe das Weib.

Im ersten Bericht erschuf Gott den Menschen und sein Weib gleichzeitig als Krone der Schöpfung nach allen Pflanzen und nach allen Tieren und setzte beide zu Herrschern über alle Tiere ein.

Im zweiten Bericht bildet Gott den Menschen vor den Pflanzen und Tieren und gestaltet dann erst das Weib.

Wie hat es nun Gott mit der Schöpfung der Welt und mit der Erschaffung des Menschen gehalten?

Eine wunderbare göttliche Offenbarung kann doch also wirklich nicht in diesen beiden Schöpfungsberichten des 1. Mos. 1 u. 2 enthalten sein!

Beide Berichte stehen aber im vollendeten Gegensatz zur heutigen Wissenschaft. Der Glaube, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen sei, bedeutet eine völlige Umkehrung unserer sichersten Forschungsergebnisse. Die Erde mit Pflanzen, Tieren und Mensch ist nicht in wenigen Tagen geschaffen worden, sondern in Millionen von Jahren hat sich die Erde zu ihrer heutigen

Gestalt mit den sie jetzt bewohnenden Lebewesen allmählich entwickelt.

Eine völlige Umkehrung aller unserer sichersten Forschungsergebnisse ist es ferner, wenn nach der mosaischen Sage — denn als solche erkennen wir die Schöpfungsberichte nun — zuerst Wasser und Land sich trennen, das Land von Kräutern und Bäumen ergrünt und dann erst Sonne und Mond an die — irrtümlich als feste gedachte — Himmelswölbung gesetzt werden. Für die heutige Wissenschaft besteht kein Zweifel, daß die Sonne älter ist als die Erde, daß die Erde schon die Sonne umkreiste, als die Erde selbst sich noch in einem glutflüssigen Zustande befand. Sehr viel später wurde dann auf ihr mit der wachsenden Abkühlung der Erdoberfläche Wasserbildung, also die Meere, möglich. Nun erst konnten die Pflanzen entstehen und sich entwickeln, nicht am 3. Tage noch vor der Sonne.

Und wie kann denn bereits drei Tage vor der Entstehung der Sonne der Wechsel zwischen Tag und Nacht, welcher ohne die Sonne ja gar nicht denkbar ist, stattgefunden haben?

Was soll das für ein Licht gewesen sein, das Gott am ersten Tage von der Finsternis trennte, da er ja erst am 4. Tag Sonne, Mond und Sterne, welche doch das Licht geben, erschuf?

Man hat, um die Glaubwürdigkeit der Schöpfungsgeschichte zu retten, gesagt: unter den einzelnen Tagen seien große Zeiträume zu verstehen. Aber der 7. Tag wurde doch von Gott als Ruhetag, als Sabbat geheiligt. Da kann doch von einem großen Zeitraum nicht die Rede sein. Man hat ferner behauptet, unter dem Licht vor der Sonne und den Sternen im V. 1 seien glühende, leuchtende Urnebel zu verstehen, aus denen sich die Weltkörper entwickelt haben. Solche Urnebel gibt es im Weltall. Aber nach V. 2 lag doch die Finsternis auf dem Urwasser, dem Ozean, und der Geist Gottes schwebte über dem Gewässer, und Gott nannte das Licht Tag, und der Urnebel bringt der Erde keinen Tag. Was sollen alle solche totgeborenen Deutungsversuche? Das Wort sie sollen lassen stahn!

Die heutige Wissenschaft kann durchaus nicht alle Fragen

beantworten; sie weiß sehr vieles nicht. Über viele Fragen sind die Forscher und Denker ganz verschiedener, ja geradezu entgegengesetzter Ansicht. Aber doch gibt es einen großen sicheren Bestand, den alle Forscher und Denker, deren Urteil in Betracht kommt, rückhaltslos anerkennen.

Und das weiß die heutige Wissenschaft nach jahrhundertelanger mühseliger Arbeit der Forscher und Denker: nun und nimmer hat sich die Weltschöpfung so zugetragen, wie sie die Bibel berichtet.

Aus den verschiedensten Tatsachen, z. B. aus der Beschaffenheit der Sternenwelt und aus den wechselnden Erscheinungen am Himmel, aus den Schichten unserer Erde, aus dem Verhalten der Stoffe und Kräfte in den wissenschaftlichen Arbeitsräumen, zieht die Wissenschaft ihre Schlüsse.

Wie unser Sonnensystem entstanden ist, darüber kann natürlich die Wissenschaft nur unsichere Annahmen aussprechen. Die bekannteste Theorie ist die Kant-Herschel-Laplacesche. Nach ihr ist unsere Sonne mit den Wandelsternen und Monden aus einer ungeheueren Gasmasse einst vor vielen, vielen Jahrmillionen hervorgegangen. Im Mittelpunkt jener ungeheueren Gasmasse trat infolge der Anziehungskraft eine Verdichtung ein. Es bildete sich zuerst ein Kern, die Sonne, der sich in Umdrehung versetzte. Diese Umdrehung teilte sich der ganzen Dunsthülle mit Der äußerste Teil dieser Dunsthülle löste sich dann in Gestalt eines Ringes ab. Der Ring zerriß und ballte sich zu einer Kugel zusammen. Diese Kugel begann, in der Ebene des Ringes, ihre Bahn um die Sonne und drehte sich zugleich in derselben Richtung um sich selbst. Als ein solcher Wandelstern — es gibt deren acht große — löste sich auch unsere Erde von der Dunsthülle ab. Und auf ähnliche Weise löste sich von dem damals noch gasförmigen Nebelball unserer Erde unser Mond ab.

Es liegen noch andere Möglichkeiten der Entstehung des Sonnensystems vor. Nichts aber spricht gegen eine natürliche Entwicklung bei diesen ungeheueren Vorgängen.

Aus dem gasförmigen Nebelball der Erde wurde infolge der allmählichen Abkühlung der glutflüssige Erdball. Diese Ab-

kühlung bewirkte eine Wärmeausstrahlung des glutflüssigen Erdballs in den Weltenraum. Immer stärker wurde die Abkühlung, und schließlich erstarrte die Oberfläche der Erde. Es bildete sich dann die feste, dünne Erdkruste, die wir jetzt bewohnen. Diese Erdkruste war nach außen hin von einer Dampfhülle umgeben. Erst nachdem die Hitze auf der Erdoberfläche sich bis zu gewissem Grade verringert hatte, konnte sich aus der die Erde umgebenden Dampfhülle das erste tropfbar flüssige Wasser niederschlagen. Die herabstürzenden Wassermengen bildeten nun in den vertieften Teilen der Erdkruste die Meere.

In Jahrmillionen hat dann die Oberfläche der Erde allmählich ihre heutige Gestalt angenommen: durch Einwirkung des Wassers, des unterirdischen Feuers und infolge der Faltungen, die entstanden, als die Erdoberfläche durch die Naturkräfte bewegt und gerüttelt wurde. Einst trug die Erde ganz andere Ländergestalten und andere Meere als die jetzt vorhandenen.

Wie das Leben auf der Erde entstand, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, so, wie die mosaische Sage erzählt, entstand es nicht. Nach ihr müßten die damaligen Tierarten sich unverändert bis heute erhalten haben. Denn während der Sintflut wurden sie ja mittelst der Arche Noah gerettet.

Nun hat die Natur in den Gesteinsmassen, über die unser Fuß dahinwandelt, gleichsam wie in einer Urkundensammlung Zeugnis abgelegt von ihrem früheren Walten auf unserer Erde. Knochen, Gerippe und sonstige Reste von furchtbaren, märchenhaften Tieren, Abdrücke und Versteinerungen riesenhafter Pflanzen sind gefunden worden. Diese Tier- und Pflanzenarten, die einst in der Urzeit auf Erden lebten, sind von den heutigen völlig verschieden und längst ausgestorben. In unsern naturwissenschaftlichen Museen kann ein jeder ihre Überreste sehen.

Wie nach der mosaischen Sage der Schöpfer, der den Menschen geschaffen hat nach seinem Bilde, selbst menschenähnliche Art erhält, so hat sein Werk das Wesen eines Werkes von Menschenhand. Denn seine Geschöpfe sind fest und fertig hergestellt worden und waren einer Veränderung aus sich selbst heraus nicht weiter fähig.

Diese Anschauung ist aber heute — wenigstens da, wo es sich um wissenschaftliche Forschung handelt — nicht mehr maßgebend. Wir sind durch Lamarck, Darwin u. a. zu der Erkenntnis gekommen, daß die Tiere und Pflanzen *nicht so, wie sie heute sind*, von allem Anfang her *waren*, sondern daß sie vielmehr *ganz allmählich* und in gewaltigen Zeiträumen, für deren Bemessung wir sichere Maßstäbe nicht haben, aus vielleicht wenigen und niedrigen Urformen *sich entwickelt* haben. Die heutigen Tiere und Pflanzen sind also nicht Geschöpfe, d. h. Werke Gottes, deren Entstehung durch *eine* Schöpfungshandlung hervorgerufen wurde, sondern sie sind das Ergebnis von Entwicklungsvorgängen, die in ihrer Gesamtheit einem Baume mit zahllosen Ästen und gemeinsamer Wurzel vergleichbar sind.

Auch der Mensch muß in diese geschlossene Entwicklungsreihe mit einbegriffen werden: *er ist ihr höchstes und letztes Glied.* Das „Wie“ dieses Erstehens und Entwickelns des Menschengeschlechts ist der weiteren Erforschung vorbehalten, wenngleich wir schon heute die Darwin-Häckelsche Theorie als *Denkmöglichkeit* besitzen. Nach ihr ist der Mensch aus dem Tierreiche hervorgegangen.

Welch verschwindend kleiner Zeitraum ist im Vergleich zum Alter des Menschengeschlechts derjenige, den die Geschichte der Völker ausfüllt! Der *vorgeschichtliche* Mensch bereits ist um sehr viele Jahrtausende älter, als das Weltall nach der biblischen Zeitrechnung sein soll.

Und glaubhafter als die mosaische Sage sprechen diejenigen Überlieferungen, welche uns die ältesten Menschen selbst in den Fundschichten der Erdoberfläche hinterlassen haben: Topfscherben, Waffen, Werkzeuge usw.

Den Begriff der Schöpfung im biblischen Sinne mußte die Naturwissenschaft überhaupt aufgeben aus einem sehr einfachen Grunde: *Die Weltschöpfung ist noch gar nicht fertig!*

Der Astronom hat mit Hilfe seiner wissenschaftlichen Beobachtungsmittel erkennen gelernt, daß die Himmelskörper nicht auf der gleichen Stufe der Entwicklung stehen. Sie sind also

nicht gleichaltrig, d. h. gleichzeitig auf das Wort eines Schöpfers entstanden. Der Sternkundige sieht am nächtlichen Himmel den glühenden Urnebel künftiger Weltkörper und er erkennt in den Sternen von veränderlicher Leuchtkraft Weltkörper, deren Oberfläche bereits in Erstarrung begriffen ist. Immer neue Welten entstehen und alte gehen unter. So ist unser Mond ein absterbender Weltkörper; die Schweifsterne und Sternschnuppen sind Trümmer oder Urstoffe von zerstäubten oder neu werdenden Welten. Für den Beobachter des Himmels verwischt sich der Begriff von Anfang und Ende immer mehr. Er sieht nur ein ewiges Werden und Vergehen.

3. Die Sintflut.

In der Sintflut- (d. h. allgemeine Flut) Erzählung haben wir genau wie bei der Schöpfungssage zwei verschiedene, ja zum Teil sich völlig widersprechende Berichte, die zusammengearbeitet sind.

Nach dem einen wird die Dauer der Flut auf 40 und 3 mal 7 = 61 Tagen, nach der andern auf 365 Tage berechnet.

Nach der einen soll Noah von jeder Tierart je ein Paar, nach der andern von den reinen Tieren und Vögeln je sieben Paare und von den nicht reinen je ein Paar in die Arche nehmen.

Die beiden Berichte sind derart zusammengearbeitet, daß der Wiederholung und Verwirrung kein Ende ist.

Man lese Kapitel 7 nur einmal durch!

Daß wir es auch bei der Sintflut-Erzählung in der biblischen Fassung mit einer Sage zu tun haben, beweist allein schon der Grund, aus welchem Jahve beschließt, die Menschen, deren Bosheit groß ward, zu vertilgen:

1. Mos. 6, 1 ff. Als nun die Menschen anfingen, sich zu vermehren auf Erden, und ihnen Töchter geboren wurden, da sahen die Gottessöhne, daß die Töchter der Menschen gar schön waren, und nahmen sich zu Weibern, welche ihnen irgend gefielen.

Es handelt sich hier also um Ehen zwischen himmlischen

und menschlichen Wesen. Dieser Gedanke ist für das spätere Israel ungeheuerlich. Also muß die Sage wohl aus der grauen Vorzeit stammen, in welcher die Vorfahren Abrahams in Babylonien andere Götter als Jahve verehrten. Josua 24, 2.

Naturwissenschaftlich ist der Inhalt der Sage eine bare Unmöglichkeit. Man hat berechnet, daß, um alle die hohen Berge zu überschwemmen, die irgend unter dem Himmel sind (7, 19), eine Wassermenge von 4 600 000 000 Kubik-Kilometern nötig gewesen wäre.

Die Arche Noahs war ca. 150 m lang, 25 m breit, 15 m hoch und hatte oben ein Fenster 1/2 m breit. Und was soll alles in diesen Kasten hineingegangen sein! 1. Mos. 6, 19—22 spricht Gott zu Noah: Und von allem Lebendigen, von allem Fleische sollst du je zwei von allen mit hineinnehmen in den Kasten, um sie samt dir am Leben zu erhalten, je ein Männchen und ein Weibchen soll es sein. Von den Vögeln je nach ihrer Art, von dem Vieh je nach seiner Art und von allem, was auf der Erde kriecht, je nach seiner Art sollen immer je zwei zu dir in den Kasten eingehen, damit sie am Leben bleiben. Du aber beschaffe dir von jeder Art Speise, die genossen zu werden pflegt, und speichere sie bei dir auf, damit sie dir und ihnen zur Nahrung diene. Da tat Noah ganz, wie ihm Gott geheißen hatte.

Nun zählt man auf der Erde und in den Meeren gegen 400 000 Tierarten, die den Gelehrten bekannt und von ihnen beschrieben worden sind: 3100 verschiedene Arten von Säugetieren — unter ihnen ist der Elefant bis 4 m hoch und 4000 kg schwer; 13 000 Arten Vögel, 1610 Schlangenarten; über 280 000 Arten Insekten; über 8000 Arten Würmer usw.

Und nun gar die jeder Art eigentümliche Nahrung für alle diese Tiere auf mehrere Monate! Bekanntlich nähren sich viele Tierarten nur von andern.

Wie sollten ferner die Süßwasserfische — über 2270 Arten — am Leben geblieben sein, da die allgemeine Flut doch die Salz- und Süßwasser ineinander mengte? Und wie sollen die Landpflanzen die Flut überdauert haben? Auch bei ihnen tritt der Tod durch Ertrinken genau wie bei den Tieren ein. Denn auch

sie müssen zur Unterhaltung ihrer Lebensvorrichtungen atmen und ersticken mit der Zeit unter Wasser.

Und wie verhält es sich mit den vielen Tausenden urzeitlicher Tierarten, die heute nicht mehr vorhanden sind? Waren sie nicht auch mit den andern ins Paradies hinein erschaffen worden? Beim Beginn der Sintflut können alle diese Tierarten doch unmöglich schon ausgestorben gewesen sein! Waren doch nach biblischer Zeitrechnung von Adams Erschaffung bis zur Zeit, als Noah Sem, Ham und Japhet erzeugte, erst 1556 Jahre vergangen!

Man hat, um die Glaubwürdigkeit der Fluterzählung zu retten, gesagt: die Flut sei wohl nicht allgemein auf der ganzen Erde gewesen. Das Wort: „Die Erde" sei zu verstehen als die dem Verfasser der Erzählung bekannte Erde. Das heißt dem klaren Wortlaute und dem Sinne der Erzählung Gewalt antun. 1. Mos. 7, 4 spricht Jahve: ... und will alles Bestehende, das ich gemacht habe, vertilgen von der Erde, und 9, 8—15 setzt er den Regenbogen an den Himmel als Zeichen des Bundes zwischen ihm und der Erde — also doch nicht für einen örtlich beschränkten Teil der Erde, auf dem etwa die Flut stattgefunden hätte.

Sehr wohl möglich ist, daß in vorgeschichtlicher Zeit einmal eine große Flut von vielleicht gewaltiger Ausdehnung auf der Erde stattgefunden hat. Wir haben ca. 68 — natürlich verschiedenartige — Flutberichte aus allen Erdteilen, wissen aber nicht, ob es sich bei den einzelnen Erzählungen um Überlieferung der wirklichen Tatsache einer Flut oder um Mythen handelt.

Es ist der Versuch gemacht worden, die Überflutung der Gesamtoberfläche der Erde als ein vor etwa 8—10000 Jahren geschehenes Naturereignis zu erklären. Damals wäre die Erde ein riesiges Treibhaus gewesen, die Wolkendecke darüber das Glasdach, der Erdball der Heizkörper, das Wasser die Quelle der Feuchtigkeit. Gleiches Klima und ewiger Lenz machten aus der Erde ein Paradies. Mit zunehmender Abkühlung hätte sich der Wasserdampf der Wolkenhülle in ungeheueren Regengüssen niedergeschlagen. Infolge des Nachlassens des Luftdrucks erhöhte sich der Grundwasserstand, und wären so die

Wasser aus der Tiefe — dem Erdboden— hervorgebrochen. Das Endergebnis der langen Regenzeit wäre dann eine ungeheure Überflutung der Erde gewesen.

Gewiß nimmt die Naturwissenschaft an, daß in der Tertiärzeit infolge höherer Eigenwärme des Erdballs große Teile Europas eine tropische Pflanzenwelt von wirklich märchenhafter Schönheit zeigten, daß die Polarländer damals noch warm waren und ewiger Sommer bis zum Pol herrschte. Über das Vorkommen des Menschen in jener Zeit wissen wir nichts. Aber dieses Paradies war kein Unschuldsreich des Friedens. Denn wir haben die schauerlichen Zähne der Machairoduskatze, die vielleicht sogar in den Panzer der Riesengürteltiere einschnitten wie Messer in eine Pappschachtel. Der wilde Daseinskampf und der Tod waren sehr, sehr viel älter als dieses Paradies. Man rechnet bis zu jener Zeit aber mit ganz andern, unvergleichlich höhern Zahlen als 10000 Jahren. Und dieses Paradies hat nichts mit dem biblischen zu tun.

Ebensowenig würde das — nicht erwiesene — Naturereignis einer gewaltigen Überschwemmung eines Teiles, ja der gesamten Erdoberfläche die Glaubwürdigkeit des mosaischen Berichtes bestätigen. Der religiöse Kern der Erzählung: die Strafe für die Paarung himmlischer Wesen mit den Erdentöchtern, die Rettung Noahs und aller Lebewesen in der Arche mit ihren winzigen Maßen, ist Sage.

Nun sieht aber die Bibel selbst außer Noahs Nachkommen noch andere Menschen als nach der Sintflut vorhanden an. Noah war ein Nachkomme Seths, welchen Adam erzeugte, nachdem Kain den Abel erschlagen hatte. Also können nur Seths Nachkommen die Sintflut überlebt haben; Kains Nachkommen mußten umgekommen sein. Im Widerspruch hierzu wird 1. Mose 4 der Stammbaum der Nachkommen Kains angegeben und demselben die Ahnenschaft der Hirten, der Musiker (aller derer, die sich mit Zither und Schalmei befassen), von Jubal her und der Schmiede (aller derer, die Erz und Eisen bearbeiten), zugeschrieben.

Wie sind denn diese durch die Sintflut hindurchgekommen? Hier fehlt jede Antwort.

4. Das Paradies.

Auch die Erzählung vom Paradiese ist nicht einheitlich. Der Grundstock der Erzählung kennt nur einen inmitten des Gartens stehenden Baum, den Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen, von dessen Früchten zu genießen dem Menschen verboten ist. (1. Mos. 3, 3 ff.) Nach 1. Mos. 2, 9 standen aber zwei Bäume mitten im Garten: der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis.

Die Schlange sagt: Sobald ihr davon (dem Baum der Erkenntnis) esset, da werden euch die Augen aufgehen, daß ihr werdet wie Gott, erkennend Gutes und Böses.

Vom Baume des Lebens zu essen, hat Gott nicht verboten (1. Mos. 2, 17). Nun heißt es 1. Mos. 3, 22—24: Und Jahve Gott sprach: Fürwahr, der Mensch ist geworden wie unsereiner, indem er Gutes und Böses erkennt, daß er nunmehr nur nicht etwa seine Hand ausstreckt und auch vom Baume des Lebens nimmt und ißt und ewiglich lebt! . . . Da trieb er den Menschen aus und ließ östlich vom Garten Eden die Kerube sich lagern und die Flamme des zuckenden Schwertes, um den Weg zum Baume des Lebens zu bewachen.

Es sind auch hier zwei verschiedene Erzählungen ineinander gearbeitet: das eine Mal ist die Erkenntnis das alleinige Vorrecht Gottes, das andere Mal die Erkenntnis und die Unsterblichkeit.

Wie kindlich klingt aber für uns heute V. 21: Und Jahve Gott machte dem Menschen und seinem Weibe Röcke von Fell und zog sie ihnen an!

Wie verhält sich nun der Wahrheitsgehalt der Paradiesgeschichte zu den Forschungsergebnissen der Naturwissenschaft?

Das gestehen selbst katholische Professoren zu: „Zwischen den biblischen Berichten und den sicheren Forschungsergebnissen der heutigen Wissenschaften läßt sich eine anscheinend unüberbrückbare Kluft nicht leugnen. Aber sagen sie: „die naturwissenschaftliche Weltanschauung ist nicht offenbart“. Christen wollte Gott machen und nicht Sternkundige, schrieb schon Augu-

stinus und ebenso: „der Geist Gottes habe nicht beabsichtigt, dem Menschen Dinge zu lehren, die keinem zum Seelenheil nützlich seien". Es ist deshalb scharf zu scheiden zwischen der menschlich bedingten Form der biblischen Darstellung und dem unbedingten religiösen Kerne.

Die Heilige Schrift ist nicht die göttliche Offenbarung, sondern sie enthält die übernatürliche Offenbarung.

Der heilige Schriftsteller verwandte die Formen der weltlichen Wissensgebiete seiner Zeit so, daß weder die Wahrheit der Heilslehre und Heilstatsachen, noch die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers litte."

Dies wird für die Schöpfungs- und Sintflutgeschichte zugestanden. Nun steht aber im 1. Buch Mose zwischen beiden im 2. Kapitel die Erzählung vom Paradiese und vom Sündenfall.

Hier handelt es sich nicht mehr um die Formen der weltlichen Wissensgebiete, sondern um für das Christentum grundlegende Heilswahrheiten und Heilstatsachen.

Denn die ganze christliche Heilsgeschichte wird eingerahmt durch den Fall der Menschheit am Anfang und durch den Versöhnungstod Christi am Schluß. Die biblische Erzählung vom Sündenfall ist aber um nichts glaubwürdiger, als die Schöpfungs- und Sintflutsage. Denn die ältesten Spuren des Menschengeschlechts auf Erden, die wir besitzen, zeigen uns die Urmenschen im harten Kampfe mit den riesigen Höhlenlöwen, dem Höhlenbär, der Höhlenhyäne um die schützenden Wohnstätten in den Höhlen des Kalkgebirges. Sie zeigen uns die Urmenschen mit diesen und zahlreichen anderen, längst ausgestorbenen Tierarten: dem wollhaarigen Nashorn, dem Mammut, dem Riesenhirsch usw., in einer Zeit lebend, in der Mitteleuropa noch mit Gletschereis bedeckt war.

Das Leben der Urmenschen kann nur ein höchst kümmerliches gewesen sein. Denn der ursprünglich wilde, von Jagd und Fischfang lebende Mensch versteht noch nicht die Verarbeitung der Metalle. Lange Jahrtausende hindurch vermochte er sich lediglich aus Stein, Knochen und Horn nur ganz rohe Werk-

zeuge herzustellen. Erst allmählich schritt er zur Verfertigung besserer, d. h. feiner behauener und geschliffener Steinwerkzeuge fort, wie die vorgeschichtlichen Funde in unseren Museen sichtbar beweisen. Ein paradiesisches Dasein hat der Urmensch nicht geführt.

Aber eben diese Sage von der ursprünglichen Unschuld und Gottähnlichkeit des Menschen*) bildet den Grundstein der ganzen christlichen Glaubenslehre. Gott schuf den Menschen als sein Ebenbild, lehrt die Bibel, lehrt der Katechismus. Durch den Sündenfall lud der Mensch eine schwere Schuld auf sich. Er war unfähig, diese Schuld aus eigener Kraft zu tilgen. Diese Schuld pflanzte sich als Erbsünde im Menschengeschlechte fort. Da entschloß sich Gott, aus unendlichem Erbarmen, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Aber die Sünde durfte doch nicht ungerächt bleiben. Gott nahm also ein stellvertretendes Opfer in Gestalt seines eigenen eingeborenen Sohnes an. Der mußte hierzu in die Welt kommen und die Leiden der Menschheit, dazu den schmerzlichen und schimpflichen Tod des Missetäters erdulden. Und an den Wirkungen dieser göttlichen Erlösung kann der einzelne Mensch nur dann teilnehmen, wenn er an alles dies glaubt.

Alle diese Vorstellungen kommen uns nur darum nicht so erstaunlich vor, weil sie uns in noch urteilsloser Jugend schon eingeprägt wurden. Die ganze Kette dieser Sätze bricht aber haltlos in sich zusammen, sobald das erste Glied abgelöst wird, sobald nämlich die ersten Menschen nicht rein und Gottes Ebenbilder, sondern nahezu tierähnliche Wilde waren.

Durch naturwissenschaftliche und geschichtliche Forschung ist die Tatsache über allen Zweifel festgestellt, daß es ein Paradies im biblischen Sinn nicht gab, daß der Mensch vielmehr nur durch Anspannung seiner Kräfte sich selbst aus einem nahezu tierischen Zustande hinausgearbeitet und zu seiner heutigen Höhe emporgehoben hat.

---

*) Nach einer Rede des verstorbenen Kanzlers der Universität Tübingen: von Rümelin.

Hiermit stürzt die ganze christliche Sühnopferlehre: **gab es kein Paradies und keinen Sündenfall, so war auch die Sendung eines Erlösers und sein Versöhnungstod nicht erforderlich.**

5. Die fünf Bücher Mose.

Die christlichen Kirchen lehren:

Die Heilige Schrift ist die Sammlung jener Bücher, welche unter Eingebung des Heiligen Geistes geschrieben und als Wort Gottes von der Kirche anerkannt sind.

Das Alte Testament enthält die göttlichen Offenbarungen, welche vor der Ankunft Christi an die Menschheit ergangen sind.

Und die katholische Kirche fügt hinzu:

Außer dem *unfehlbaren* Zeugnisse der Kirche ist uns die Glaubwürdigkeit und Unverfälschtheit der Heiligen Schrift so vielfach und unumstößlich erwiesen, daß man sie unmöglich in Zweifel ziehen kann, ohne alle *geschichtliche Wahrheit* zu verwerfen. Daß die Bücher des Alten Testaments *glaubwürdig* sind, erkennen wir schon daraus, daß Christus selbst sich auf ihr Zeugnis beruft und versichert, daß sie allen Glauben verdienen. „Ihr forschet in der Schrift, und sie ist es, die von mir Zeugnis gibt." (Joh. 5, 39.)

„Sie haben Moses und die Propheten; diese sollen sie hören. Wenn sie Moses und die Propheten nicht hören, so würden sie auch nicht glauben, wenn jemand von den Toten auferstünde." (Luk. 16, 29—31.)

Früher war der Glaube allgemein, daß wir in den ersten Kapiteln der Bibel eine auf göttliche Offenbarung zurückgehende Niederschrift Mose über die Anfänge der Welt und der Menschheit vor uns hätten. Auch *Jesus und die Apostel* lebten *ganz in diesem Glauben*, weil sie in den Anschauungen des Judentums ihrer Zeit befangen waren. Daß die Berichte von der Weltschöpfung, der Sintflut und dem Paradiese keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen dürfen, haben wir gesehen. Aber diese Erzählungen sind auch *nicht auf Mose zurückzuführen.*

Denn die fünf Bücher Mose sind gar nicht von ihm verfaßt. Diese Erkenntnis hat sich bei den evangelischen Gelehrten der alttestamentlichen Wissenschaft seit fünfzig Jahren allgemein durchgesetzt. Die Bibel ist von einer kaum übersehbaren Zahl von Gelehrten durchforscht worden. Sowohl die evangelische wie die katholische Kirche stellten der Forschung Hindernisse in den Weg. Um sie zu fördern, ist eine ungeheure Summe nicht bloß von scharfsinniger Gelehrsamkeit und eisernem Fleiß, sondern auch sittlichem Mut und Entsagungsopfern dargebracht worden. Es würde zu weit führen, alle die einzelnen Beweisstellen dafür, daß Moses unmöglich die fünf Bücher geschrieben haben kann, aufzuzählen. Von vielen nur einige wenige:

1. Mos. 12, 6. 13, 7 steht: Damals waren die Kanaaniter im Lande ansässig. Diese Zeit wird also als eine längst vergangene bezeichnet. Nun wurde doch erst nach Mose Tode Kanaan erobert und die kananäische Bevölkerung erst in jahrhundertelangem Ringen von Israel aufgesogen. (2. Sam. 21 ff. 1. Kön. 9, 16.)

1. Mos. 40, 15 sagt Joseph: Denn ich bin schmählich geraubt aus dem Lande der Hebräer. Weder zu Josephs noch zu Mose Zeit war Kanaan, denn das ist gemeint, Land der Hebräer, sondern wurde es erst nach Mose Tode.

1. Mos. 36, 31 ff. heißt es: Und dies sind die Könige, welche im Lande Edom geherrscht haben, bevor es einen König der Israeliten gab. So kann selbstverständlich nur jemand schreiben, der mindestens die Tage Sauls schon erlebt hat.

Und 5. Mos. 34 wird sogar Mose Tod erzählt, also doch nicht von ihm selbst.

Die Gesetzgebung mußte einem Hirtenvolke gelten, denn das waren die Israeliten zu Mose Zeit. Sie gilt aber einem Volke, welches längst in dem nach Mose Tode eroberten Lande seßhaft geworden ist. Nicht der Hirte, vielmehr der Bauer wird 2. Mos. 20 ff. angeredet.

Andererseits zeigt die Geschichte des alten Israel, wie wir sie aus den Richtern, den Samuelis- und den Königsbüchern kennen, daß damals noch ganze Abschnitte der mosaischen Gesetzgebung unbekannt waren, z. B. das Gebot der gemeinsamen

Jahveverehrung an nur einer Stelle im Lande, das Gebot der Beschränkung des Opferns auf den Stamm Levi usw., denn andernfalls wären die unausgesetzten Übertretungen dieser Vorschriften durch die Gesetzeseifrigen im Volke gar nicht zu erklären.

Dann sind die mosaischen Erzählungen nicht einheitlich geschlossen, sondern sie weisen Widersprüche und Wiederholungen in großer Fülle auf — nicht nur in den Schöpfungs-, Sintflut- und Paradiesberichten, sondern durchweg in allen fünf Büchern.

Sie können also überhaupt nicht von einem Verfasser herstammen. Ein Verfasser würde unmöglich die Berufung Mose in so ganz verschiedener Weise schildern, wie dies in demselben Buche 2. Mos. 3, 1 ff. und 6, 1 ff. geschieht. Er würde nicht die Dauer des Laubhüttenfestes einmal siebentägig (5. Mos. 16, 15), das andere Mal achttägig (3. Mos. 23, 26) angegeben haben usw.

In den Kreisen der Fachgelehrten herrscht die Ansicht vor, daß die fünf Bücher Mose aus mehreren verschiedenen und in verschiedenen Zeiten entstandenen Schriften zusammengearbeitet sind. Alle diese Schriften sind aber erst lange nach Moses entstanden.

In der biblischen Urgeschichte, 1. Mos. 1—11, findet man zwei dieser Quellen. Daraus erklären sich die beiden verschiedenen und widerspruchsvollen Berichte in der Schöpfungs-, Sintflut- und Paradiesgeschichte. Die Scheidung dieser beiden Quellen wurde dadurch erleichtert, daß die Bezeichnung für Gott auffallend wechselte. In einzelnen Abschnitten der Erzählung fehlt der Eigennamen Jahve, es steht nur „Gott“ (Elohim), in anderen heißt es: „Jahve Gott“. Dieser Wechsel kehrte immer wieder und mit ihm wurde auch die ganze Sprache insofern eine andere, als für dieselben Begriffe, z. B. „Mann“ und „Weib“, ganz andere Ausdrücke gebraucht wurden. Die ältere Quelle nennt man nach dem Gebrauch des Gottesnamens Jahve — Jahvist, die jüngere Elohist. Der Schöpfungsbericht z. B. im 1. Kapitel der Bibel ist aus dem Elohisten, der im 2. Kapitel aus dem Jahvisten. Die jahvistische Schrift stammt aus dem 8. oder 7. Jahrhundert v. Chr., die elohistische frühestens aus dem 6. Jahrhundert.

Wie kam man nun dazu, die Bücher „Mose“ so zu nennen? Im hebräischen Original sind sie Thora (Lehre) betitelt. Den Titel „die fünf Bücher Mose“ haben sie erst später bekommen. Sehr häufig im Altertum knüpfte man ehrwürdige Schriften, deren Verfasser man nicht mehr kannte, an den Namen eines berühmten Mannes der Vorzeit. So geschah es auch hier mit Moses. Wenn wir annehmen, daß Moses etwa 1400 Jahre vor Christus gelebt hat, so ist also 6 bis 7 Jahrhunderte nach ihm die früheste Niederschrift entstanden, welche einen Teil der Bücher Mose ausmacht.

Solange man die fünf Bücher Mose auf Moses als Verfasser zurückführte, mußte man annehmen, daß eine fortlaufende mündliche Überlieferung von den Tagen Adams bis zu denen des Moses vorläge, über deren Reinhaltung Gott gewacht habe, und daß dem Adam über die Weltschöpfung von Gott eine besondere Offenbarung zuteil geworden sei. Moses habe dann diese Überlieferungen schriftlich aufgesetzt.

Diese ganze Auffassung mußte zusammenbrechen, sobald man erkannte, daß die fünf Bücher Mose erst Jahrhunderte nach Moses aus verschiedenen schriftlichen Quellen zusammengearbeitet seien. Geschichtliche Wahrheit enthalten diese Bücher nur teilweise. Diese herauszusondern, ist lediglich Sache der fortschreitenden Wissenschaft. Die Kirche mit ihrem Offenbarungsglauben ist hierzu völlig außerstande.

6. Die Gesetzgebung auf dem Sinai.

„Man bedenke,“ schreibt Friedrich Delitzsch in seinem 2. Vortrag über Babel und Bibel, „der allmächtige Gott, ‚der Allumfasser, der Allerhalter‘, der Unschaubare, Unnahbare, er verkündet unter Donner und Blitz, aus Gewölk und Feuer heraus seinen heiligsten Willen, Jahve, ‚der Fels, dessen Tun vollkommen‘ (5. Mos. 32, 4) behaut mit seinen eigenen Händen zwei steinerne Tafeln und gräbt in sie mit den eigenen Fingern, die die Welt im Gleichgewicht halten, die zehn Gebote — da wirft Moses im Zorn die ewigen Tafeln des ewigen Gottes von sich und zer-

bricht sie in tausend Stücke. Und dieser Gott schreibt zum zweitenmal andre Tafeln, die seine erste und letzte eigenhändige Offenbarung an die Menschheit darstellen, Gottes einzigste greifbare Offenbarung und Moses hält es nicht der Mühe für wert, seinem Volk und damit der Menschheit wortgetreu mitzuteilen, was Gott auf jene Tafeln gegraben." Hiermit sind außer kleinen Abweichungen im Wortlaut der Gebote die zwei verschiedenen Fassungen des Gebotes über die Sonntagsruhe gemeint. 2. Mos. 20, 11 heißt es ... Hierauf ruhte er (Jahve) am siebenten Tage. Daher hat Jahve den Sabbattag gesegnet und für heilig erklärt.

Und als Moses vor dem Übergang über den Jordan die zehn Gebote seinem Volke abermals einschärfte, heißt es 5. Mos. 5, 15: Denke daran, daß du selbst Sklave gewesen bist in Ägypten, und daß dich, Jahve, dein Gott, mit starker Hand und ausgerecktem Arme von dort hinweggeführt hat. Darum hat dir, Jahve, dein Gott, befohlen, den Sabbattag zu begehen.

Wie kommt das?

Nun, die Bibelforschung hat festgestellt, daß uns die zehn Gebote in zwei verschiedenen Fassungen vorliegen, die überhaupt nicht unmittelbar auf die Tafeln, sondern auf anderweitige Aufzeichnungen zurückgehen.

„Und so sind uns auch alle übrigen sogenannten mosaischen Gesetze," sagt Delitzsch*) weiter, „in zwei verhältnismäßig späten, durch Jahrhunderte voneinander getrennten Rezensionen überliefert, wodurch sich alle Differenzen leicht genug erklären. Und auch dies wissen wir, daß die sogenannten mosaischen Gesetze Satzungen und Gebräuche darstellen, die teils von alters her bei den Kindern Israel Geltung besaßen, teils aber auch erst nach der Seßhaftmachung des Volkes in Kanaan rechtliche Geltung erhielten und dann en bloc auf Moses und zwecks noch höherer

*) Bei der Bibelkritik stütze ich mich auf anerkannt hervorragendste Fachgelehrte. Zur Vermeidung von Mißverständnissen bin ich verpflichtet, die betreffenden Sätze ihrer Schriften wörtlich anzuführen und muß daher längere Stellen einfach entnehmen. Die Schlußfolgerungen im Rahmen meines Gesamtwerkes vertrete ich allein.

Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit auf Jahve selbst als den höchsten Gesetzgeber zurückgeführt wurden, wie wir dies bei den Gesetzen andrer alter Völker — ich erinnere an das Gesetzbuch des Manu — beobachten, und wie es genau so bei der babylonischen Gesetzgebung der Fall ist...

... Ist doch der rein menschliche Ursprung und Charakter der israelitischen Gesetze noch leicht genug durchschaubar. Oder sollte jemand wagen zu behaupten, daß der dreimal heilige Gott, der mit seinen eigenen Fingern lô tiqtōl, „du sollst nicht töten", in die Steintafel gegraben, im selben Atemzug die Blutrache sanktioniert habe, die bis heute wie ein Fluch auf den Völkern des Ostens lastet, während schon Hammurabi (König von Babylon, 2250 v. Chr.) ‚ihre Spuren fast völlig getilgt hatte'? Oder sollte jemand daran festhalten, daß die Beschneidung, die von alters her bei den Ägyptern und arabischen Beduinen Sitte gewesen, Zeichen sei eines besonderen Bundes Gottes mit Israel? Wir begreifen nach orientalischer Denk- und Redeweise sehr wohl, daß die mancherlei Satzungen für alle möglichen kleinsten Vorkommnisse des täglichen Lebens, wie wenn ein stößiger Ochse einen Menschen oder einen anderen Ochsen tötet (2. Mos. 21, 28 f., 35 f.), daß die Speiseverbote, die minutiösen medizinischen Vorschriften für Hautkrankheiten, die detaillierten Bestimmungen für die priesterliche Garderobe hingestellt werden als von Jahve selbst herrührend, aber das ist eine rein äußere Form — der Gott, dem die liebsten Opfer sind ‚ein geängsteter Geist, ein geängstetes und zerschlagenes Herz' (Ps. 51, 19) und der an dem ganzen Opferkult nach Art der ‚heidnischen' Völker kein Gefallen hatte (Ps. 40, 7), hat sich gewiß nicht die Rezepte für Salböl und Räucherwerk ‚nach Apothekerkunst', wie es heißt (2. Mos. 30, 25. 35), ausgedacht."

Die Erzählung von der Gesetzgebung auf dem Sinai ist demnach auch nur eine *Sage*. Die zehn Gebote sind *nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs*. Und die mosaische Gesetzgebung ist *durchaus nicht als die erste*, die *älteste* der Menschheit gegeben.

Lange, ehe es überhaupt ein Volk Israel gab, 800 und mehr

Jahre vor Moses bestand schon in Babylonien ein hochentwickelter Rechtsstaat. Vor kurzem ist, auf einem mächtigen Steinblock eingegraben, die Gesetzessammlung des babylonischen Königs Hammurabi aufgefunden worden, welche um 2250 v. Chr. fertiggestellt wurde.

Sie enthält 282 Gesetzesparagraphen und zeigt uns gesellschaftliche Verhältnisse und bürgerliche Rechtszustände, welche weit verfeinerter sind als die Israels im sogenannten mosaischen Gesetz. In Babylonien ist z. B. die Blutrache, die im alten Israel noch herrscht, bereits verschwunden. In religiöser Hinsicht überragt aber das mosaische Gesetz das des Hammurabi weit, denn während 2200 v. Chr. Babylonien der Vielgötterei huldigte, bekennt sich um 1400 v. Chr., also 800 Jahre später, Israel mit Moses zu einem Gotte. Inwieweit die israelitische Gesetzgebung durch die babylonische beeinflußt worden ist, hat die zukünftige Forschung aufzuklären.

Die älteste und wichtigste Gesetzessammlung des Alten Testaments stellt das Bundesbuch 2. Mos. 20, 22—23; 33 dar. Da nicht weniger als 24 Bestimmungen im Bundesbuche mit der Gesetzessammlung Hammurabis sichere oder ziemlich sichere Ähnlichkeiten bieten, wird man zwischen beiden einen auffälligen und unabweisbaren Zusammenhang der rechtlichen Anschauungen annehmen müssen*).

Wie Moses von Jahve, so hat auch Hammurabi seine Gesetze *offenbart* erhalten und zwar von dem Sonnengotte Schamasch, dem höchsten Richter Himmels und der Erde. Auf dem in den babylonischen Ruinen aufgefundenen Gesetzesstein ist eine Darstellung eingemeißelt, wie Gott Schamasch den König Hammurabi *persönlich* unterweist.

7. Israel und Babylonien.

Früher war die Bibel ziemlich die einzige Quelle von Bedeutung für unsere Kenntnis des alten Orients. Das hat sich nun geändert. Seit Jahrzehnten haben in Babylonien und Assy-

*) Johannes Jeremias, Moses und Hammurabi. S. 30 ff.

rien, im Euphrat- und Tigristal Ausgrabungen stattgefunden mit staunenswertem Erfolge.

Bildwerke und Paläste, deren Wände mit Schriftzügen bedeckt, schriftliche Urkunden aller Art auf Steinplatten, Tontafeln usw. erschlossen sich dem überraschten Auge. Und die Entzifferung der Keilschriften, in denen diese Urkundzn angefertigt sind, war schon früher gelungen.

Welch ein gewaltiges wissenschaftliches Ereignis! Eine neue Zeit brach an für das Verständnis und die Beurteilung der Bibel.

Vorbei war es mit der naiven Anschauung, daß die Geschichte überhaupt erst mit Abraham beginne, wie es seit Leibniz ehedem mit dem Wahne vorbei war, daß das Hebräische die Ursprache der Menschheit sei.

„Wie haben sich doch die Zeiten geändert!" sagt Delitzsch in Babel und Bibel, I, — „David, Salomo 1000 v. Chr., Moses gar 1400 und noch 8 Jahrhunderte früher Abraham, und von allen diesen Männern bis ins einzelne gehende Nachricht — das erschien so einzigartig, so übernatürlich, daß man auch Erzählungen aus den Anfängen der Welt und der Menschheit gläubig mit hinnahm — selbst die größten Geister standen, ja stehen noch zum Teil unter dem Bann des das erste Buch Mosis umgebenden Mysteriums. Jetzt, da die Pyramiden sich geöffnet und die assyrischen Paläste sich aufgetan haben, erscheint das Volk Israel und sein Schrifttum als der jüngsten eines unter den Nachbarn."

Die ältesten Urkunden des alten Orients, die wir haben, gehören der Zeit um 3000 v. Chr. an. In ihnen erzählen die Könige des alten Babylonien von ihren Kriegen und Bauten.

Damit ist für uns der Begriff der geschichtlichen Zeit — denn Geschichte nennen wir das durch geschriebene Urkunden Überlieferte — verdoppelt worden. *Das, was früher Anfang war, ist jetzt in die Mitte getreten.*

Um 3000 v. Chr. war Babylonien der politische und kulturelle Mittelpunkt des Orients. Eine bewunderungswürdig hohe Kultur stand dort in Blüte.

Aber dies graue Altertum ist eben durchaus noch nicht der Anfang der Kultur Babyloniens. Diese Kultur ist von den Babyloniern erst übernommen und fortgeführt worden; sie stammt von den Sumerern, einem Volke, welches um 3000 längst verschollen ist.

Lange schon vor den Tagen Hammurabis (2250—2200 v. Chr.) ist babylonisches Wesen, sind babylonische Sitten und Gebräuche in Asien bis nach Palästina, ja bis nach Ägypten hinab maßgebend gewesen.

Aus der kanaanitischen Zeit Palästinas (2000—1200 v. Chr.) sind ganze Reihen von Tontafeln gefunden worden, welche zeigen, daß die babylonische Keilschrift schon in dieser vorisraelitischen Zeit in Palästina gebräuchlich war. Dadurch ist die Beeinflussung des kanaanitischen Palästina durch Babylonien nachgewiesen.

In Palästina selbst haben die Israeliten noch jahrhundertelang mit den Kanaanitern zusammengewohnt, teils in feindlichen, teils in freundlichen Beziehungen. Nach der Bibel selbst ist es nicht so, daß die Kanaaniter sofort von Israel ausgerottet wären. Im Gegenteil, sie wurden erst unter David und Salomo allmählich aufgesogen (Richter 1, 27—35; 9, 6 ff.). Kanaan aber war der Kultur nach eine babylonische Provinz, ehe Israel in Kanaan eingedrungen war. Als Israel in Kanaan einzog, kam es damit mittelbar unter die Kulturherrschaft Babylons. Auch später ist Israels Geschichte mit Assyrien und Babylonien unlösbar verbunden. Das Reich Israel wurde 722 v. Chr. von den Assyrern zerstört und das Volk zum Teil weggeführt. Das Reich Juda verfiel 586 v. Chr. der Zerstörung durch die Babylonier und der größte Teil des Volkes wurde in die babylonische Gefangenschaft geführt.

Das nachexilische Judentum ist dem Einflusse der babylonischen Weltkultur auf allen Gebieten des äußeren Lebens völlig erlegen. Es hat in den Jahrhunderten nach dem Exil sogar die damals die ganze semitische Kulturwelt beherrschende aramäische Sprache angenommen. (Gunkel, Israel und Babylonien.)

„Israel als Träger des religiösen Gedankens, der seine Fahne bildet, hat sein Geistes- und Kulturleben aus der altorienta-

lischen Welt heraus entwickelt. Es hat von ihr Anstöße empfangen und sie unter ihrem Einfluß weitergebildet, als ein Glied in einer Kette. Damit wird ihm nichts von seiner Eigenart und seinem Verdienste genommen." (Winkler, Abraham als Babylonier, Joseph als Ägypter.)

In wie hohem Maße Babylonien Israels Kultur und Kultus beeinflußt hat, das vermag hier nicht im einzelnen geschildert zu werden.

Dem biblischen Schöpfungsbericht, der Erzählung von den Urvätern, von der Sintflut und dem Turmbau zu Babel liegen jedesmal babylonische Stoffe (Mythen) zugrunde, die durch mündliche oder schriftliche Überlieferung nach Israel kamen. Auch für die Paradieses-Erzählung werden von einigen Forschern gewisse Beziehungen angenommen. Daß eine starke Umformung und Weiterbildung des überkommenen babylonischen Gedankenkreises im Sinne der israelitischen Religion gemäß ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe stattgefunden hat, ist natürlich.

„Entsprechend den örtlichen Verhältnissen Südbabyloniens ließen die Babylonier das Weltall aus einem wässerigen, finsteren Chaos, namens Tiamat, gebildet werden: zuerst ward die Finsternis vom Lichte zerteilt und dann eine Scheidung der Wasser durch die Himmelsveste und durch die Erde vollzogen, worauf der Himmel mit Sternen, Sonne, Mond und den fünf Planeten ausgestattet wurde, die fruchtbare Erde aber mit Tieren aller Art, bis zuletzt der Mensch, zwar aus Tonerde geformt, aber göttliches Blut in seinen Adern und darum mit göttlicher Einsicht begabt, aus der Hand des Schöpfers hervorging. Niemand kann im Ernst leugnen, daß die Weltschöpfungserzählung von Genesis Kap. 1 sich auf das engste an diese babylonische anschließt . . .

In dem auf sieben Tafeln verzeichneten babylonischen Weltschöpfungsepos gelangte jene Schöpfungserzählung zu poetischer Fassung und dramatischer Ausgestaltung. Auch dieses Gedicht von dem gigantischen Kampf zwischen Marduk, dem Gotte des Lichtes, und Tiamat, dem Drachen der Finsternis, wurde weit

über die babylonischen Grenzen hinaus bekannt, und niemand vermag länger zu leugnen, daß die alttestamentlichen Propheten und Psalmisten, ebenso wie die Apokalypse Johannis von jenem Epos tief beeinflußt wurden und ohne weiteres Marduks Heldentat auf Jahve übertrugen als den, der in der Urzeit die Häupter der Meerungeheuer zerbrach und das Meerungetüm (liviathan) zerschmetterte, als den, unter welchem zusammenbrachen die Helfershelfer des Drachen (rahab) . . .

Und da die Babylonier den Drachen Tiamat auch als Schlange bezeichneten (vgl. Jes. 27, 1; Job 26, 13) und in Schlangengestalt darstellten . . . wurde schließlich in Gen. Kap. 3 die Landschlange, das ‚Tier des Feldes', als Urheberin der Sünde, als Verführerin zur Sünde vorgestellt . . ." (Friedrich Delitzsch, Mehr Licht.)

Am offensten liegt der innige Zusammenhang zwischen der biblischen und babylonischen Überlieferung bei der Sintflutsage zutage.

Bei Ausgrabungen auf der Trümmerstätte von Ninive wurde die Tontafelsammlung des Königs Assurbanipal gefunden, das heißt also die Büchersammlung des Königs, denn damals schrieb man auf Tontafeln. Dieser Sammlung entstammt der babylonische Flut- und Schöpfungsbericht. Die biblische Erzählung von der Sintflut berührt sich zum Teil wörtlich mit der babylonischen. Nur ist in der Bibel auf einen Gott bezogen, was von den Babyloniern, weil sie solche verehrten, auf viele Götter bezogen wird.

Der Hauptinhalt des babylonischen Berichtes ist in Kürze folgender *):

Die Götter, unter ihnen an erster Stelle Bel, beschließen, über die Menschen wegen ihrer Sünden ein Strafgericht zu verhängen, das in der Vernichtung der Menschen durch eine große Flut bestehen sollte. Einer aber unter den Göttern, Ea, ersieht sich einen unter den Menschen aus, um ihn zu retten, den Utnapischtim (Namensbedeutung: Er fand das Leben) aus der Stadt Schurippak. Er läßt ihn durch Traum den Ratschluß der

*) Entnommen aus: Heinrich Zimmern, „Biblische und babylonische Urgeschichte" und „Keilinschriften und Bibel".

Götter erkennen, befiehlt ihm, zu seiner Rettung ein Schiff zu bauen und lebende Wesen aller Art mit hineinzunehmen:

> Du Mann aus Schurippak, baue ein Schiff!
> Verlaß den Besitz, suche das Leben!
> Laß deine Habe fahren und rette dein Leben!
> Bring' Lebenssamen aller Art in das Schiff!
>
> Das Schiff, das du jetzt bauen sollst,
> wohlberechnet seien seine Maße!

Utnapischtim befolgt diesen Befehl Eas, baut das Schiff nach den vorgeschriebenen Maßen, versieht es mit zahlreichen Zellen, verpicht es mit Erdpech und bringt seine Familie und Verwandtschaft, ferner Tiere aller Art hinein. Kurz vor Beginn der Flut, deren Eintritt ihm durch ein göttliches Zeichen vorher angezeigt wird, besteigt er selbst das Schiff und verschließt dessen Tor, während er den Steuermann mit der Lenkung des Schiffes betraut. In der Frühe des nächsten Morgens bricht die Flut los, verbunden mit gewaltigen Stürmen und dichter Finsternis. Das ganze Land wird infolge der immer höher steigenden Wasser zum Meere, worin die Menschen als Leichen herumschwimmen. Die Götter selbst fürchten sich vor der Sintflut und steigen zum Himmel empor. Sie sind wie ein Hund zusammengeduckt gelagert. Die Göttermutter klagt über den Untergang ihres Menschengeschlechts und bereut es, in der Götterversammlung der Veranstaltung einer Sintflut zugestimmt zu haben. Sechs Tage und Nächte wütet die Flut. Am siebenten Tage tritt Ruhe ein und die Flut hört auf.

Utnapischtim öffnet ein Luftloch und sieht das angerichtete Verderben.

> Er kniet nieder, sitzt weinend da,
> über seine Wangen fließen seine Tränen.

Da taucht Land auf; das Schiff treibt diesem zu und wird von einem Berge Nißir festgehalten. Als der siebente Tag herankam, so erzählt Utnapischtim weiter:

> Da ließ ich eine Taube hinaus und ließ sie los,
> es flog die Taube hin und her,
> da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie zurück.

Da ließ ich eine Schwalbe hinaus und ließ sie los,
es flog die Schwalbe hin und her,
da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück.
Da ließ ich einen Raben hinaus und ließ ihn los,
es flog der Rabe, sah das Wasser abnehmen,
fraß, watete, krächzte, kehrte aber nicht zurück.

Da läßt Utnapischtim alles, was sich im Schiffe befindet, hinaus und bringt ein Opfer dar, dessen süßen Geruch die Götter wohlgefällig einatmen, indem sie sich wie die Fliegen um den Opferer sammeln. (1. Mos. 8,20—21 Noah... brachte ein Brandopfer dar auf dem Altar. Als nun Jahve den lieblichen Duft roch ...)

Es folgt ein Auftritt, in dem die Göttermutter und Ea mit Bel darüber hadern, daß er die Sintflut veranstaltet habe, Bel selbst aber darüber erzürnt ist, daß nicht alle Menschen in der Flut umgekommen sind, sondern einer, Utnapischtim mit den Seinen gerettet ist. Schließlich aber wird Bel anderen Sinnes und verleiht sogar dem Utnapischtim und seinem Weibe göttliche Natur und entrückt sie in die Ferne, an die Mündung der Ströme.

Daß das bei aller Verschiedenheit dem Kern nach dieselbe Erzählung ist, wie die biblische, bedarf keines Beweises. Die Israeliten haben sie im Geiste ihrer Religion umgebildet. Es haben ja noch viele andere Völker Sintflutsagen, aber eben nur die biblische und die babylonische Sage weisen eine so enge Berührung miteinander auf.

Wo war nun die Sintflutsage heimisch, bei den Babyloniern oder bei den Hebräern? Die babylonische Erzählung hat die vorliegende Gestalt, in der sie auch die biblischen Schriftsteller gekannt haben, bereits um 2100 v. Chr. gehabt, wo es ein Israel noch nicht gab, während die älteste (von den beiden) auf uns gekommene israelitische Gestaltung in das 8. Jahrhundert v. Chr. gehört.

Einige Forscher sagen: das babylonische Tiefland könne sehr wohl der Schauplatz einer Meerbebenflut gewesen sein; andere Forscher (Winkler, Alfred Jeremias) sagen: in Babylonien war

die Flutsage ein Astralmythus, d. h. eine Göttersage, die mit der babylonischen Astral-(Sternen-)Lehre zusammenhing.

Ursprünglich huldigten auch die alten Hebräer einem polytheistischen Naturdienste. Ehe sich Gott dem Abraham erschloß, dienten dessen Vorfahren nach der Bibel in Babylonien anderen Göttern. (Jos. 24,2.) Spuren der Vielgötterei finden sich im Widerspruch dazu, daß die fünf Bücher Mose von dem einen wahren Gotte geoffenbart seien, in ihnen, so

im Schöpfungsbericht: Laßt uns Menschen machen nach unserem Bilde, uns ähnlich (1. Mos. 1,26);

in der Paradieseserzählung: Sieh', Adam ist unser einer geworden (1. Mos. 3,22);

in der Geschichte vom Turmbau zu Babel: Kommt, lasset uns niedersteigen (1. Mos. 11,7).

Der hebräische Name für Gottheit, Elohim, ist eigentlich Pluralform von dem nur poetisch gebrauchten Eloah. Im ältesten hebräischen Schrifttum erscheint diese Pluralform Elohim für Gottheiten, Götterbilder und ähnliches. Im Bewußtsein des monotheistischen Juden drückt sie dann aber die Vielheit von Merkmalen aus, die sich im Begriff Gottes zusammenschließen.

Auch die Gottesvorstellung in den fünf Büchern Mose ist eine nur allzu menschliche. Man sagt: die Thora redet nach Menschenweise. Nun aber erscheint doch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ganz nach Weise der heidnischen Götter persönlich in Menschengestalt auf der Erde. Er wandelt in der Abendkühle im Paradiesesgarten, so daß Adam und Eva seine Tritte hören; er macht ihnen Röcke aus Fell und zieht sie ihnen an; er verkehrt leibhaftig und spricht mit Abraham, Isaak, Jakob, Moses; er läßt sich die Füße waschen und ißt Kuchen, Milch und Rindfleisch bei Abraham und Sara (1. Mos. 18); er ringt am Flusse Jabbok mit Jakob und da er ihn nicht bezwingen kann, verrenkt er Jakobs Hüfte durch einen Schlag, so daß Jakob hinkte (1. Mos. 32,24—31) usw.

Als Moses den israelitischen Nomadenstämmen den Gott von Sinai verkündete, war dieser Gott „Jahve"*) nur ein Volksgott

*) Jahve, d. i. der Seiende, der Beständige (nach Delitzsch). S. 2. Mos. 3, 14.

und zwar der Gott dieser Stämme. Er darf nicht gleichgesetzt werden mit dem Gotte der Propheten, welche eine weit höhere, geläutertere, erhabenere Gottesvorstellung entwickelten. Die Israeliten zweifelten nicht daran, daß in Moab der Gott Kemosch, in Tyrus der Baal zu gebieten und Verehrung zu fordern hatten. Aber ihr Gott war stärker. Nun erkenne ich — heißt es 2. Mos. 18, 11 —, daß Jahve mächtiger ist als alle Götter. Die Israeliten beteten ihren Gott allerdings nicht in Bildern an, aber sonst war er ein Wesen wie die Volksgötter umher auch; sein Wille und die Volkssitte deckten sich; gegen die Feinde seines Volkes war er hart bis zur Grausamkeit; sein Wohlgefallen hatte er am Blut der Stiere und Böcke und Opfergeruch war ihm ein Geruch des Wohlbehagens. (Weinel, Das Jesusbild im 19. Jahrhundert, S. 248.)

Bereits um 2500 v. Chr., also 1000 Jahre vor Moses kannten und verehrten kanaanäische Stämme (Nordsemiten) den Gott Ja've, Ja'û (d. i. Jahve, Jahu).

Zu jener Zeit wanderten diese Stämme in Babylonien zu. Ihre Religion ging aber im dort herrschenden Polytheismus unter. Aus ihnen sollten nach Jahrhunderten die zwölf Stämme Israels hervorgehen und als Erbteil den Gottesnamen Jahve überkommen. (Delitzsch, Babel und Bibel, I, 47; III, 60.)

Auch nach der Bibel stammt der Name Jahve schon aus der Urzeit Tagen. Nach 1. Mos. 4, 26 fing man an, den Namen Jahves anzurufen, als Seth ein Sohn geboren wurde, also lange, lange vor der Sintflut.

8. Offenbarung.

Die Ansicht, daß die Religion gleichsam vom Himmel herab durch Zeichen und Wunder, durch ein sichtbares Eingreifen der Gottheit den Menschen verkündigt worden sei, ist nach dem heutigen Stande der Forschung und Wissenschaft als irrig erwiesen. Nicht nur die Israeliten haben eine Heilige Schrift, ein geoffenbartes Religionsbuch, nicht nur ihnen hat Gott sich persönlich offenbart, sondern viele Millionen von Menschen haben gelebt, und Hunderte von Millionen leben noch, die für ihre

Religion nach ihrer heiligsten Überzeugung ebenfalls eine göttliche, aber eine **andere** Offenbarung als die christliche in Anspruch nehmen.

Der Glaube an dergleichen göttliche Offenbarung ist so alt wie alle uns bekannten großen Religionen. Schon im frühesten Altertume glaubte man, daß **alles höhere Wissen und Können** der Menschen auf göttlicher Mitteilung beruhe. Man dachte sich dabei die Götter bald als persönlich den Menschen erscheinend und in menschlicher Rede sprechend, bald durch Gesichte und Träume mit ihnen verkehrend, bald den Menschengeist auf wunderbare Weise überwältigend und zum willenlosen Organe ihres übernatürlichen Wirkens benutzend. Daneben glaubte man, daß die Götter durch Orakel, Wunder und Zeichen den Menschen ihren Willen verkündigten und ihnen Enthüllungen über zukünftige Dinge machten. Die Babylonier bezeichneten die göttliche „Offenbarung" mittels Vorzeichen, Wunder oder Reden als „Schickung" oder „Sehenlassen"; die Offenbarung mittels Traumgesichten als „Sehenlassen" (von Träumen). Auch im Alten Testament vollzieht sich die göttliche Offenbarung, sofern nicht Jahve in eigenster Person (wie die babylonischen Gottheiten) oder durch das Medium des Engels (Boten) Jahves „sich sehen läßt", „erscheint", vor allem im „Sehenlassen" von Träumen und „Sehenlassen" göttlicher Worte und Reden. Vergl. 4. Mos. 23, 3; Jes. 38, 21; Ez. 11, 25 u. Hab. 2, 2 u. 1, 1.

Wie im Alten Testament Jahve spricht, so sprechen in Babel die Götter zu den Menschen. 2. Könige 18, 25: Bin ich denn ohne Jahves Zutun heraufgezogen wider diesen Ort, ihn zu verderben? Jahve sprach zu mir: Ziehe hinauf wider dieses Land und verderbe es!

Den Indern galten ihre Religionsbücher, die Veden, als **geoffenbart** und **ganz unfehlbar**. Dem Zarathushtra — so glaubten die Iranier — hat Gott Ahura Mazda in dem heiligen Religionsbuche, im Avesta, seinen Willen **geoffenbart**.

„Am deutlichsten wird die Sache bei der jüngsten dieser Religionen, dem Islam, dessen Religionsbuch, der Koran, in Ur-

schrift dem siebenten Himmel angehören, vom Engel Gabriel dem Mohammed stückweise mitgeteilt und von diesem dann seinen Gläubigen gepredigt worden sein soll. Der arabischen Theologie gilt er als ungeschaffen, als ewig. In Wirklichkeit ist der Koran in seiner jetzigen Gestalt etwa ein Menschenalter nach Mohammeds Tode von dessen Nachfolgern und Anhängern aus schriftlichen und mündlichen Quellen zusammengestellt worden." (Holtzmann, Die Entstehung des Neuen Testaments.)

Und alle diese Milliarden von Gläubigen einer bestimmten Religion glaubten die Jahrtausende hindurch und glauben auch heute noch, daß gerade die göttliche Offenbarung, welche sie in ihrer Religion besitzen, die einzige echte und wahre ist, daß die aller andern Religionen auf Irrtum beruht. Es ist ihre innerste und tiefste Überzeugung, daß nur die ihrer besonderen Religion gewordene Offenbarung den Weg zur Wahrheit und zum Heile weist.

Daher kann nur der blinde Glaubenseifer den einen Religionsstifter für einen Boten Gottes und den andern für einen Betrüger erklären.

Nach dem Erkennen und Wissen der heutigen Menschheit enthalten alle diese als göttlich geglaubten Offenbarungen eine Fülle von geschichtlichen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Irrtümern.

Eine göttliche Offenbarung müßte doch vor allem ihre Unfehlbarkeit und Unabänderlichkeit so in sich selber tragen, daß sie jedem Gläubigen einleuchtet. Nun wird aber in allen geoffenbarten Religionen seit ihrem Bestehen über grundlegende Glaubenssätze und Glaubensvorstellungen gestritten, so daß diese sich nicht als unabänderlich erweisen, sondern weiter entwickelt worden sind.

Zwei Jahrhunderte lang wütete der Streit, ob Christus Gott gleich oder nur Gott ähnlich sei, und erst im Jahre 325 wurde auf der Kirchenversammlung zu Nizäa die Wesensgleichheit beider endgültig festgelegt. Trotzdem hingen im frühen Mittelalter ganze germanische Völker: Die Vandalen, Burgunder, Ost- und Westgoten, die Sueven und Langobarden der Lehre des Arius

an: Christus sei ein bloßes, wenn auch das erste, vollkommenste und weltschaffende Geschöpf des Gottvaters und vermöge denselben nicht einmal völlig zu erkennen. Erst das allmähliche Überhandnehmen der römischen Kultur bei den Germanen in Verbindung mit der steigenden Macht der römischen Bischöfe hat einen Stamm nach dem anderen zum katholischen Glauben hinübergedrängt. Schließlich wurde der allgemeine Sieg des Katholizismus durch die Eroberungen der Franken entschieden.

Wieviel Religionsstreitigkeiten hatten wir und wieviel Konfessionen und Sekten haben wir heute noch allein in der Christenheit! Und jede einzelne behauptet: nur sie allein habe die volle Wahrheit.

Als vor anderthalb Jahrhunderten die Kritik erwachte, fing man an, den Bibelstellen, an deren Wahrheit man nicht mehr glauben konnte, durch allerlei Umdeutungen einen anderen Sinn zu geben. Man sagte, sie seien nicht wörtlich, sondern nur bildlich und allegorisch zu deuten.

Doch schon Herder erkannte: Die Bibel nach unseren Deutungen zu erklären, wäre offenbar eine Verwirrung der Zeiten, der Völker und des menschlichen Verstandes.

Bild und Sache fielen für die Völker des Altertums in eins zusammen; sie hielten derartige Erzählungen — wie in den fünf Büchern Mose — für buchstäbliche, tatsächliche Wahrheiten. Und ebenso war es das ganze Mittelalter hindurch. Wir können also der Auffassung der Menschen des Altertums nicht unsere moderne Denkweise unterschieben.

Alle wissenschaftlich gebildeten Theologen — kann man wohl sagen — die evangelischen wie die katholischen, haben daher jetzt den Begriff der Verbal-Inspiration (d. h. daß die Schrift wörtlich von Gott den menschlichen Verfassern eingegeben sei) aufgegeben.

Aber hieraus ergibt sich: „Vom Standpunkte der alttestamentlichen Theologie ist es begreiflich*), daß sie, nachdem sie einmütig und mit Recht die Verbalinspiration des althebräischen

---

*) Nach Delitzsch, Babel und Bibel II.

Schrifttums preisgegeben hat und damit vielleicht ungewollt, aber durchaus folgerichtig den für unsern Glauben, Wissen und Erkennen schlechterdings unverbindlichen Charakter der alttestamentlichen Schriften als solcher anerkannt hat, nunmehr den sie durchwehenden Geist als göttlichen in Anspruch nimmt und den Monotheismus Israels, den „Geist des Prophetentums", als eine wirkliche Offenbarung des lebendigen Gottes mit um so größerer Einstimmigkeit predigt.

Jene sich positiv wähnenden Theologen, die alle göttliche Offenbarung sich allmählich geschichtlich entwickeln lassen, verkehren den kirchlichen Offenbarungsbegriff in sein Gegenteil.

Mit der Preisgabe der Verbalinspiration wird das Alte Testament seines Charakters als des Wortes „Gottes" unwiederbringlich entkleidet.

Es sind die denkbar schroffsten, sich schlechterdings ausschließenden Gegensätze: allmähliche, geschichtliche (menschliche) Entwicklung und Eingriffe Gottes in diese Entwicklung durch besondere, übernatürliche Offenbarung.

Nach den Lehren der Kirche ist kein Unterschied zwischen den einzelnen Teilen der Bibel hinsichtlich der Offenbarung, insbesondere zwischen dem Alten und Neuen Testament. Wenn selbst die evangelische Orthodoxie „Offenbarungen", die ihr nicht mehr zeitgemäß dünken, beseitigt, wird sie sich nicht endlich zu einem offenen Bekenntnis herbeilassen und in unzweideutiger Weise erklären, welche Bücher und Erzählungen sie selbst aus der „Heiligen Schrift" zu streichen für gut befindet?

Der Wissenschaft muß es freistehen, festzustellen, welche Teile der Bibel als nebensächlich oder irrig oder unecht ausgeschieden werden müssen.

Eine Bibelgläubigkeit schlechthin kann nicht gefordert werden, wo nicht die gesamte Bibel das Werk göttlicher Offenbarung sein soll."

Wer seinen Glauben, der über Leben und Sterben standhalten soll, darauf baut, die Bibel enthalte unfehlbare göttliche Offenbarung, der baut auf Sand.

9. Zarathushtra.

Hollmann schreibt in seinem Buche: Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat (Religionsgeschichtliche Volksbücher): „Der Dualismus der Weltanschauung ist die unüberbrückbare Kluft, die Prophetie und Apokalyptik*) trennt. Von diesem Dualismus weiß die Prophetie nichts, und damit hängt zusammen, daß sie auch nichts weiß von Totenauferstehung, Weltgericht, Paradies und Hölle, daß auch die ganze Einzelausprägung des Zukunftsbildes verschieden ist, daß insonderheit in den Messiashoffnungen eine völlige Umbildung eintreten mußte (S. 73). Dann aber drängt sich mit aller Macht die Frage auf: Woher stammt eigentlich all dies Neue in der Apokalypse, vor allen Dingen die neue dualistische Weltanschauung, der große dramatische Entscheidungskampf zwischen dem Reich des Satans und dem Reich Gottes, mündend im Weltgericht mit allen seinen Begleiterscheinungen und Folgen? Daß hier gegenüber der früheren israelitischen Religion etwas Neues vorliegt, kann überhaupt nicht bestritten werden. Es sei auch noch daran erinnert, wie früher selbst das Böse gelegentlich mit Jahve in Verbindung gebracht wurde (2. Sam. 24, 3), wie für die Propheten das Böse aus dem Willen der Menschen kommt, aus ihrem Ungehorsam, aus ihrer Verstocktheit, hingegen von einem satanischen Reich des Bösen auch nicht eine Spur zu entdecken ist (S. 74/75).

Wohl hat es stets in der jüdischen Religion wie in allen Volksreligionen, selbst in der prophetischen Periode, den Glauben an böse, unheimliche Spukgeister gegeben. Neu ist aber seit der Apokalyptik das außerordentlich starke Hervortreten dieses Glaubens und die Zusammenfassung aller dieser Wesen zu einem Reich des Bösen unter monarchischer Spitze**). Wohl kennt

*) Apokalypsis heißt Offenbarung. Eine weitverzweigte pseudonyme Literatur will nichts Geringeres, als die göttlichen, dem Menschen sonst verborgenen Geheimnisse offenbaren. Ihrer Form nach sind sie Weissagungen, vorwiegend in Gestalt von Visionen. Das erste apokalyptische Werk ist das Buch Daniel aus dem Jahre 165 v. Chr. Näheres s. Hollmann.

**) In vollem Gegensatz zu Jes. 45, 7: Der das Licht bildet und die Finsternis schafft, der das Heil wirkt und das Übel schafft — ich, Jahve, bin's, der sie wirkt alle beide.

schon das Alte Testament (Hiob 1 u. 2, Sach. 3, beide Chronikbücher) einen Satan, aber er ist ein Engel an Gottes Thron, der die Funktionen des Anklägers, wenn auch bereits mit hämischen Nebenabsichten, zu erfüllen hat. Aus diesem Satan, der auch den Namen Mastema, Beliar, Beelzebub führt, ist jetzt das geworden, was naiver Volksglaube noch heute unter dem Namen „Teufel" zusammenfaßt, der Gegenpol Gottes, der Herrscher im Reich des Bösen. Unter ihm stehen die Dämonen, die Nachkommen der nach 1. Mos. 6, 2 frevelnden Göttersöhne, die als gefallene Engel die Menschen zum Bösen verführen, so besonders auch zum Götzendienst, unsichtbar die schlimmsten Leidenschaften entfachen und alle möglichen Krankheiten hervorrufen. Man denke an die Besessenen in den Evangelien.

Die Dämonen lieben es nicht, an ihrem eigentlichen Wohnort, der Wüste, zu bleiben, sondern umgeben unzählbar den Menschen und lauern auf sein Verderben. So sah das spätere Judentum diese Welt, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Jesus diese Anschauungen einfach übernommen, geteilt hat. Jesus kämpft gegen den Satan und sein Reich. (Mark. 3, 22—27; Matth. 12, 28.) Das waren damals nicht Bilder für die Macht des Bösen, sondern ganz reale, furchtbare Größen" (S. 65/66).

Das alte Israel wußte nichts von einer Auferstehung nach dem Tode. Noch zu Jesu Zeit verwarfen die Sadduzäer diese Lehre als etwas neu Hinzugekommenes, nicht mit der Thora (der Lehre des Gesetzes Mose) in Einklang Stehendes. „Mit dem Sterben war es zu Ende. Dann kam die Seele in die Scheol (den Hades), das Schattenreich, von dem der Psalmist sagt: Wer könnte in der Unterwelt dir lobsingen (Ps. 6, 6). Zum erstenmal begegnet uns Jes. 24—27 in der dem Propheten eingefügten, mit Recht so genannten Jesaiaapokalypse aus dem Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. die neue Hoffnung: Erwacht und jauchzt, die ihr im Staube liegt, denn ein Tau des Lichts ist dein Tau, und die Erde wird die Schatten ans Licht bringen (Jes. 26, 19). Und bei Daniel lesen wir dann die berühmten Worte: Viele von denen, die im Erdenstaube schlafen, werden erwachen, die einen zum ewigen Leben, die andern zur Schmach und zum

ewigen Abscheu. Die Weisen aber werden leuchten, wie der Glanz der Himmelsveste, und die, welche viele zur Gerechtigkeit geführt haben, wie die Sonne auf immer und ewig. (Daniel 12, 2ff.). Es ist sehr beachtenswert, daß hier erst viele auferstehen, nicht alle. Gedacht ist besonders an die Märtyrer. Noch Luk. 14, 14 spricht nur von der Auferstehung der Gerechten. Im äthiopischen Henoch finden wir zuerst die allgemeine Totenauferstehung, die der 4. Esra (eine apokalyptische Schrift) so formuliert: Die Erde gibt wieder, die darinnen ruhen, der Staub läßt los, die darinnen schlafen, die Kammern erstatten die Seelen zurück, die ihnen anvertraut sind (Esra 7, 32). Dieser Glaubenssatz, über den noch der Prediger Salomo spottete (3, 19—22), wurde bei Jesu Auftreten von allen Frommen anerkannt.

Jesus selbst hat diesen Glauben übernommen und gebilligt. (Mark. 12, 18—27.) (S. 66/67.)

Aus dem großen Tage, an dem Jahve an den Feinden seines Volkes Rache nimmt, in blutigem Morden seine alte Kriegsgottnatur betätigt, Israel triumphieren läßt — ist jetzt der Tag des Weltgerichts geworden. Alle Menschen, die je gelebt haben, müssen vor Gottes Thron erscheinen und empfangen das Urteil je nach ihren Werken zum ewigen Leben oder zur ewigen Verdammnis (S. 68). Und dieser Gedanke der göttlichen Vergeltung für jeden einzelnen im Jenseits wirft seine Schatten bereits voraus auf die Zeit zwischen Tod und Auferstehung zum Weltgericht. Die alten Scheolvorstellungen werden mehr und mehr umgebildet. In der Zwischenzeit gibt es bereits einen Vorgeschmack des künftigen Schicksals. Die Seelen der Frommen kommen an freundlich-lichte Orte der Unterwelt, sie dürfen bereits zukünftige Seligkeit schauen oder sie werden in den unterirdischen Kammern im tiefen Frieden unter Engelschutz aufbewahrt, ja gelegentlich sind sie bereits im Himmel. Die Seelen der Gottlosen hingegen kommen in kalte finstere Gegenden der Unterwelt, müssen ruhelos umherirren und werden schon vorher gepeinigt. Aber erst nach der Auferstehung im göttlichen Gericht erreicht das Endschicksal den Menschen. Zunächst die From-

men erhalten das ewige Leben. Sie kommen in ein neues, übernatürliches, unvergängliches Dasein im göttlichen Lichtglanz (S. 69).

Dieses neue Leben wird dann doch wieder in irdischen Farben geschaut. So finden wir die Vorstellung vom Paradiese, dem in den Himmel versetzten Garten Eden, in dem einst der Sage nach Adam geweilt hat, der jetzt bereits vor aller Schöpfung dagewesen sein soll ... Damit verbindet sich die Vorstellung eines himmlischen Jerusalem; es ist das alte, irdische, in den Himmel versetzt und nun in den leuchtendsten Farben geschildert ... Und die Gottlosen? Sie gehen in die ewige Verdammnis ... das furchtbare Schreckbild der Hölle entsteht.

Mit dem Weltgericht vergeht die gegenwärtige irdische Welt. Dann kommt der neue Himmel und die neue Erde, wovon einst Jes. 65, 17 im Bilde gesprochen wurde, in voller Wirklichkeit, die zweite, übernatürliche, göttliche Welt des Guten (S. 69/70).

Wo der Messias erscheint, ist er ein ganz anderer geworden. Man kann geradezu von einem neuen, zweiten Messiasbild sprechen, so stark ist die Umbildung. Aus dem Davididen, dem Ideal des theokratischen Königs, der in Palästina in Recht und Gerechtigkeit über das jüdische Volk herrscht, ist ein himmlisches Geistwesen geworden, das bereits vor der Weltschöpfung bei Gott existierte (Präexistenz) und bei ihm geborgen blieb, um dann am Ende der Weltzeit auf Wolken des Himmels, umgeben von Engeln, herabzukommen. Sein Titel lautet: Der Menschensohn. Das Eigentümliche ist dies, daß das neue Messiasbild gar keine Spuren einer allmählichen Entwicklung zeigt, sondern mit einem Male da ist.

Um das Neue zu erklären, bleibt nur die Möglichkeit, daß fremde Religionen auf das spätere Judentum eingewirkt haben. In erster Linie dürfte die persische Religion in Betracht kommen, mit der das Judentum in der babylonischen Tiefebene sicher in Berührung gekommen ist. Das babylonische Weltreich wurde ja durch das persische abgelöst. Es sei erinnert an das freundschaftliche Verhältnis, in dem das Judentum ge-

rade zum Perserreiche gestanden hat. Cyrus erlaubte den Juden die Rückkehr aus Babylonien.

Daß zwischen persischer und jüdischer Apokalyptik auch Unterschiede vorhanden sind, teilweise erhebliche, soll nicht einen Augenblick geleugnet werden, ist vielmehr von vornherein zu erwarten. Niemand behauptet, daß die persische Apokalyptik in Bausch und Bogen übernommen sei. Wohl aber sind an entscheidenden Punkten Einflüsse von dorther wirksam geworden (Hollmann, S. 75/76).

Bousset, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter (S. 580) sagt: „Die Tatsache bleibt bestehen, daß keine der verschiedenen Eschatologien*) auch nur im entferntesten denjenigen Grad von Verwandtschaft mit der jüdischen zeigt wie die persische."

Böklen, Die Verwandtschaft der jüdisch-christlichen mit der parsischen Eschatologie (S. 8) schreibt: „Wie das Christentum (und schon das Judentum), so weist nämlich auch der Parsismus zwei verschiedene, sich durchkreuzende Gedankenreihen auf. Die eine bezieht sich auf das Schicksal der Einzelseele unmittelbar nach dem Tode, die andere auf das Schicksal der Menschheit und der ganzen Welt am Ende der gegenwärtigen Weltzeit." Böklen erwähnt dann die Inkonsequenz, die darin liegt, daß sowohl nach dem Tode jedes einzelnen, als auch bei der schließlichen Neugestaltung der Welt ein Gericht stattfinden soll.

Die Wahrnehmung einer zwischen Judentum und Parsismus bestehenden Ähnlichkeit ist nicht erst neuen Datums, sie ist schon im Jahre 1700 — freilich auf Grund noch sehr unzureichender Kenntnisse — von Th. Hyde gemacht worden. Er leitete aber kurzweg die persische Religion von der jüdischen ab. Heute hat sich eine andere Anschauung durchgesetzt. Nur einen Zeugen: Greßmann, Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie (S. 363) schreibt: „Die Übereinstimmungen zwischen der jüdischen und iranischen Eschatologie sind so groß und so frappant, daß eine Analogie ausgeschlossen ist, daß vielmehr eine Abhängigkeit der einen von der anderen notwendig angenommen werden muß.

*) Eschatologie = Lehre von den letzten Dingen.

Die Anschauung Darmesteters, die iranische Eschatologie sei von der jüdischen abhängig, ist unmöglich, da die jüdische Eschatologie nicht autochthon*) sein kann, wie ich an vielen Stellen zu beweisen mich bemüht habe."

Die Heilige Schrift der Perser heißt das Avesta, das bedeutet „Wissen". Dieses Wissen ist zustande gebracht worden durch Offenbarung Gottes an seinen Propheten Zarathushtra. Die Kenntnis der avestischen Religion, die uns die Stücke ihrer Heiligen Schrift gestatten, ist leider sehr fragmentarisch; glücklicherweise wird sie aber von Schriften des Mittelalters so weit ergänzt, daß wir uns doch ein ziemlich vollständiges Bild von der persischen Religion machen können.

Die persische Apokalyptik liegt in ihrer entwickelten Form nun allerdings erst in einer sehr späten Schrift der Sassanidenzeit, dem Bundehesh (d. i. ursprüngliche Schöpfung), vor und zwar nicht mehr in der alten heiligen Sprache des Avesta, sondern in der Pehlevisprache des Sassanidenzeitalters. Aber der Bundehesh ist wahrscheinlich nur eine getreue Wiedergabe des entsprechenden Avestaabschnittes ... Andererseits finden sich in dem uns erhaltenen Avesta selbst, und zwar schon in dessen ältestem Bestand, den Gâthâs, wesentliche Grundzüge der iranischen Apokalyptik wieder. Somit wäre die Priorität der apokalyptischen Ideen des Parsismus im Vergleich mit denen des Judentums gesichert. (Bousset, S. 577.)

Die Entstehung des Perserglaubens — der iranischen Religion — ist an Zarathushtras Namen geknüpft. Wieviele Bestandteile dieser Religion auf dem Boden der altorientalischen (babylonischen) Lehre erwachsen sind, muß weitere Forschung ergründen. Ansätze hierzu sind schon vorhanden.

So war der Glaube an Götterboten oder Engel, Thronträger der Gottheit und Schutzgeister der Menschen anerkannterweise in Babylonien heimisch. In der babylonisch-assyrischen Literatur und Kunst kehren vielfach Engelsgestalten ganz so, wie sie uns von Jugend auf vertraut sind, männliche, obenan aber weib-

*) Im Lande selbst entstanden.

liche, wieder. Der Glaube an den „Teufel", den „feindlichen Gott", der in Verbindung mit einer Legion von Dämonen dem Menschen mit allerlei Unheil nachstellt, ist als uralt babylonisch geschichtlich erwiesen. Auch der Hexenglaube ist babylonischen Ursprungs. (Friedrich Delitzsch, Mehr Licht.)

Die folgende Darstellung der iranischen Religion ist den Werken: 1. Chantepie de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte, Bd. I: Edv. Lehmann, Die Perser, und 2. Die Kultur der Gegenwart, Hermann Oldenberg, Die iranische Religion, entnommen*).

Oldenberg schreibt: „Das Zeitalter Zarathushtras liegt im Dunkel. Namhafte Forscher wollen ihn in die ungefähre Gegend von 600 v. Chr. herabrücken ... Schwerlich mit Recht. Den Griechen erschien Zarathushtra als einer unermeßlich fernen Vergangenheit angehörig. Sie sprachen von 6000 Jahren vor Platon oder auch von 5000 Jahren vor dem trojanischen Krieg: Zahlen, die man für eine annähernd der historischen Zeit angehörige Persönlichkeit wohl kaum aufgestellt hätte. Auch der altertümliche Sprachcharakter der Zarathushtrischen Poesien, ihre in vielen Beziehungen hervortretende Verwandtschaft mit den Vedadichtungen, der primitive Kulturzustand, auf den sie hindeuten: alles dies spricht dafür, daß in der Tat vielmehr um einige Jahrhunderte — Bestimmteres ist nicht erkennbar — über jenen Ansatz hinaus zurückzugehen ist....

In der jüngeren Literatur erscheint das Leben des Propheten in überirdische Glorie gehüllt, von Wundern über Wunder umgeben. Als er geboren wird und sein Zarathushtralachen erhebt, jauchzt die ganze Schöpfung des guten Gottes auf; die bösen Geister entfliehen voll Entsetzen. Den zum Manne Herangewachsenen führt ein Erzengel empor zur Lichtwelt Ahura Mazdas und seiner himmlischen Heerscharen. Dort empfängt er die Offenbarung der wahren Lehre und der Geheimnisse der Zukunft. Visionen folgen auf Visionen. Auch der Herr alles Bösen naht dem Heiligen und versucht ihn."

---

*) Lehmann schreibt: Zarathustra, Oldenberg: Zarathushtra.

Nach der Zarathushtra-Lehre ist Ahura Mazda (d. i. der weise Herrscher) der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, der Herrscher des Lichts und des Guten. Ihm gegenüber steht Angra Mainju (d. i. der feindliche Geist), der Schöpfer und das Haupt der ganzen Welt des Bösen, der Herrscher der Finsternis und Lüge. Sechs lichte Engel, die „unsterblichen Heiligen", umgeben Ahura Mazda.

Gott im vollsten Sinne des Wortes ist nur einer: Ahura Mazda. Er ist der allweise, starke Freund der Guten. An ihn denkt der Dichter, wenn er fragt: Wer ist des Rechten erster Vater? Wer hat der Sonne und den Sternen den Pfad geschaffen? Wer hält Erde und Luftraum, daß sie nicht niederstürzen? Wer schuf die Morgenröten, Mittage und Nächte, Mahnerinnen dem Verständigen an seine Pflicht? (Oldenberg.)

Und im Jasna, dem Gebetsbuche des Avesta, heißt es von Ahura Mazda: Sein ist das Reich und die Herrlichkeit (Swoboda, Gestalten des Glaubens).

Die Welt des Bösen, der Finsternis und Lüge steht im Kampf auf Leben und Tod gegen die Welt des Guten, des Lichts. Und der große, gute Gott ist der Weiseste; der böse Geist, der Teufel, ist töricht; dereinst am Ende der Dinge wird er der höheren Macht des guten Gottes unterliegen (Oldenberg).

Der Herrscher der Finsternis gebietet über eine endlose Schar von Teufeln, Hexen und Unholden, die seine bösen Pläne im Weltleben ausführen. Die ganze Welt ist mit Teufeln angefüllt. Die Teufel werden als lügnerische Geister aufgefaßt: der Trug, den sie ausüben, ist der, daß sie das Böse für das Gute ausgeben und dafür halten. Alles, was Not und Verderben oder Scheusal heißt, jede Sünde und Schmach, hat ihren Teufel: Krankheit und Tod, Winter und Hungersnot, Unzucht und Trunkenheit, Neid und Hoffart — jedes Übel, jedes Laster ist das Werk eines bestimmten Teufels. Die Welt der Teufel vermehrt sich immer, denn alle Ketzer und Ungläubigen und alle groben Sünder werden schon in diesem Leben als Teufel betrachtet, und nach dem Tode wird der Unbekehrte ein teuflisches Gespenst. Nach der orthodoxen Zarathushtralehre sind sie unsichtbar; doch treten sie nach

den späteren heiligen Religionsbüchern in ganz handgreiflichen Gestalten auf. Ihre Wohnung ist im Norden, wo sie sich immer der Kälte und Finsternis erfreuen; aber auch an Grabstätten, in Wüsten und Gebirgen hausen sie; auch im Innern der Erde ist eine Hölle für die Teufel. Der Fürst der Finsternis und Lüge verbreitet Krankheit und Tod — sein eigentliches Element — in der Welt der Lebenden. Mit diesem dämonischen Ursprung der Krankheiten stimmt überein, was von der Heilkunde gesagt wird, daß von den drei Heilmitteln: Messer, Getränke und Beschwörungen (Exorzismus), immer die letzteren vorzuziehen seien. Selbst die Sünde wird ihrem Wesen nach als ein vom Teufel verursachtes Kränkeln der Menschen beurteilt (Edv. Lehmann).

Das Ideal des Guten verwirklicht sich in „Gedanken, Worten und Werken". Und der Gute wird belohnt durch die himmlische Seligkeit, das Eingehen in die „Wohnung des Lobes", wo die Lobgesänge der Frommen erklingen, in das Paradies.

Der Kampf gegen alles teuflische Wesen ist der gewichtigste Inhalt jeglichen Tuns. Darin liegt, daß sich das Verhältnis zwischen Gott und den Frommen als Bundesgenossenschaft in diesem Kampf darstellen muß. Die Gâthâs (die ältesten Religionsbücher) sprechen von der seelischen Gemeinschaft mit Gott in Worten voll ehrfürchtiger Ergriffenheit (Oldenberg).

Die Vorschriften der Religion werden als Gebot Gottes aufgefaßt. Ihre Übertretung ist ein Streit mit dem göttlichen Willen, ist Sünde. Der Gehorsam gegen Gott ist zugleich eine Lossagung vom Teufel und allen teuflischen Mächten.

Jede Sünde bewirkt eine doppelte Strafe, eine auf Erden und eine im Himmel. Die erste wird durch Reinigungen und Büßungen gesühnt, die himmlische Strafe läßt sich nur durch religiöse Leistungen sühnen. Doch lassen sich nicht alle Sünden vergeben. Es gibt untilgbare Schulden, die weder hier noch im Jenseits vergeben werden, die hier mit dem Tode und danach in der Hölle bestraft werden, wie Leichenverbrennung, Aasessen, unnatürliche Sünden. Es gibt auch eine Sündenvergebung. Diese wirkt aber nur für die jenseitigen Strafen, kann also nicht von

den irdischen befreien. Zur Sündenvergebung ist Reue, d. h. das Bekenntnis der Sünde und das Versprechen, dieselbe nicht wieder begehen zu wollen, erforderlich; dieses Sündenbekenntnis heißt Patet; es wird bei vielen Gelegenheiten abgelegt, besonders auf dem Sterbebette und in den Fürbitten bei der Totenfeier tritt es hervor. Den absoluten Todsünder, der durch sein Vergehen ahrimanisch (Teufelsanhänger) geworden ist, kann jedoch das Patet nicht erretten, so wenig es jemanden von irdischer Genugtuung befreien kann.

Wenn der Tod sich nähert, beginnen die Reinigungen; der Sterbende wird gewaschen und rein gekleidet; dann wird der Priester geholt, damit dieser ihm das Sündenbekenntnis vorsage und den Haoma, das Getränk*) der Unsterblichkeit als Vorbereitung für die Ewigkeit in den Mund oder ins Ohr gieße. Bei der Totenfeier gibt es auch eine Art Totenmesse, ihr sakramentaler Teil besteht in einem dem Sraosha, dem Seelenführer, dargebrachten Brotopfer. Der flache Brotkuchen wird nach der Opferung wie eine Hostie den Teilnehmern dargereicht; Haomaopfer und Rezitationen aus den heiligen Schriften schließen sich an (Lehmann).

Drei Tage lang bleibt die Seele nach dem Tode bei dem Leibe, von guten Geistern getröstet oder von schlechten geplagt; dann beginnt sie aufzusteigen, je nach ihrer Beschaffenheit von guten oder bösen Geistern geleitet (Bousset, Religion des Judentums usw., S. 589).

Der Seelenführer Sraosha**) führt die körperlose Seele durch die Luft bis zur leuchtenden Windbrücke, der Cinvatbrücke. Dort am Rande des Himmels wird das Totengericht über die Seelen abgehalten. Die Werke der Menschen werden hier gewogen, die guten gegen die bösen, genau nach der Regel der Gerechtigkeit mit der Wage der Geister, die keinem Menschen zuliebe

*) Aus den Stengeln der Asklepiaspflanze bereitet, gewöhnlich mit Milch vermischt.

**) Nach den Rabbinen ist Gabriel — einer der sieben Erzengel — der Todesengel, an den alle israelitischen Seelen abgeliefert werden.

eine Haaresbreite abweicht. Fürsten und Könige rechnet sie den armseligsten der Menschen gleich. Ihr Schicksal, ob für Himmel oder Hölle bestimmt, zeigt sich von selbst, wenn die Seele die Brücke überschreitet. Dem Gerechten ist sie so breit wie eine Straße, dem Verurteilten so schmal wie ein Haar; er fällt in die Schlucht der Hölle, die unter der Brücke schauerlich gähnt (Lehmann).

Aber das Schicksal und die Gerechtigkeit des einzelnen sind nicht der letzte Gedanke der heiligen Schriften, und das unendliche Licht, zu dem die Frommen eingegangen sind, ist nicht ihre schließliche Vereinigung mit Gott.

Der gewaltige Abschluß der Weltgeschichte, der schon von Anfang an in Gottes Plan lag, ist die Vollkommenheit der ganzen Welt des Guten, die völlige Vernichtung des Bösen, die Herstellung der absoluten Herrschaft Gottes, ein Zustand, in dem die seligen Gerechten mit ihm in Ewigkeit leben sollen.

Die Zarathushtra-Gläubigen wissen von einem tausendjährigen Reich, von der Herrschaft des Lammes auf Erden.

Schon in den Gāthās ist das „Kommen des Reiches" verkündigt, schon dort hat man geglaubt, die Parusie (die Wiederkunft des Propheten) und das jüngste Gericht ständen unmittelbar bevor.

Die Ordnung verschiedener Weltperioden, welche dem Kommen des Reiches vorhergehen sollten, ist offenbar eine spätere Anpassung an die geschichtliche Wirklichkeit, als das Reich immer noch nicht kam.

Wenn die letzten Zeiten sich nähern, werden Zeichen an Sonne und Mond geschehen; zahlreiche Erdbeben werden eintreten, der Wind wird zum Sturme; in der Welt soll Angst und Qual sich mehren usw.

Schon das älteste heilige Buch erzählt, daß in den letzten Zeiten der Heiland als Vollzieher der Welterlösung erscheinen soll.

Da wird ein Mädchen im See Kasava baden und durch Zarathushtras Samen, der in den See gefallen ist, wird sie empfangen und einen Sohn gebären, den siegreichen Saoshyant.

(Saoshyant bedeutet „Förderer, Heiland".)*) Zunächst stehen die Toten auf. Während die Seele nämlich nach dem Urteil an der Cinvatbrücke zum Himmel oder zur Hölle ging, blieb der Körper noch auf der Erde, wo seine einzelnen Teile in den verschiedenen Elementen aufgingen, die Gebeine in der Erde, das Blut im Wasser, das Leben im Feuer, das Haar in den Pflanzen usw.; diese ihre Körperteile wird die Seele am jüngsten Tage zusammenlesen, und in voller Körperlichkeit wird sie, mit allen ihren individuellen Eigenschaften versehen, an der Stelle auferstehen, wo sie verschied — die gute wie die böse.

Jeder wird seine guten und seine bösen Taten vor sich sehen, und der böse Mensch wird so deutlich unter ihnen zu erkennen sein, wie ein schwarzes Schaf unter den weißen**). Da wird man den Gerechten von dem Bösen scheiden, der eine geht in den Himmel ein, der andere in die Hölle, wo er drei Tage lang an seinem Körper, wie früher seine Seele, gepeinigt wird.

*) Der parsische Heiland muß den erlauchtesten Genius der Vorzeit zum Ahnen haben, er muß ein direkter Abkömmling Zarathushtras sein und er muß doch auf übernatürlichem Wege entstanden sein.

Übrigens können gerade auch wieder dem Mythus von der Erzeugung des Saoshyant aus dem Samen Zarathushtras und von der wunderbaren Aufbewahrung desselben im Wasser jüdisch-christliche Parallelen an die Seite gestellt werden: wie der Saoshyant aus dem Samen Zarathushtras, so entsteht der Messias aus dem Samen Davids: Röm. 1, 3; Apostelsch. 13, 23; 2. Tim. 2, 8; Joh. 7, 42; 4. Esra 12, 32. Wie jener aus dem See Kasava kommt, so kommt dieser nach einer 4. Esra 13, 3. 52 sich findenden Überlieferung aus dem Meer.

Wie der Same Zarathushtras, aus dem der künftige Heiland hervorgehen soll, lange Zeit in Verborgenheit gehalten wird, so wird auch nach der jüdischen Apokalyptik der Messias lange Zeit in der Verborgenheit gehalten. Mich. 5, 1; Hen. 46, 1 f.; 48, 6; 62, 7; 4. Esra 12, 32 usw. (s. Böklen, Die Verwandtschaft der jüdisch-christlichen mit der parsichen Eschatologie, S. 92—94).

Doch soll mit dieser Bemerkung der Gedanke an die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen jüdischer und parsischer Vorstellung nur gestreift werden; ein Beweis ist nicht zu erbringen.

**) Matth. 25, 32: Und vor ihm werden alle Völker versammelt werden, und er wird sie voneinander sondern, wie der Hirt die Schafe von den Böcken sondert.

Dann wird es ein Weinen geben in der ganzen Welt, wenn der Mann von seiner Gattin geschieden wird, der Bruder vom Bruder, der Freund vom Freund: und sie alle weinen, der Gute über den Bösen und der Böse über sich selbst, und der Schmerz der Erde wird wie der Schmerz eines Schafes sein, welches der Wolf überfallen hat.

Dann werden alle Berge und alle Hügel zerschmelzen und sich über die Erde ergießen, und alle Menschen müssen durch den Strom des geschmolzenen Metalls wandern. Hier wird das letzte Urteil wie durch eine große Feuerprobe über die Menschen gefällt, denn dem Gerechten wird das glühende Metall wie warme Milch, dem Schlechten wird es ein verzehrendes Feuer sein. Und wenn die Feuerprobe bestanden, dann werden sich alle Menschen in innigster Liebe vereinen und einander fragen: Wo warst du die vielen Jahre, und welches Urteil wurde über deine Seele gefällt? Warst du gerecht oder ereilte dich Strafe? Und alle Menschen preisen mit einer Stimme Ahura Mazda.

Zuletzt bleibt noch der Kampf zwischen himmlischen und höllischen Geistern übrig. Die letzteren werden gänzlich vernichtet. Mazda und Sraosha bändigen Ahriman und die teuflichen Mächte. Dann ist die Welt vollkommen rein*), das Universum nur von Mazdas Wesen erfüllt, und alles, was lebt, geht in die Unsterblichkeit und himmlische Vollkommenheit ein (Edv. Lehmann).

10. Der Christus.

„Es ist ein großes und bleibendes Verdienst der wissenschaftlichen Theologie des 19. Jahrhunderts" — sagt Pfleiderer**) —, „daß sie zwischen dem Christus des Glaubens und dem Jesus der Geschichte, die von der kirchlichen Dogmatik identifiziert werden, zu unterscheiden gelehrt hat. Sie hat durch sorgfältige

*) Böklen, S. 130: Nach all den vorangegangenen Kämpfen und Katastrophen und nach der Vernichtung der gottesfeindlichen Mächte bildet die Erneuerung von Himmel und Erde den Schlußakt des großen Weltdramas.

**) Pfleiderer, Das Christusbild des urchristlichen Glaubens. S. 3.

und mühsame kritische Untersuchungen nachgewiesen, wie das Dogma vom Gottmenschen sich allmählich gebildet hat als Niederschlag eines Mischungsprozesses, in dem sich religiöse Ideen von verschiedener Herkunft mit den Erinnerungen der Urgemeinde an das Leben ihres Meisters verschmolzen hatten."

Es kann hier der gewaltigen Fülle des Stoffes wegen nur auf einiges hingewiesen werden.

„In der Mythologie der antiken Volksreligionen," — sagt Johannes Weiß*) — „ist die Vorstellung von Söhnen Gottes weit und mannigfaltig verbreitet. Ob sie nun aus reinen Götterehen oder aus der Verbindung von Göttern und Menschen entsprossen sind — in den außerisraelitischen Religionen, z. B. in der griechischen, erregt der Gedanke, daß die Götter Söhne und Töchter zeugen, nicht den mindesten Anstoß. Im Gegenteil: gerade für die Lieblinge des Volkes weiß man keinen schöneren Ursprung zu nennen, als daß sie von Göttern stammen. Der israelitischen Religion sind diese Vorstellungen fremd: ‚Jahve hat nicht Weib noch Kind'. Nur an einer Stelle ragt eine ähnliche Idee ins Alte Testament hinein: die Sage von den Gottessöhnen, die sich Töchter der Menschen zu Weibern nahmen (1. Mos. 6, 1—5). Aber es ist heute wohl allgemein anerkannt, daß diese abgerissene Erzählung ein Rest älterer polytheistischer Religion ist; und sowohl das Alte Testament, als die späteren Juden verurteilen diesen Vorgang als etwas völlig Widernatürliches, am stärksten das Henochbuch, z. B. 15, 3 ff. Es ist für das jüdische Empfinden etwas Grauenhaftes, daß himmlische Wesen, daß ‚Geister' es über sich gewinnen können, zu solcher Menschlichkeit herabzusteigen. Die Ehe und das Kinderzeugen ist nur für die Menschen, nicht für die Engel. So urteilt auch Jesus (Mk. 12, 25). Noch unfaßbarer ist es für jüdisches Empfinden, von einem ‚Sohne Gottes' im eigentlichen Sinne zu reden. Wo daher im Alten Testament dieser Begriff vorkommt, ist er uneigentlich gemeint. Im bildlichen Sinne hat Gott einen

*) Johannes Weiß, Das Markusevangelium in den: Schriften des Neuen Testaments. 2. Aufl. S. 72/73.

Sohn, und das ist das Volk Israel (2. Mos. 4, 23; Hos. 11, 1; vergl. Matt. 2, 15). Gelegentlich wird auch der israelitische König so genannt (z. B. Ps. 89, 27). . . . Noch deutlicher ist Ps. 2, 7. Hier sagt der König am Tage seiner Thronbesteigung: ‚Gott sprach zu mir: mein Sohn bist du, Ich, ich habe dich heute gezeugt.' Das besagt: ‚Bisher war der und der Mensch dein Vater, von heute an bin ich es.' Erst vom Krönungstage an wurde der Redende Gottes Sohn, der Gedanke hat also nichts Übernatürliches an sich. Jahves Sohn ist der Herr über die übrigen Menschen, ‚Gottes Stellvertreter auf Erden.' Dieser Psalm ist nun in der christlichen Gemeinde von Anfang an, vielleicht schon von Jesus selber, als eine Weissagung auf den Messias aufgefaßt worden. Er ist die eigentliche Quelle und der Anlaß dafür, daß man erwartete, der Messias werde ein ‚Sohn Gottes' heißen und sein. War Jesus also der Messias, so durfte und mußte er auch den Namen Sohn Gottes führen."

Die Hoffnung auf einen Erlöser zieht sich seit grauer Vorzeit durch die ganze Welt, vor allem durch die Welt des Orients. Die Väter der Kirche haben das mit Staunen gesehen, und einige unter ihnen sind geneigt gewesen, die heidnischen Institutionen als teuflische Nachäffungen christlicher Wahrheiten anzusehen. Heute sprechen manche Theologen von einer „Uroffenbarung". Aber auch positiv-gläubige Gelehrte erklären die Annahme einer Uroffenbarung für pure Hypothese. „Der Vers des Alten Testaments, welcher den Begriff der Uroffenbarung als nicht schriftgemäß, ja schriftwidrig erweist, ist 5. Mos. 4, 19" (Delitzsch).

Die persische Religion hat ihren Heiland, der zum jüngsten Gericht erscheinen und die Welterneuerung herbeiführen wird. Aber die Erwartung eines von der Gottheit ausgehenden Erretters ist viel älter. Im Babylonischen war die Idee des von Gott berufenen Königs als Welterlöser tief eingewurzelt und ist zu den verschiedensten Zeiten bald auf diesen, bald auf jenen König angewendet worden.

Die Merkmale dieses Erlöserkönigs sind: er ist von überirdischer Geburt; er wird als Sohn einer Jungfrau geboren;

die Gestirne kündigen seine Geburt an; als Kind wird ihm als Segenbringer der Welt gehuldigt; feindliche Mächte bedrohen das Kind, aber siegreich überwindet es die Verfolgungen und wird später der Heiland des gesamten Menschengeschlechts*).

Aber nicht nur auf babylonische Könige wurden die mythologischen Züge des Erlöserkönigs übertragen. Kleinasiatische Inschriften aus der Zeit 2—14 n. Chr. bezeugen, daß auch auf den römischen Kaiser Augustus in volkstümlicher Kundgebung sämtliche Züge des altorientalischen Mythus vom Erlöserkönig angewandt worden sind.

In diesen Inschriften wird Augustus der „Heiland des gesamten Menschengeschlechts" genannt, der „zum Wohlergehen der Menschheit" gesandt ist und die „frohe Botschaft" über ihr verkündet: „Frieden auf Erden und auf dem Meer".

Wie der Erlöserkönig überall als Jungfrauensohn erscheint, so ist die Jungfrau, die ihn gebiert, die Himmelskönigin und Muttergöttin. So heißt Demeter, die Mutter des Dionysos, in den Eleusinien die heilige Jungfrau. Ebenso wird die ägyptische Göttin Isis genannt und auf dem Thron sitzend dargestellt, wie sie ihrem kleinen Sohn Horus die Brust reicht. Die phönizische Göttin Astoret wird inschriftlich als himmlische Jungfrau, als Königin des Himmels bezeichnet und als Frau mit dem Kinde auf dem Schoße dargestellt.

Der Religionsstifter Buddha — der auch ein vorweltliches Dasein im Himmel geführt hat — ist nach der legendären Biographie aus vorchristlicher Zeit unbefleckt empfangen von seiner jungfräulichen Mutter. Als der Erlöser der Welt — so bezeichnen ihn die Gläubigen — geboren wurde, erbebte die Erde, himmlische Musik ließ sich vernehmen, und überirdisches Licht erfüllte alle Räume der Welt und vertrieb die Finsternis. Dem Buddhakinde und seiner Mutter brachten himmlische Geister Huldigung und Geschenke dar. Sie stimmten den Lobgesang an: „Glücklich ist die ganze Welt, denn er ist wahrhaftig geboren,

*) Im letzten Grunde geht die Idee des Erlöserkönigs auf den altorientalischen Kalendermythus vom sterbenden und siegreichen Jahrgott zurück. (Alfred Jeremias, Babylonisches im Neuen Testament.)

der das Heil bringt, der die Welt der Glückseligkeit herstellen wird."

Die auffallendsten Parallelen finden sich in der heidnischen Sage zu der Erzählung von der Wundergeburt Christi von der Jungfrau ohne menschlichen Vater, z. B.*):

1. Der Gelehrte Pythagoras galt seinen Schülern als Sohn des Gottes Apollo.

2. Vom Philosophen Plato ging schon zu seinen Lebzeiten die Sage unter den Athenern, daß seine Mutter Periktione, ehe sie ihrem Gatten beiwohnte, ihn von dem Gott Apollo empfangen habe.

3. Von Alexander dem Großen glaubte man, daß er ein Sohn des Zeus sei, der seiner Mutter Olympias in Gestalt einer Schlange beiwohnte, ehe der König Philippus die Ehe mit ihr vollzog.

4. Bei den Römern galten Scipio Afrikanus und Augustus für Söhne des Apoll.

5. Der pythagoreische Lehrer und Wundertäter Apollonius von Tyana galt seinen Landsleuten als Sohn des Zeus.

6. Der Magier Simon gab sich für einen Übermenschen aus, der von jungfräulicher Mutter ohne menschlichen Vater empfangen worden sei.

„Das gemeinsame Motiv dieser in der griechisch-römischen Welt häufigen Sagen hat Origines ganz richtig darin erkannt, daß man glaubte, ein Mann, der mit größerer Weisheit und Kraft als die gewöhnlichen Menschen ausgestattet war, müsse auch aus höherem und göttlicherem Samen seinen leiblichen Ursprung gehabt haben. In einem Zeitalter, das von Naturgesetzen noch keinen Begriff hatte und dessen Phantasie an den mancherlei Sagen der Mythologie von Göttersöhnen und Halbgöttern sich genährt hatte, erschien die Zurückführung außerordentlicher persönlicher Größe auf wunderbare Geburt und göttliche Erzeugung als die natürlichste Annahme" (Pfleiderer).

Die Übertragung fremden Materials auf Jesus ist besonders deutlich in der Kindheitsgeschichte bei Matthäus zu er-

*) Nach Pfleiderer, Das Christusbild. S. 21 ff.

kennen. „Wir besitzen" — sagt Gunkel*) — „zu dieser Erzählung von der Verfolgung Jesu durch Herodes und von seiner wunderbaren Errettung eine Fülle von Parallelrezensionen. Dieselbe Geschichte wird überall im Orient und Okzident in alter und neuer, ja noch in neuester Zeit von den Göttern und Heroen erzählt, von Zeus, Apollo, Horus, Cyrus, Romulus und Remus, im Ägyptischen von den drei Söhnen des Ra, die Cheops verfolgt, im Indischen von Krischna usw. ... Immer ist es der alte König, der den neuen Herrscher, der nach dem Orakel geboren werden soll, verfolgt; aber wider Erwarten wird das Kind durch ein Wunder gerettet, und das Orakel geht schließlich doch in Erfüllung. Hunderte von Geschlechtern haben sich an dieser Erzählung erfreut. Diese Geschichte haben sie von ihren verehrtesten Göttern und ihren glänzendsten Königen erzählt, das Judentum von seinem Christus. So liefern uns diese Parallelen den endgültigen Beweis dafür, daß die Kindheitsgeschichte Jesu eine Sage ist ..."

Wie konnte nun die Vorstellung einer „Auferstehung Jesu" überhaupt entstehen? „Jesus Christus**) ist — so lehrt die Religionsgeschichte — durchaus nicht das einzige und erste Wesen göttlicher Art, an dessen Auferstehung aus dem Tode man geglaubt hat. Vielmehr ist der Glaube an den Tod und das Wiedererstehen der Götter***) dem Orient hin und her wohl bekannt; wir kennen ihn aus Ägypten, wo er besonders zu Hause ist, aber auch aus Babylonien, Syrien, Phönizien. In Kreta zeigte man das Grab des Zeus, natürlich ein leeres Grab. Die Auferstehung dieser Götter ist ursprünglich eine Naturbegebenheit, die als ein Ereignis eines göttlichen Lebens gedeutet worden ist: die Götter der Sonne und der Vegetation sterben im Winter

*) Gunkel, Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments. S. 69/70.

**) Gunkel, S. 77—80.

***) In Ägypten wurde der Todestag des Gottes Osiris am 17. November, die Auffindung und Wiederbelebung seiner Leiche am 19., also am 3. Tage nach seinem Tode, gefeiert. In Phrygien folgte beim Attis-Cybelefest am vierten Tage, also nach 3 Tagen auf das Trauerfest des Todes, das Freudenfest der Auferstehung des Gottes. (Pfleiderer.)

und erstehen in jedem Frühling aufs neue. Es kann nun keine Frage sein, daß die Vorstellungsform von der Auferstehung des Gottwesens im Urchristentum dieselbe ist, wie in jenen fremden Religionen, mag der Inhalt dieses Glaubens bei Jesu Jüngern sich von jenem Heidentum auch noch so sehr unterscheiden.

Forschen wir nun weiter, auf welchem Wege diese Vorstellung ins Urchristentum gekommen sei, so wird man die schwersten Bedenken haben, eine direkte Entlehnung aus fremder Religion anzunehmen; vielmehr wird auch hier kaum eine andere Möglichkeit überbleiben, als daß diese Anschauung vom Tode und von der Auferstehung des Christus den ersten Jüngern bereits durch das Judentum nahe gelegt worden ist. Das ist nicht so unmöglich, wie es vielleicht auf den ersten Augenblick zu sein scheint; auch IV. Esra 7, 29 redet, wenn auch vorübergehend, vom Tode des Christus. Und schon im Alten Testament gibt es geheimnisvolle Stücke, die bis jetzt noch allen Deutungsversuchen getrotzt haben, die von einer Gestalt reden, die mehr als Moses und Josua ist (Jes. 49, 6 u. 8), die den Beruf hat, das Volk zurückzuführen und neu zu ordnen, die Jahves Religion an alle Heiden bringen wird, ja die den Himmel neu spannen und die Erde neu gründen soll (Jes. 51, 16); diese Gestalt ist schon erschienen, aber unbekannt geblieben (Jes. 53); sie ist schmachvoll gestorben, aber sie wird auferstehen zu der Herrlichkeit, die ihr bestimmt ist. Auch in diesen Stücken gibt es letztlich keine andere Erklärung, als daß die Figur eines sterbenden und auferstehenden Gottes im Hintergrunde steht, die sich das Judentum nach seiner Weise zurechtgelegt, als einen großen Jahvepropheten gedeutet und mit den Zügen des Geschickes Israels ausgestattet hat. Es ist also kein Zufall gewesen, daß die Gemeinde Jesu sich gerade auf diese Weissagung bezogen hat: im letzten Grunde ist beides, Weissagung und Erfüllung, identisch, und wir haben auch hier den von uns schon so oft beobachteten Fall, daß derselbe Stoff in verschiedener Aneignung mehrfach in der Geschichte aufgetreten ist. Daß es diesen Glauben an den sterbenden und wiedererstehenden Christus im offiziellen Judentum zur Zeit Jesu nicht gegeben, ist bekannt. Das steht

aber nicht der Annahme im Wege, daß er in gewissen geheimen Kreisen, in den Winkeln bestanden habe.

Nun gibt es noch einige Erwägungen, die diese Vermutung wahrscheinlicher machen. Da ist vor allem die chronologische Ansetzung von Jesu Auferstehung. Die erste Osterbotschaft, so heißt es, ist erschollen am Ostersonntag frühmorgens bei Aufgang der Sonne (Matt. 28, 1; Mark. 16, 1—2; Luk. 24, 1). Hier wird, so sollte man denken, auch derjenige, der sich um Religionsgeschichte nicht zu kümmern pflegt, stutzig werden und fragen: ist es Zufall, daß man behauptet hat, gerade an diesem besonderen Kalendertage, an diesem hochheiligen Sonntage, da die Sonne aus der Winternacht ersteht, sei Jesus auferstanden? Soll man nicht annehmen, daß die Idee vom Wiedererstehen des gestorbenen Gottes längst an diesem Tage fixiert war? Dies Zusammenfallen des christlichen Datums mit dem sicherlich altorientalischen Auferstehungstage ist so auffallend, daß der Schluß, hier liege eine Entlehnung vor, ganz unabweislich erscheint. Wenn aber das Datum der Auferstehung übernommen ist, dann doch auch gewiß die Vorstellung von der Auferstehung selber.

Weiter kommen wir, wenn wir beachten, daß in den neutestamentischen Aussagen immer wieder die Zahl „nach dreien Tagen" oder die Variante „am dritten Tage" wiederkehrt. Welchen Wert die entstehende christliche Gemeinde auf diese Zahl gelegt hat, zeigt ihre beständige Wiederholung; sagt doch auch Paulus in dem berühmten Kapitel 15 des 1. Korintherbriefes, Christus sei auferweckt worden am dritten Tage nach den Schriften, und kehrt die Zahl selbst ja im Apostolikum wieder. Wie kann man dazu, dieser Zahl solchen Wert beizumessen? Das neutestamentliche Zeitalter antwortet auf diese Frage: weil sie geweissagt sei (1. Kor. 15, 4; Luk. 24, 46). Nun ist aber bekannt, daß sich diese Weissagung im Alten Testament nicht findet, sondern daß man sie erst nachträglich hier (in Hosea 6, 2 und in die Jonaserzählung) hineingelesen hat. In der Schrift kann man eine solche Weissagung auf Jesu Auferstehung nach dreien Tagen erst gefunden haben, als die Zahl der drei Tage für Jesu Auf-

erstehung schon anderswoher gegeben war. Woher aber war diese Zahl gegeben, und warum hat man so großen Wert darauf gelegt? Ist doch niemand, auch nach der Erzählung der Evangelien, Augenzeuge der Auferstehung gewesen. — Und nun beachte man, daß die Zahl in zwei Varianten mitgeteilt wird: „nach dreien Tagen“ und „am dritten Tage“. Die Angabe „am dritten Tage“ paßt zur Chronologie der evangelischen Geschichte, wonach Jesus am Tage vor dem Sabbat gestorben und am Tage nach dem Sabbat erstanden ist. Woher aber stammt die Zahl „nach dreien Tagen“, die mit den Daten der Evangelien nicht recht zusammenstimmen will?*) Hier gibt es kaum eine andere Antwort mehr als diese, daß die Auferstehung nach dreien Tagen ein von der ersten Gemeinde übernommenes Dogma sei, daß nur aus Einwirkung fremder Religionen erklärt werden kann“ (Gunkel).

„Auch die griechisch-römische Sage kennt mancherlei Höllen- und Himmelfahrten,“ schreibt Pfleiderer**). „Der homerischen Hadesfahrt des Odysseus... waren in epischer Dichtung frühzeitig Erzählungen von ähnlichen Fahrten anderer Helden gefolgt, wie die Theseus', Peirithous', Orpheus', Herakles', Äneas', Pythagoras'.

Am bekanntesten ist die Hadesfahrt des mythischen Sängers Orpheus, den die Sage zum Propheten, Wunderarzt und Reinigungspriester machte, und auf dessen Offenbarung die orphische Sekte ihre Geheimlehren und Geheimdienste zurückführte ... In den dem Orpheus zugeschriebenen Schriften finden sich eingehende Schilderungen des Jenseits, seiner Strafen und Belohnungen, wie sie der Heros bei der Höllenfahrt geschaut haben sollte ...

Die Himmelfahrtssagen finden sich in mehrfachen Formen: teils als definitive Entrückung eines göttlichen oder gottgeliebten Helden in die Regionen seligen Lebens, teils als zeitweise Erhebung einer Seele im Zustand der Ekstase, in dem sie die Stationen

*) Diese Variante ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die Zahl nicht etwa aus der Auffindung des leeren Grabes, die nach den Evangelien geschehen sein soll, erschlossen worden ist. (Gunkel.)

**) Pfleiderer, Das Christusbild. S. 70—74.

und Gefahren des Weges zum Himmel zu schauen bekommt ... Die hebräische Sage kannte nur zwei Entrückungen: die des Henoch, der „von der Erde erhoben und zu Gott versetzt wurde" oder „hinging", und die des Elias, der im feurigen Wagen zum Himmel auffuhr. In den griechischen Sagen aber kommen Entrückungen sehr zahlreich und in verschiedener Form vor ... Dabei war die Meinung ursprünglich die, daß der ganze Mensch mit Leib und Seele, ohne durch den Tod hindurchzugehen, unmittelbar in das selige Jenseits versetzt worden sei; später aber fanden die Aufgeklärten die leibhaftige Himmelfahrt, wie die alte Sage sie z. B. von Herakles und Romulus ausgesagt hatte, nicht mehr glaubhaft und beschränkten die Erhebung auf die leiblose Seele" ...

Doch nicht bloß an mythische Heroen der Vorzeit heftete sich die Sage ihrer Himmelfahrt, sie wurde auch — entsprechend der von ihrer göttlichen Abstammung — auf geschichtliche Größen, z. B. die römischen Kaiser übertragen.

Dem Wunderglauben der Zeit entsprachen ähnliche Erzählungen von Wundermännern. Als Peregrinus Proteus sich zu Olympia in die Flammen stürzte, beteuerte ein würdiger Greis, daß er einen Geier aus den Flammen habe zum Himmel auffliegen sehen, und daß ihm der verklärte Peregrinus selbst im weißen Gewande, den Siegeskranz auf dem Haupte, begegnet sei; bald darauf wurde er in seiner Vaterstadt als Gott verehrt, in dessen Heiligtum man Orakel zu erhalten glaubte und wunderbare Heilungen erfuhr (Pfleiderer).

„Ganz deutlich und wohl allgemein anerkannt ist*), daß die Vorstellung von der Himmelfahrt mythologisch ist. So reden die Heiden von der Apotheose des Heros; oder sie erzählen, wie der junge Gott, nachdem er seine Feinde besiegt und die Macht über die Welt gewonnen hat, im Kreise der Himmlischen als höchster Gott anerkannt wird. So berichtet die babylonische Tradition vom „Hinaufsteigen" der Lichtgottheiten in den Himmel, nachdem sie vorher in der Unterwelt verweilt hatten, ebenso von der Himmelfahrt des Adapa und des Etana ...

*) Gunkel. S. 71/72.

Zugrunde liegt im letzten der Mythus vom Sonnengott, der, aus den Tiefen emporsteigend, zum Himmel dringt und dort sein neues seliges Reich stiftet ...

Mythologisch ist auch die Vorstellung von der Höllenfahrt, die sich manchmal im Neuen Testament angedeutet findet (Matt. 12, 40; Röm. 10, 7; Eph. 4, 8—10; 1. Petri 3, 19). Hier gerade ist der mythologische Charakter sehr leicht zu erkennen; wird doch die Fahrt in den Hades sehr vielfach von den Göttern und dann auch von den Heroen der antiken Völker erzählt" (Gunkel).

Auch die Christen jener Zeit dachten offenbar gar nicht daran, die Möglichkeit solcher Vorgänge im allgemeinen zu bestreiten. Justin, ein christlicher Apologet (Glaubensverteidiger) und Märtyrer um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr., schreibt:

„Wenn wir sagen, das Wort (Logos), das ist Gottes erstes Erzeugnis, sei ohne Beiwohnung zur Welt gebracht worden, Jesus Christus nämlich, unser Lehrer, und dieser sei, nachdem er gekreuzigt, gestorben und auferstanden war, in den Himmel emporgestiegen, so bringen wir im Vergleich mit euren Zeussöhnen nichts Unerhörtes vor. Ihr wißt ja, wie viele Zeussöhne die bei euch hochgehaltenen Schriftsteller aufführen: so den Hermes, das aufschlußgebende (göttliche) Wort und den allgemeinen Lehrmeister, sodann den Asklepios, der Arzt gewesen, vom Blitz erschlagen und in den Himmel emporgestiegen sei, ebenso wie auch Dionysos, nachdem er zerrissen worden, Herakles, nachdem er sich, um seinen Leiden zu entfliehen, dem Feuertode übergeben, Ledas Söhne, die Dioskuren, Danaes Sohn, Perseus, und endlich den von Menschen stammenden Bellerophon auf seinem Rosse Pegasus. Zu schweigen von Ariadne und denen, die gleich ihr unter die Sterne versetzt sein sollen, sowie von den Herrschern bei euch, die ihr, wenn sie sterben, jedesmal der Versetzung unter die Unsterblichen für wert erachtet, so daß ihr sogar Leute es beschwören laßt, sie hätten den verbrannten Kaiser vom Scheiterhaufen zum Himmel emporsteigen sehen."

Freilich hält Justin die wunderbaren Vorgänge in der Geschichte der heidnischen Heroen für das Werk der Dämonen, wie er an anderer Stelle sagt: „Wenn man mir sagt, daß Perseus

von einer Jungfrau geboren sei, so weiß ich freilich, daß auch das der böse Feind, die Schlange, zustande gebracht hat" (Gustav Krüger, Dreieinigkeit und Gottmenschheit. S. 54/55).

Ich schließe mit Pfleiderer*):

„Wer diese Menge von Vergleichungspunkten zwischen dem Christusglauben des Urchristentums und den religiösen Ideen seiner Umwelt überblickt, der kann sich schwerlich des Eindrucks erwehren, daß das Christentum nicht als etwas schlechthin Neues und Einzigartiges vom Himmel herabgefallen sein könne, sondern daß es aus dem geschichtlich vorbereiteten Boden der damaligen Völkerwelt als reife Frucht einer jahrtausendalten Entwicklung erwachsen sei."

In keiner Weise aber soll damit der eigenartige Charakter und der die antiken Religionen hoch überragende — (bleibende, sagt Pfleiderer) — Wert des Christentums verkannt werden. Es wäre eine falsche Folgerung, zu meinen, das Christentum sei nur eine Zusammensetzung von längst vorher schon dagewesenen Vorstellungen.

Es wäre gewiß nicht richtig, wollte man den allgemeinen Gedanken der Gottessohnschaft Christi geschichtlich herleiten aus einer bestimmten vorchristlichen Sage; in irgendwelchem Sinne ist ja dieser Gedanke ein Gemeingut der religiösen Menschheit zu allen Zeiten gewesen . . .

Das Urchristentum hat den Jesus der Geschichte in den Christus des Glaubens verwandelt, und die Ausdrucksform dieses Glaubens war um so geeigneter zur Überwindung des Heidentums, je näher sie sich mit den Göttersagen desselben in der Form berührte. „Aber wer könnte übersehen, daß hierbei die alten Formen zum Gefäß für einen wesentlich neuen Inhalt gemacht wurden und damit einen viel tieferen religiösen Sinn, eine viel reinere sittliche Bedeutung bekamen, als diese jemals zuvor gehabt hatten?" (Pfleiderer).

Der religiöse und sittliche Wert des Christentums zum Segen der Menschheit ist durch eine fast

*) Pfleiderer, Das Christusbild. Schlußbemerkungen.

zweitausendjährige Geschichte erwiesen. Aber das ist nun die große Frage: Enthält es in seinen Dogmen die für alle Zeiten unvergängliche Wahrheit? War Jesus der wirkliche, leibhaftige Sohn Gottes, der zum Himmel zurückgekehrt ist und zum Weltgericht wiederkommen wird? Hierauf muß mit einem unzweideutigen „Nein" geantwortet werden.

11. Der Mensch Jesus.

Jesus*) war einer der edelsten und größten von allen Menschen, die je gelebt haben, und eine Fülle von Segen ist von ihm ausgegangen auf viele Jahrhunderte und viele Millionen von Menschen.

Aber der ewige Gott verkörperte sich nicht in ihm. In Wahrheit war Jesus doch nur ein Mensch.

Die Unvergleichlichkeit des menschlichen und göttlichen Wesens bekennt er selbst in seinem demütigen Worte: Was nennst du mich „gut"? Niemand ist gut, als allein Gott (Mark. 10, 18).

Die Evangelien überliefern uns Züge genug von ihm, die zeigen, daß er in allen Anschauungen und Vorstellungen ein Sohn seiner Zeit war. Seine Geschichtsauffassung und sein Weltbild waren die jüdischen.

Das Gesetz Mose hielt er unzweifelhaft für göttlichen Ursprungs.

Nicht abschaffen wollte er, was es lehrte, sondern nur weiterentwickeln, „erfüllen", wie er sagte (Matt. 5, 17 u. 18).

Er hatte falsche Vorstellungen über Erde, Himmel und Unterwelt, von Sonne, Mond und Sternen. So in der Weissagung Mark. 23, 25: Die Sterne, am Himmelsgewölbe befestigt, fallen herab auf die Erdscheibe. Er leitete — wie seine Zeitgenossen — die Geistes- und Nervenkrankheiten vom Teufel und den Dämonen ab und trieb bei seinen Wunderheilungen diese Teufel aus. So z. B. Mark. 5, 8—14 2000 unreine Geister aus einem Menschen. Er erlaubte ihnen auf ihre Bitte, in eine Schweineherde zu fahren.

*) Jesus (Jeschua = Jehoschua = Josua) bedeutet: Jahve ist Rettung.

Und nur aus dieser Befangenheit in den Anschauungen seiner Zeit erklärt sich, daß Jesus, dieser liebreiche und barmherzige Mensch beim letzten Weltgericht nach Matt. 25, 34—46 diese harten Worte spricht: Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel bereitet ist und seinen Engeln ... Und diese werden dahin gehen zu ewiger Strafe.

Und doch sagt schon Jeremias 31, 34: Denn sie werden mich allesamt erkennen vom Kleinsten bis zum Größten — das ist der Spruch Jahves. Denn ich will ihnen ihre Verschuldung vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken.

Und Hesekiel 16, 63 ... Damit du daran denkst und dich schämst und vor lauter Scham deinen Mund nicht mehr auftuest, wenn ich dir vergebe, was du getan hast, ist der Spruch des Herrn Jahve.

Auch Jesus selbst redet in der Erzählung vom verlorenen Sohn von der bedingungslos alles verzeihenden Vatergüte Gottes.

Für diesen Widerspruch gibt es nur eine Erklärung: Jesus lebte eben ganz in den Vorstellungen der Juden seiner Zeit. Und da glaubte man, die Gottlosen gehen in die ewige Verdammnis; sie werden für ewig gepeinigt im Feuer der Hölle.

Der damaligen Zeit war die Vorstellung von dem, was „ewig" für den Menschen der Jetztzeit bedeutet, durchaus fremd. Sie wußten nichts von den Jahrmilliarden, deren Sonne, Erde und Mond zu ihrer Entstehung und Entwicklung bedurften!

Es gibt in diesem Leben Qualen, die in Sekunden das Haar bleichen, einen Menschengeist zermalmen. Da ist der Wahnsinn, der Tod ein barmherziger Erlöser!

Nun denke man: Minute auf Minute, Stunde auf Stunde, Jahre auf Jahre in Millionen, in Milliarden gehen dahin über der Pein der Armen, denen die Wohltat des Wahnsinns — welch schreckliches Wort! — versagt ist; das ist eine unfaßbare Qual!

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen (Matt. 5, 7).

Müßten diese Barmherzigen, nachdem sie im Himmel die Seligkeit erlangt haben, nicht von Mitgefühl entbrennen für

ihre Brüder und Schwestern, die in der Hölle gequält werden in ewiger Flammenpein?

Müßten sie nicht Gott anflehen, daß er aus Barmherzigkeit sie selbst vernichte, damit sie nicht an diese unfaßbaren Qualen ihrer früheren Mitmenschen zu denken brauchten?

Auf Erden war doch ihr Mitleid eine Tugend, im Himmel sollte es ihnen verboten sein?

Gott ist Liebe (1. Joh. 4, 16), und dieser Gott sollte seine Geschöpfe, seine Kinder so unbarmherzig — nein! dieses Wort ist unendlich zu milde für die unendlichen Qualen — strafen für ihre doch nur zeitliche Unbarmherzigkeit?

Denn hierauf steht das ewige Feuer:

Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir nicht zu essen gegeben.

Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt.

Ich war ein Fremdling, und ihr habt mich nicht beherbergt,

Nackt und ihr habt mich nicht bekleidet.

Ich war krank und im Gefängnis, und ihr habt mich nicht besucht.

Dann werden auch sie antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig oder als Fremdling oder nackt oder krank oder im Gefängnis gesehen und haben dich nicht gepflegt? Dann wird er ihnen antworten: Wahrlich, ich sage euch: Alles, was ihr nicht getan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr auch mir nicht getan! (Matt. 25, 41—46.)

Man hat das „ewig" der Höllenqualen hinwegzudeuten versucht. Es sei nicht wörtlich zu nehmen, sagte man; der Begriff „ewig" setze überall da ein, wo die Endlichkeit aufhört. Dem widersprechen die Katechismen der christlichen Kirchen und die Offenbarung Joh. 14, 11: und der Rauch von ihrer Peinigung steigt auf in alle Ewigkeit, und 20, 10: und sie werden gepeinigt werden Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Man hat ferner gesagt: es seien geistige Qualen gemeint. Dem widerspricht der klare Wortlaut des Neuen Testaments. Und sind geistige Qualen nicht oft schmerzvoller als die körperlichen?

Man hat weiter gesagt: Jesus sei nicht nur Gott, sondern auch wahrer Mensch, Mensch seiner Zeit gewesen und als solcher habe er über naturwissenschaftliche Dinge z. B. nichts zu „offenbaren" gehabt.

Hier handelt es sich nicht um falsche naturwissenschaftliche Vorstellungen, sondern um Zeugnisse dafür, daß Jesus wahrer Gott sei.

Und so ist es auch bei seinen Weissagungen über seine Wiederkunft.

Wenn wir uns an den Wortlaut des Neuen Testaments halten, der von den Kirchen doch für echt erklärt wird, ergibt sich folgendes: „Bezüglich der Zeitbestimmung von Jesu Wiederkunft sind seine Aussprüche darüber," sagt Eduard von Hartmann*), „so unzweideutig, daß sie niemals haben falsch verstanden werden können, als von solchen, die sie falsch verstehen wollten . . . ."

Bei seinen Schilderungen von den Schrecken jenes Tages fügt er hinzu (Matt. 24, 34; Mark. 13, 30; Luk. 21, 32): „Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen bis daß dies alles geschehe!" Es sind aber bei Lebzeiten des Geschlechts seiner Zuhörer weder die Sterne vom Himmel gefallen, noch ist des Menschen Sohn in seiner Herrlichkeit aus der Wolke gekommen. (Mark. 13, 24—27), noch haben die Engel mit hellen Posaunen die Auserwählten von einem Ende des Himmels zum andern gesammelt, obwohl Jesus es vorher gesagt hat (Mark. 13, 23), und zwar mit Worten vorher gesagt hat, die er mit Nachdruck für so unvergänglich erklärt hat, (Matt. 24, 25), wie das Wort Gottes des Alten Testaments selbst (Matt. 5, 18). Er prägt ihnen wiederholentlich ein (Matt. 16, 28; Mark. 9, 11; Luk. 9, 7), daß ganz gewiß etliche seiner Zuhörer den Tod nicht schmecken werden, bis sie des Menschen Sohn in seiner Herrlichkeit mit seinen Engeln in seinem Reich kommen sehen. Bei der Aussendung der Apostel gebietet ihnen Jesus, nur in die Städte der eigentlichen Israeliten zu gehen, nicht einmal in die der

*) v. Hartmann, Das Christentum des Neuen Testaments. S. 92—95.

Samariter (Matt. 10, 22—23), da die Zeit so kurz sei, daß sie bis zur Wiederkunft des Messias nicht einmal mit den israelitischen Städten die Reihe durchkommen würden (Matt. 10, 23). Keine einzige Stelle gibt es im ganzen Neuen Testament, welche es wagt, an der Richtigkeit dieser Prophezeiungen zu zweifeln, sondern in der ganzen Christengemeinde des ersten Jahrhunderts ist die Erwartung der unmittelbaren Wiederkunft des Messias nicht nur unbezweifelter Glaube, sondern geradezu die Lebensluft, in der sie atmet ... Jeder hoffte mit Paulus (2. Kor. 5, 4 u. 1. Kor. 15, 51—52), daß er für seine Person nicht nötig haben werde, den Tod zu schmecken und bis zur Auferstehung im Hades (in der Unterwelt) zu bleiben, sondern daß er so glücklich sein werde, bis zur Wiederkunft des Messias am Leben zu bleiben, wo ihm dann nur die verklärende Umwandlung der Leiblichkeit (Überkleidung) widerfährt ...

Als nun die Wiederkunft des Messias dennoch ausblieb, erhoben sich Zagen und Zweifel, da das ganze Urchristentum nur auf dieser unmittelbaren Erwartung beruhte. Eine Menge der Bücher des Neuen Testaments (z. B. der Brief des Judas, 2. Petri, an die Hebräer, Offenb. Joh. u. a. m.) haben ausschließlich, oder doch hauptsächlich den Zweck, die wankende Christenhoffnung aufrechtzuhalten. Alle Verfasser dieser Schriften sind darüber einig, daß sie in den letzten Tagen leben und daß die Wiederkunft des Messias unmittelbar bevorsteht (Offenb. Joh. 1, 1 u. 3, 3, 11; 12, 20; 22, 6—7 u. 10 u. 20). Der zweite Petrusbrief 3, 8—9 sucht Entschuldigungsgründe für die der Weissagung zuwiderlaufende Verzögerung auf ...

Solange noch einer der unmittelbaren Zuhörer Jesu lebte, hielt die Hoffnung der Erfüllung seiner Verheißung stand (Joh. 21, 22—24), nach dem Tode des letzten aber war die Erwartung des Reiches Gottes schon zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, um energisch erschüttert zu werden. Es ist aber selbstverständlich mit dem Tode des letzten Zuhörers Jesu die Erfüllung seiner Verheißung *ein für allemal* zur Unmöglichkeit geworden, d. h. sie hat sich als *falsche* Prophezeiung erwiesen ...

Es ist demnach sowohl theologisch wie geschichtlich unmöglich,

die auf ein Menschenalter festgesetzte Zeitbestimmung Jesu für den Tag des Herrn, für Gottes Wort, d. h. für unmittelbare göttliche Eingebung anzusehen." ...

Da nun aber, so folgert Eduard von Hartmann weiter, die Art dieser Zeitbestimmung zusammenhängt mit Jesu Behauptung, daß seine menschliche Persönlichkeit gleich sei mit dem am Tage des Herrn aus den Wolken kommenden Messias, so „wird sein Irrtum in der Voraussagung des nahen Weltendes nicht nur für das Selbstzeugnis der Messianität Jesu verhängnisvoll, sondern dieser Irrtum vernichtet überhaupt mit einem Schlage die dogmatische Unfehlbarkeit Jesu".

Man deutet auch hier um, indem man nach dem alten Psalmworte sagt: vor Gott seien tausend Jahre wie ein Tag. Aber man übersieht, daß Jesus den Eintritt des Weltendes nicht nach Tagen und Jahren, sondern nach der Länge des Menschenlebens, die vor Gott und Menschen gleich ist, bestimmt hat.

Man ruft leidenschaftlich aus: Dann wäre ja Jesus ein Betrüger, wenn er durch falsche Prophezeiungen seine Jünger und Anhänger getäuscht hätte.

Das ist sehr töricht. Ein Betrüger war dieser große und edle Mensch nimmermehr! Nicht einmal ein Schwärmer! Dazu sind viele seiner Worte zu lebenswahr.

Wieviel aber durch die vieljährige Überlieferung von Mund zu Mund zu den von Jesus wirklich gesprochenen Worten hinzugefügt worden ist, vermögen wir heute nicht mehr zu unterscheiden.

Daß er als Kind seiner Zeit an das nahe Weltende glaubte, ist gewiß; wie er es sich aber dachte, wissen wir ebensowenig, wie wir seine wirkliche Auffassung des ihm von Gott gegebenen Prophetenberufes kennen.

Die christliche Gemeinde hat die Jesusgestalt göttlich verklärt.

Der christliche Allvater im Himmel entzog sich ungleich dem jüdischen Jahve mit seinen menschenähnlichen Zügen der sinnlichen Vorstellung. In der Mittelsperson des „Gottessohnes" bot nun das Christentum seinen Gläubigen einen Anhaltspunkt



für die menschlich-sinnliche Annäherung an den Gottesgedanken. Jesus als Gottessohn wurde auf jene erhabene Höhe gestellt, die ihm die tiefste Ehrfurcht und Liebe sicherte, ohne ihn dem Verständnis der Menschen unzugänglich zu machen. Und so war durch den Sohn auch der Vater dem gläubigen Sinne erreichbar.

12. Die Evangelien.

Die vier Evangelien*) gelten in weiten kirchlichen Kreisen im Grunde als eine einzige Zeugnisquelle, in der es wesentliche Unterschiede nicht gibt, noch geben kann. Der einfach fromme Bibelleser wird ja gar nicht auf den Gedanken kommen, daß in den Evangelien Unterschiede bestehen könnten, die von wesentlicher Bedeutung seien. Für ihn wird es nicht den geringsten Zweifel geben, daß sie nur wirkliche Tatsachen berichten. Bei den geschulten Geschichtsforschern, aber auch bei den an geschichtliches Denken gewöhnten gebildeten Lesern kommt eine ganz andere Betrachtungsweise ins Spiel, die der alten Kirche und dem schlicht gläubigen Ungelehrten von heute fern liegt. Wir müssen heute an die Evangelien die Frage stellen: Ruht ihr Glaubenszeugnis auf Tatsachen? Ist das alles, was sie erzählen, wirklich geschehen? Woher haben sie Kenntnis von diesen Dingen? Dürfen sie als glaubwürdige Gewährsmänner für die Geschichte Jesu gelten?

Die geschichtliche Wissenschaft hat eine Riesenarbeit getan. Ungeheure Summen, nicht bloß an unsäglich mühevoller Kleinarbeit, an scharfsinniger Gelehrsamkeit, sondern auch an geistigem Mute und schweren Entsagungsopfern sind dargebracht worden, um den Quellenwert der Evangelien nach ihrer Herkunft und Glaubwürdigkeit zu untersuchen. Zwar sind wir keineswegs am Ende aller Forschungen angelangt, aber wir haben schon eine Reihe wohlbegründeter Ergebnisse gewonnen.

„Unanfechtbar ist die Tatsache, daß unsere Evangelien nicht die ältesten Formen und Versuche sind, den Stoff des Lebens

*) Nach Johannes Weiß, Die drei älteren Evangelien in den Schriften des Neuen Testaments. 2. Aufl. S. 31—40.

Jesu der Nachwelt zu überliefern und ihn in feste Gestalt zu bringen. Sie fußen sämtlich auf älteren Vorgängern, sie sind nur die schriftstellerischen Endgestalten einer schon vor ihnen vorhandenen Überlieferung teils mündlicher, teils schriftlicher Natur. Lukas sagt es selbst, daß vor ihm bereits „viele es unternommen haben, eine Erzählung von den unter uns vollendeten Ereignissen zu verfassen" (Luk. 1, 1).

„Der eigentliche Verlauf der Entstehung und Entwicklung unserer Kunde von Jesus liegt zeitlich vor unseren Evangelien."

Das Markus-Evangelium, das älteste, muß etwa um das Jahr 70 entstanden sein, also 40 Jahre nach Jesu Tode. Paulus kannte um 60 noch kein Evangelium. „Aber die Zeit von 40 Jahren ist immerhin lang genug, um den bangen Zweifel zu rechtfertigen, ob denn wirklich noch eine zuverlässige Erinnerung an die Ereignisse und vor allem an die Reden des Herrn vorhanden war, ob nicht Unverstand und Absicht, phantasievolle Entstellung und Dichtung ihr umgestaltendes und zerstörendes Werk schon getan hatten, ehe die Evangelisten den Schatz vor weiterer Verwitterung und Zersetzung zu schützen unternahmen. Gegen diesen Zweifel hilft nicht das Augenverschließen, auch nicht die treuherzige Versicherung, daß dem nicht so war, oder der fromme Glaube, daß Gott eine solche Schädigung der uns so notwendigen Kunde von Jesus nicht zugelassen haben werde, sondern nur die gründliche historische Untersuchung und Kritik."

Und dies ist das Ergebnis:

„Es muß rundweg zugestanden werden, daß eine mehr oder weniger große Menge mythischer Bestandteile mit dem Evangelienstoff verschmolzen sind. Aber ebenso zuversichtlich dürfen wir heute die Überzeugung aussprechen, daß die Grundzüge des Charakterbildes Jesu und vor allem eine große Anzahl von Worten des Herrn uns im wesentlichen treu und ungeschädigt aufbewahrt sind" (Weiß, S. 39).

Die drei ersten Evangelien werden mit dem gemeinsamen Namen der „Synoptiker" bezeichnet. Synopsis heißt „Zusammenschau". Sie zeigen eine so ungemein starke Ähnlichkeit, daß

man auf eine enge Verwandtschaft schließen muß. Das vierte Evangelium (Johannes) dagegen steht in seiner ganzen Haltung weit von den Synoptikern ab, es widerspricht ihnen in den entscheidendsten Zügen.

Die meisten Theologen nehmen an, daß die Synoptiker hauptsächlich auf zwei Quellen beruhen, einer Geschichtserzählung, die im wesentlichen mit unserem Markusevangelium übereinstimmte, und einer Sammlung von Worten Jesu, die ursprünglich aramäisch geschrieben war, aber erst in einer griechischen Übersetzung in unserem Matthäus und Lukas verarbeitet worden ist. Daneben hat jeder Evangelist noch besondere Quellen, sei's mündlicher, sei's schriftlicher Überlieferung, gehabt*).

„Daß man an den Texten dieser drei Evangelien," sagt Jülicher**), „trotzdem sie bald kanonisiert wurden, nachträglich noch vielerlei herumkorrigiert, gestrichen, eingeschoben hat, und zwar mit durchschlagendem Erfolg, beeinträchtigt aufs neue ihren Wert als Quellen; das Sondergut der einzelnen Evangelisten, wie der Missions- und Taufbefehl bei Matt. 28, 18 ff., die volkstümlich-poetische Geschichte der Geburt und Kindheit Jesu Luk. 1, 2 und die ganz andersartige gelehrte bei Matthäus, ist ohnehin am meisten tendenziöser Einfügung verdächtig ... Wie vieles in der Erinnerung schon unsicher geworden, zeigen die Widersprüche zwischen diesen „Synoptikern" bei ganz gleichgültigen Dingen wie Namen oder Angaben über Ort, Zeit, Veranlassung einer Rede. Hinzu kommt trübend das religiöse Interesse als einziges Motiv ihrer Schriftstellerei, das doch so völlig verschieden von dem des unbefangenen Historikers ist! Die Evangelien sind ja keine Geschichtsbücher, sondern Lehr- und Werbeschriften... Ihnen liegt daran, das Übernatürliche, das Unvergleichliche und Unbegreifliche an ihrem Stoff kräftig herauszuheben; nicht das in unserem Sinne Bestbeglaubigte hat für sie den höchsten Wert, sondern was am geeignetsten scheint, Zweifel an Jesu Göttlichkeit zu unterdrücken, das Vertrauen zu ihm und seiner Sache

*) Weinel, Das Jesusbild im 19. Jahrhundert. S. 55.

**) Jülicher, Die Kultur der Gegenwart: Die christliche Religion. S. 43.

zu stärken, wie die Geschichte von seiner Verklärung, seinem geöffneten Grab, seinen Totenauferweckungen."

Daß die Evangelien keine Geschichtsbücher sind, sondern Lehr- und Werbeschriften sind, wird unter Beweis gestellt. Paul Wernle schreibt in den „Quellen des Lebens Jesu" *):

„In voller Begeisterung für Jesus hat Markus seine ganze Erzählung hingeworfen, und doch, wieviel Unvollkommenes, Anstößiges entdeckt das Auge der Späteren bei ihm! Er hatte arglos die Nazarener vom Zimmermannsberuf Jesu reden lassen (6, 3 vergl. Matt., Luk.) und hatte erzählt, wie die Seinen einst Jesu für irrsinnig hielten (3, 21 vergl. Matt., Luk.). Er hatte Jesu Vermögen nach keiner Seite als unbeschränkt geschildert, selbst nicht im Sittlichen. Er läßt sich nicht ‚gut' nennen (10, 18 vergl. Matt.), kennt Zeit und Stunde seiner Wiederkunft nicht (13, 32 vergl. Luk.), vermag nicht über die Plätze im Gottesreich zu verfügen (10, 40 vergl. Luk.). Er ist überall auf das Fragen angewiesen, muß fragen, wie der Dämon heißt (5, 9 vergl. Matt.), wer es ist, der seine Wunderkraft durch Berührung an sich zog (5, 30 vergl. Matt.), was die Jünger untereinander redeten (9, 33 vergl. Matt., Luk.), wie lange der Epileptische krank ist (9, 21 vergl. Matt., Luk.). Selbst seine Wunderkraft ist beschränkt. Einmal — in Nazareth — kann er nicht Wunder tun (6, 5 vergl. Matt.), andere Male bringt man alle Kranken zu ihm, und er heilt bloß viele (1, 32, 34; 3, 10 vergl. Matt.), den Blinden vermag er nicht auf einmal sehen zu machen (8, 23—25 vergl. Matt., Luk.), den Taubstummen heilt er unter Seufzen (7, 34 vergl. Matt., Luk.), auf die Forderung, sich durch ein Zeichen zu legitimieren, bleibt er die Antwort schuldig (8, 12 vergl. Matt.). Während wir heute gerade um dieser Züge willen dem Markus die größte geschichtliche Treue zuschreiben, waren seine ältesten christlichen Leser peinlich berührt durch so viele Mängel des Jesusbildes, so viel bequeme Angriffspunkte für jüdische und griechische Spottsucht. Und so sehen wir das eine Mal Matthäus, das andere Mal Lukas, dann wieder beide zusammen eifrig

*) Religionsgeschichtliche Volksbücher.

bemüht, solche Anstöße wegzuräumen, bald durch einfaches Verschweigen, bald durch scharfe Korrektur, bald durch Erläuterung. Er war nicht selber Zimmermann, sondern dessen Sohn, schreiben Matthäus (13, 55) und Lukas (4, 22). Nicht „er konnte keine Wunder tun", sondern „er tat keine" (Matt. 13, 58). Nicht: „was nennst du mich gut? niemand ist gut als der Eine Gott", sondern „was fragst du mich über das Gute? Einer ist gut, Gott" (Matt. 19, 17)... (S. 40/41.)

Markus hat die Erzählung von **Johannes dem Täufer** als „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus" gewertet, den Täufer durchaus als den Vorläufer geschildert, der auf den kommenden Größeren hinweist. Und doch mußte gerade seine Darstellung Bedenken erregen. Der Täufer tritt zuerst auf und Jesus erst hernach. Der Täufer scheint der Größere: er tauft Jesus, und tauft er nicht mit einer **Bußtaufe zur Vergebung der Sünden**? Diesen Bedenken ist bei Matthäus und Lukas genau Rechnung getragen. Matthäus fügt ein Gespräch zwischen Jesus und dem Täufer ein, in dem der Täufer selbst sich als den Geringeren, Jesus als den Größeren, der ihn taufen sollte (Matt. 3, 14 f.) hinstellt, während Lukas in der ganzen Vorgeschichte (1—2) dafür sorgt, daß der Täufer als der durchaus kleinere Vorläufer des großen Erlösers, dem er schon als Kind im Mutterleib gehuldigt hat (Luk. 1, 41), vor uns steht. (S. 40.)

Bei den Synoptikern ist Johannes in erster Linie Bußprediger, Gerichtsprophet, der die Volksmassen aufrüttelt, daneben freilich auch Prophet des kommenden Messias. Bei Johannes einzig und allein Zeuge für Jesus, nur dazu in die Welt gekommen, auf Jesus, seines Gottessohnschaft, seine Präexistenz*), seinen Versöhnungstod hinzuweisen, und um seine eigenen Jünger von sich weg zu Jesus zu senden. Und doch hat er nach den Synoptikern noch im Gefängnis ernstlich gezweifelt, ob Jesus der sei, der da kommen soll, oder ob man eines andern warten solle (Matt. 11, 1 ff.). (S. 16/17.)

*) Göttliches Dasein im Himmel vor seiner weltlichen Geburt.

An dem Eingang des Markus, der damit einsetzt, daß ein Mensch, Jesus von Nazareth, zum Jordan kommt und bei seiner Taufe die Geistesgabe und göttliche Berufung: „Du bist mein Sohn", empfängt (Mark. 1, 9—13), fehlte vielen Christen so überaus viel: kein Nachweis, daß Jesus der erwartete Davidsohn ist, und statt Bethlehem Nazareth seine Heimat! Matthäus und Lukas haben das Vermißte ergänzt, und zugleich, jeder in besonderer Art, auf die heikle Frage geantwortet, weshalb trotz der Geburt in Bethlehem Jesus als der Nazarener auftritt. Er war in Nazareth ansässig, sagt Lukas, aber eine wunderbare göttliche Fügung der Weltgeschichte hat ihn in Bethlehem zur Welt kommen lassen. Er ist in Bethlehem geboren nach der Schrift, sagt Matthäus, aber Furcht und Blutgier des Herodes hat ihn von da fliehen und schließlich in Nazareth landen lassen, damit auf diese Weise eine Reihe göttlicher Orakel sich erfüllen. Von all diesen Schwierigkeiten und den Versuchen, ihrer Herr zu werden, weiß Markus noch nichts. Und während ihm Jesus zum Gottessohn wird durch göttliche Erwählung und Geistesausrüstung im Augenblick der Taufe (Mark. 1, 11), führt die jüngeren Evangelien der Titel Gottessohn darauf, ihn als den von keinem menschlichen Vater, sondern von der Schöpferkraft des Geistes Erzeugten einzuführen (Luk. 1, 35; Matt. 1, 18). Nur daß dadurch nun der besondere Widersinn zustande kommt, daß ein vom Heiligen Geist Erzeugter dennoch erst nachträglich mit heiligem Geiste ausgerüstet wird. Und das ist die in die Augen fallendste Probe, wie das kurze Evangelium sich als die Quelle der beiden langen erweist." (S. 43/44.)

13. Die Geburt Jesu.

Das älteste Evangelium, Markus, und das jüngste, Johannes, wissen von einer wunderbaren Erzeugung Jesu nichts. Auch in allen Briefen des Apostels Paulus und überhaupt in allen Briefen des Neuen Testaments fehlt die Verkündigung: der geboren ist aus dem Heiligen Geist und Maria, der Jungfrau.

Die beiden Formen der Geburtsgeschichte, wie sie bei Matthäus und Lukas vorliegen, schließen sich gegenseitig aus,

zwei Punkte ausgenommen: Jesu Geburt in Bethlehem und seine vaterlose Erzeugung. Auf ihnen schlägt das beiden Evangelien gemeinsame dogmatische Interesse durch.

Jesus stammte aus dem galiläischen Städtchen Nazareth. Er heißt daher auch im Leben wie im Tode immer „Jesus von Nazareth", wie er als bloßer Einwanderer nicht hätte heißen können. Um aber die Verheißung des Micha (5, 1), daß der Messias aus Bethlehem kommen werde, buchstäblich zu bewahrheiten, versuchen beide Evangelisten eine Übereinstimmung herzustellen.

Matthäus läßt die Familie Jesu, die von alters her in der Davidsstadt Bethlehem wohnte, sich vor Herodes nach Ägypten, dann vor Herodes' Sohn nach Galiläa flüchten.

Über die Geschichtlichkeit dieser Erzählung ist ein Streit nutzlos*). Keine Geschichtsquelle meldet etwas von dem Massenkindermord des Herodes. Er wäre auch ganz überflüssig gewesen, denn, nachdem die Magier in dem kleinen Städtchen Bethlehem erschienen waren, wußte dort jedermann, welchem Kinde sie gehuldigt hatten. Wichtig ist, daß diese Erzählung sich schlechterdings nicht mit der Darstellung bei Lukas vereinigen läßt. Seit der Geburt müßten, wenn auch nicht zwei volle Jahre (7, 16), so doch mehrere Monate verstrichen sein, während deren die Magier die weite Reise hätten machen können. Nach Luk. 1, 21, 22—39 sind aber die Eltern spätestens zwei Monate nach der Geburt in die galiläische Heimat zurückgekehrt. In diesem Zeitraum ist weder die Magiergeschichte, noch die Flucht nach Ägypten unterzubringen.

Und nun die Huldigung der Magier bei Matthäus, die Botschaft des Engels an die Hirten und die Lobpreisung der himmlischen Heerscharen vor ihnen bei Lukas!

Alle diese Erinnerungen, die doch nicht nur ihr Eigentum, sondern vielen Leuten bekannt gewesen sein müßten, scheinen vergessen zu sein, als ob sie niemals dagewesen wären. „Die

*) Quelle für das Folgende: Johannes Weiß, Die drei älteren Evangelien in den Schriften des Neuen Testaments. 1907.

Aufnahme Jesu in seiner Familie und im Volk hätte eine ganz andere sein müssen, wenn diese Erzählungen wirklich schon vorhanden gewesen wären. Es kann also kein Zweifel sein, daß sie erst entstanden sind, als die Liebe und Verehrung gegen den erhöhten Herrn das Bedürfnis empfand, auch seine Kindheit mit dem Glanze göttlicher Herrlichkeit zu umgeben, der ihr in Wahrheit völlig gefehlt hat." (Johannes Weiß, S. 427.)

Lukas geht von der richtigen Voraussetzung aus, die Eltern Jesu hätten in Nazareth gewohnt. Aber nun kommt eine äußerst künstliche Erzählung: zu der vom Kaiser Augustus befohlenen Schätzung (Steuererklärung) zog alles aus, um sich aufnehmen zu lassen, jeder in seinen Heimatort. So werden die Eltern Jesu vorübergehend und gerade so lange in die Davidsstadt Bethlehem — denn Joseph war aus Davids Geschlecht — versetzt, um das Jesuskind dort geboren werden zu lassen. Diese Heimatreise ist mit den römischen Steuergebräuchen unvereinbar. Die Steuererklärung wurde an demjenigen Orte abgegeben, wo man Grundbesitz hatte oder, wenn es sich um den beweglichen Besitz handelte, an dem ständigen Wohnsitze. Bei der armen Lage, in der wir Joseph und Maria in Bethlehem finden, ist es nicht wahrscheinlich, daß Joseph dort Grundbesitz hatte.

Außerdem gibt es noch eine Anzahl schwerer staatsrechtlicher und chronologischer Bedenken, durch welche die ganze Erzählung aus dem Gebiete der Geschichte in das der Phantasie verwiesen wird (s. Johannes Weiß, S. 424). Der zweite Punkt der Übereinstimmung zwischen Matthäus und Lukas ist die vaterlose Erzeugung, die jungfräuliche Geburt Jesu. Da ist das Allerseltsamste der Stammbaum des Joseph vor der Geburtsgeschichte bei Matthäus (1, 1—17). Wenn Jesus nicht der Sohn Josephs war, so hat doch die Ahnentafel keinen Sinn, denn sie enthält ja gar nicht die Ahnen Jesu. Auf den Gedanken einer Stammtafel Jesu konnte man nur kommen von der Annahme aus, daß Jesus der Sohn eines Menschen und Nachkomme menschlicher Geschlechter war. Nun ist vor wenigen Jahren im Katharinenkloster auf dem Sinai eine alte Handschrift, die eine syrische Evangelienübersetzung enthält, der Syrus sinaiticus, mit einem

auf die natürliche Geburt Jesu hindeutenden Text gefunden worden*).

Lukas hebt die Abstammung des Joseph von David hervor. Da Jesus aber auch nach ihm nicht der Sohn Josephs ist, wäre es wichtiger gewesen, Marias Abstammung von David hervorzuheben. Dem widerspricht Lukas. Nach ihm ist Maria eine Verwandte der Elisabeth, mithin eine Aaronidin aus dem Stamme Levi. Da haben wir die erste Spur, daß die hier von Lukas benutzte Überlieferung Jesus, den Sohn Davids, noch ganz unbefangen als Sohn Josephs ansah.

Wenn Matthäus sagt, daß Joseph bis zur Geburt Jesu seinem Weibe sich nicht nahte (1,25), so zeigt das, daß er von einer dauernden Jungfrauenschaft der Maria nichts weiß. Ihm sind ja Brüder und Schwestern Jesu bekannt. (13,55—56): Heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakobus und Joseph und Simon und Judas? Und sind nicht all seine Schwestern bei uns? (so auch 12,46).

*) Der Syrus sinaiticus, welcher in seinem uns vorliegenden Texte aus dem 5. Jahrhundert stammt, fußt — und das macht ihn so wertvoll — auf griechischen Handschriften, die dem 2. Jahrhundert angehören, während alle uns erhaltenen griechischen Handschriften etwa zweihundert Jahre jünger sind. — „Bei Matthäus erwartet man nach den stets gleichmäßigen Worten: „der zeugte den", auch: Jakob erzeugte Joseph, Joseph erzeugte Jesus, während es jetzt heißt: „Jakob erzeugte Joseph, den Mann Marias, aus der erzeugt ward Jesus, der Christus heißt." Dieser formell ungeschickte und sachlich auffallende Satz verrät eine Umbildung. In der Tat liest die syrische Übersetzung: „Jakob erzeugte Joseph, Joseph, dem Maria, die Jungfrau, verlobt war, erzeugte Jesus, der Messias heißt." Da ein und dieselbe Schriftstelle unmöglich Maria eine Jungfrau und Jesus doch von Joseph erzeugt nennen kann, so muß auch hier eine Umbildung vorliegen. Die Worte: „dem Maria, die Jungfrau, verlobt war", verraten sich aber schon durch ihre Form im Vergleich zum übrigen Satzgefüge als Einschub, während die Annahme, daß hier ein Judenchrist nachträglich Jesus zu einem Sohne Josephs gemacht habe, schon deshalb von der größten Schwierigkeit gedrückt ist, weil die syrische Übersetzung sonst gut kirchlich ist. So wird denn hier die alte, schon aus dem kanonischen Matthäus zu vermutende und lange vor Auffindung des Syrers vermutete Form des Stammbaumes erhalten geblieben sein." (Gustav Krüger, Dreieinigkeit und Gottmenschheit, S. 59.)

Die katholische Kirche hat diese in Vettern und Basen umdeuten müssen, um die dauernde Jungfräulichkeit der Maria behaupten zu können.

Auch Markus weiß, daß Jesus Brüder hatte (Mark. 3, 31 bis 32).

Auch Jesu Brüder glaubten nicht an ihn (Joh. 7, 5).

Die Seinen gingen aus, um sich seiner zu versichern, denn sie sagten: Er ist von Sinnen. (Mark. 3, 21.) Hätten die Angehörigen, hätte insbesondere die Mutter Jesu so gesprochen und sich verhalten, hätte sie es können und dürfen, wenn das von Matthäus und Lukas Erzählte über die Umstände der Zeugung und Geburt nicht spätere Einschaltung und Zugabe, wenn es tatsächlich und geschichtlich wahr wäre? — Nimmermehr!

14. Die Wunder Jesu.

Im Lichte der heutigen auf Erfahrung und Denken gegründeten Weltanschauung erweist sich der Glaube an Zeichen und Wunder im Sinne der Kirche als Irrtum oder Täuschung. Die Erkenntnis von der Einheit, Einheitlichkeit und strengen Gesetzmäßigkeit alles Naturgeschehens ist die unanfechtbare Errungenschaft der neuzeitlichen Forschung.

Der Glaube an Wunder war nur möglich, solange man von der Zusammengehörigkeit und dem Zusammenwirken der Naturkräfte keine Ahnung hatte.

Das Wunder im kirchlichen Sinne ist ein außerordentliches Eingreifen Gottes in den natürlichen Gang der Dinge, durch den der naturgesetzliche Zusammenhang von Ursache und Wirkung zerrissen wird und Wirkungen hervorgebracht werden, denen eine entsprechende natürliche Ursache fehlt.

Das Wunder ist also etwas Übermenschliches und Übernatürliches.

Wunder im weiteren, allgemeinen Sinne, d. h. unerklärliche, unbegreifliche, bewunderungswürdige, staunenswerte Vorgänge, Erscheinungen, Geheimnisse der Natur gibt es unzählige; wir stoßen auf dieselben bei jedem Schritt und Tritt.

Aber diese Wunder vollziehen sich ordnungsgemäß, regelmäßig, naturgesetzlich, während die Wunder im Sinne der Kirche sich gegen alle Naturordnung ereignen sollen.

Die Tatsache, daß das Naturgeschehen in strenger Gesetzmäßigkeit erfolgt, drängt sich uns mit unwiderstehlicher Bestimmtheit und Gewißheit auf. Der Sternkundige berechnet aus den ihm bekannten Bewegungen der Gestirne auf Jahre hinaus, wann ein Vorübergang des Wandelsternes Venus vor der Sonne stattfindet, und wo diese Erscheinung auf unserer Erde sichtbar ist, und er fürchtet nicht, daß das Ereignis auch nur eine Minute früher eintritt, als er berechnet hat.

Der Menschengeist ist jetzt zu der Entwicklung gelangt, daß er die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens sehen und daraus Schlüsse ziehen kann. Und hiermit gewinnt er das Recht, die Wundererzählungen wissenschaftlich daraufhin zu prüfen, ob sie beglaubigt sind oder, auch wenn sie bezeugt und beglaubigt sind, ob sie dann überhaupt glaubwürdig sind. Denn recht wohl kann jemand eine Tatsache treuherzig bezeugen und beglaubigen, aber infolge mangelnder Kenntnisse oder infolge einer Sinnestäuschung in gutem Glauben ganz anders erklären, als es dem wirklichen Hergange entspricht.

Und was nun die Beglaubigung und Bezeugung der Wunder anbetrifft, so ist es damit ein eigen Ding. Die heiligen Schriften anderer Religionen, z. B. der buddhistischen, berichten ebenfalls von bezeugten und beglaubigten Wundern ihrer Stifter. Aber nun und nimmermehr werden die christlichen Kirchen die Wirklichkeit dieser Wunder zugeben!

Und nun und nimmermehr werden die protestantischen Kirchen die zahllosen Wunder der katholischen Heiligen anerkennen in vollem Gegensatz zum unfehlbaren päpstlichen Lehramt. Das sollen alles nur fromme Sagen sein! Da liegt doch der Gedanke sehr nahe, daß es sich mit Jesu Wundern ebenso verhält!

Für die Weltanschauung des Altertums verstand sich infolge der mangelhaften Naturerkenntnis die Möglichkeit des Wunders ganz von selbst.

Die ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit, in denen sich das Christentum ausbreitete, waren eine Zeit des üppigsten Wunder- und Wahrsagungsglaubens. Zahllose Wundersagen wurden von den Dichtern und Geschichtsschreibern als überlieferte und darum glaubwürdige Geschichte erzählt. Nur wenige Stichproben seien aus der Fülle des Stoffes ausgewählt*).

Von Asklepios, dem Sohne des Gottes Apollo und der Griechin Coronis, wird berichtet, daß er als Kind ausgesetzt und von einem Hirten gefunden worden sei. An dem vom Kinde ausstrahlenden Glanze erkannte der Hirte, daß etwas Göttliches an ihm sei. Sogleich habe sich dann das Gerücht verbreitet, daß dieser göttliche Knabe Kranke heilen und Tote erwecken könne. Zur Zeit einer Pest sei dann Asklepios in Gestalt einer Schlange nach Rom gekommen und habe dort jahrhundertelang seine Wunderheilungen fortgesetzt. Auch zehn Totenerweckungen werden ihm zugeschrieben. Seine Wallfahrtsorte waren berühmt, seine Tempel waren — wie heute manche katholischen Kirchen und Kapellen — voll von Weihegeschenken, z. B. Herzen oder Gliedmaßen, und Inschriften derer, die von ihm Hilfe erfahren zu haben glaubten. Auch leibhaftig soll er, wie der ägyptische Heilgott Serapis, manchem Kranken erschienen sein.

Apollonius von Tyrana, gestorben 96 n. Chr., soll verschiedene Ereignisse der Zukunft vorausgesagt haben. Er schüttelte im Gefängnis die Fesseln von sich, verstand alle Sprachen der Menschen und Tiere und wußte auch die verschwiegenen Gedanken der Leute. Er trieb Dämonen aus und erweckte eine Tote im Leichenzuge.

Aber nicht nur im ungebildeten Volke herrschte der Wunderglaube. Auch die Gelehrten huldigten ihm und benutzten ihn als Stützpunkt ihrer eigenen Lehren. Von Pythagoras werden außer seinem wunderbaren prophetischen Wissen eine Menge der erstaunlichsten Wunder erzählt: er habe Kranke geheilt, eine Pest durch Zauber unterdrückt, die Fluten des Meeres und der

---

*) Nach Otto Pfleiderer, Das Christusbild des urchristlichen Glaubens. S. 45—49.

Flüsse beruhigt, so daß seine Schüler ungefährdet hindurchgehen konnten; auch sei er an ein und demselben Tage an zweien durch Land und Meer getrennten Orten bei seinen Schülern zugegen gewesen. (Pfleiderer.)

Um unbequeme Vergleiche aus der Welt zu schaffen, schlug die kirchliche Verteidigung des Christentums sehr früh den Weg ein, die ähnlichen Vorkommnisse auf heidnischem Gebiet für Nachäffungen des Teufels zu erklären.

Auch die jüdischen heiligen Männer und Propheten taten Wunder. Die Wasser stehen still, wenn Moses und Josua es in des Herrn Auftrag gebieten. Elisa speiste Hunderte mit einigen Broten. Elias und Elisa haben Tote erweckt. Elias erlebte seine Himmelfahrt*).

Zur Zeit Jesu ging im Volke der Glaube, daß die Toten wiederkommen. Elias oder einen der Propheten erwartete man ständig wiederzusehen, noch am Kreuze Jesu erhofften manche, daß Elias komme und ihm helfe.

In diese wundersüchtigen Zeiten, da die Unterschiede zwischen Leben und Tod verwischt werden, müssen wir uns hineinversetzen, um die Wunderberichte des Neuen Testamentes zu verstehen.

Konnte der Messias, der die Zeiten erfüllte, die Krone aller Hoffnungen, geringere Dinge tun, als seine Vorläufer? Es wäre das Wunder aller Wunder gewesen, wenn der Messias keine getan hätte.

Die Schreiber der Evangelien wollten Wunder erzählen. Man tut ihnen Gewalt an, wenn man bestreiten wollte, daß Wundererzählungen große Anziehungskraft auf sie ausüben mußten. Denn die Wunder als Beweis göttlicher Kraft sollten die Echtheit des Messias bekunden**).

Die Pharisäer und das Volk wollten ein Zeichen vom Himmel herab von Jesus haben, d. h. eine ganz besondere Bestätigung seiner Persönlichkeit. In ihren Augen galten seine bis-

*) Religionsgeschichtliche Volksbücher: Traub, Die Wunder im Neuen Testament. S. 29.

**) Traub, S. 22.

herigen wunderbaren Taten gar nicht als etwas Außerordentliches, Glaubenzwingendes. So etwas hatten sie sonst auch erlebt. Von Wahrsagern, Propheten, Zauberern und Wunderleuten gab es wahrlich eine Menge. (Matt. 7, 22; 24, 23—24; Mark. 13, 22; Taten der Apostel 5, 36—37; 8, 9—10; 13, 6.) . . . denn was waren selbst die Totenerweckungen, welche Jesus vollbrachte, Außerordentliches? Haufenweise werden sie von den Aposteln Thomas und Johannes erzählt. Das geht so weit, daß in der Apostelgeschichte Totenerweckungen auf Geheiß der Apostel von anderen Leuten vollzogen werden. Irenäus erzählt sie als Übung der christlichen Gemeinde im 2. Jahrhundert n. Chr. Sie gehörten zu den Gaben des Geistes und der Kraft. Ihre Möglichkeit war eine selbstverständliche Voraussetzung*). Jesus lehnte die Zumutung, ein besonderes Zeichen zu geben, ein ganz außerordentliches Beglaubigungswunder zu tun, ab und rügte sie mit hartem Wort als Forderung verkehrten Sinnes. (Mark. 8, 11 ff., Matt. 16, 1—4.) Dieser wohl treu überlieferte Zug stimmt nun durchaus nicht überein mit allen den überwältigend großen Wundern, die Jesus nach dem Bericht der Evangelisten getan haben soll**).

Es wäre ein Unrecht zu sagen: alle Wundererzählungen der Evangelisten sind von Anfang bis zu Ende erdichtet. Wir können heute nach fast 1900 Jahren nicht mehr feststellen, welchem Berichte eine wirkliche Tatsache zugrunde liegt, wie die Tatsachen von der im Wunderglauben lebenden alten Welt ausgeschmückt worden sind, und welche Erzählungen überhaupt aus andern Quellen stammen und auf Jesus übertragen worden sind.

Das aber können wir heute sagen: sehr viele von den Jesu zugeschriebenen Wundern sind gar keine Wunder im kirchlichen Sinne. Denn sie sind weder übermenschlich, noch übernatürlich. Und zwar sind dies die Wunderheilungen der Besessenen, der Dämonischen, von denen die Evangelien immer

---

*) Traub, S. 45.

**) Bousset, Was wissen wir von Jesus? S. 56.

wieder berichten. Jesus vollbrachte hier nach seinen eigenen Aussagen nichts Außerordentliches. Seine Jünger heilen ebenso. Auch ihnen sind die Dämonen untertan. Aber — und das muß unsere besondere Aufmerksamkeit erregen — auch die Jünger der Pharisäer vollzogen solche Heilungen. Und Jesus selbst erkennt dort dieselbe Wundertätigkeit an. (Matt. 12, 27.)

Er spricht auch von den Erfahrungen des Rückfalls bei solchen Krankheiten. (Matt. 12, 43 ff.) Wo Jesus keinen Glauben fand, konnte er auch nicht heilen. (Mark. 6, 5 ff.)*)

In der Volksvorstellung der damaligen Zeit spielte der Glaube an die bösen Geister, die Teufel, die Dämonen eine große Rolle. Von ihnen seien, so dachte man, die Kranken besessen, und durch ihre Vertreibung aus dem menschlichen Körper würde die Heilung bewirkt.

Diese Anschauung erinnert deutlich an Altbabylonisches. Auch hier haben die bösen Dämonen im Leibe der Kranken ihre Tempel aufgeschlagen (vergl. Matt. 12, 44 ff.; 1. Kor. 3, 16; 2. Kor. 6, 16; Eph. 2, 22 u. a.). Auch der babylonische Beschwörungspriester verstand es, die Dämonen aus den Kranken zu vertreiben**).

Jesus hat dem Dämonenglauben seiner Zeitgenossen sich nicht entzogen. Er war es gerade, der den Teufel als Widerpart des Messias recht eigentlich in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt hat. (Matt. 12, 22 ff.; 13, 19 u. 25 ff. u. 38, 32; Luk. 10, 18 usw.)

In demselben Vorstellungskreise bewegen sich die neutestamentischen Schriftsteller ohne Ausnahme.

Nun umfaßt der Name der „Besessenen" eine bestimmte Klasse: es sind die nervös, die hysterisch Belasteten, wie wir heute sagen***). Die ärztliche Wissenschaft hat jedoch mit augenscheinlicher Gewißheit nachgewiesen: allen mittelbaren und unmittelbaren Erscheinungen der hysterischen Krankheiten, die eben

---

*) Bousset, S. 56.

**) Hermann Gunkel, Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments. S. 29.

***) Traub, S. 40.

aus bestimmten nervösen Erregungszuständen hervorgehen, gegenüber besitzt der Wille einer übermächtigen Persönlichkeit heilende Kraft. Alle Heilungswunder, soweit sie auf diese hysterische Krankheitsform zurückgeführt werden müssen, sind daher gar keine Wunder, sondern sie erklären sich natürlich durch die eine Tatsache: für bestimmte nervöse Erregungszustände ist die Suggestion — d. h. die seelische persönliche Beeinflussung durch Wirkung des Willens und der Einbildung auf das Nervensystem — die Heilkraft. Von dieser Tatsache aus ist nun der größere Teil der Heilungswunder Jesu erklärlich. Er hat gewiß merkwürdige Heilungen vollbracht.

Was tatsächlich dabei innerhalb dieser naiven, von den Kranken, wie von Jesus geteilten Vorstellungen wirksam wurde, das war die heilende, beruhigende Wirkung der außerordentlichen Seelenkraft Jesu und ihre Siegeszuversicht. Aber nur dort, wo man ihm persönliches Vertrauen entgegenbrachte, wo man ihm glaubte, vermochte er zu heilen. (Mark. 6, 5—6.)

Bestätigt wird der Umstand, daß es sich bei Jesu Wunderheilungen der Dämonischen um Nervenkrankheiten handelte, durch die Tatsache, daß wir im Krankheitsverzeichnis keine hitzigen, schnell verlaufenden Krankheiten, wie Lungenentzündung, Typhus, Scharlach usw. finden*). Wir können die einzelnen Formen der nervös bedingten Krankheiten noch deutlich erkennen: Tobsucht (Mark. 5, 2 ff.), Lethargie (Mark. 12, 22), Epilepsie (Mark. 9, 17 ff.) **).

Gemeinsam ist allen ein starker nervöser Erregungszustand, der sich bald heftiger, bald gelinder äußert. Überall entdecken wir die Sinnestäuschungen des Irren, nämlich der Kranke trägt sich mit einer Art Doppelbewußtsein herum. Der unreine Geist, der Dämon, ist die zweite Person in seinem Körper und spricht aus ihm durch den Mund des Kranken. Ja, es können auch mehrere Dämonen in einem einzigen Kranken wohnen. Einige Berichte erzählen von körperlichen Wutausbrüchen. (Mark. 5, 3;

*) Traub, S. 42.

**) Religionsgeschichtliche Volksbücher: Bousset, Jesus. S. 24 und 25.

9,20.) Wir lesen von verzerrten Gliedmaßen, verkrümmten Leibern, auch von dem darauffolgenden Zustande vollständiger geistiger und körperlicher Teilnahmlosigkeit. Diese Krankheitserscheinungen finden wir bei der großen hysterischen Neurose auch heute noch. Unter Neurose werden Nervenkrankheiten verstanden, bei denen man zunächst keine anatomischen oder chemischen, also keine äußerlichen Veränderungen der Nerven hat nachweisen können, bei denen aber trotzdem ein einzelnes Organ, wie das Herz oder der Darm, oder auch der gesamte Körper erkrankt ist..

Mit der hysterischen Neurose sind sehr häufig verbunden: Erblindungen, Lähmungen, Verlust des Gehörs und der Sprache*). Jesus heilte Blinde, Lahme, Taube und Stumme.

Besonders deutlich wird der Zusammenhang zwischen Hysterie und Lähmungen und Verkrüppelungen. Einzelne Muskelgruppen können vollständig gelähmt oder gekrümmt werden**). Die evangelischen Berichte erzählen, wie Dämone ihre Kranken zu den übrigen Fehlern auch noch mit der Sprachlosigkeit behafteten. Eine abergläubische Menge mußte in derartigen Kranken böse Geister vermuten, da ihre Gebärden einen durchaus absonderlichen Eindruck machten und die unverständlichen Laute die Nebenmenschen erschreckten. Der Fortschritt der Heilkunde weist wirklich neurasthenische Störungen des Gesamtorganismus als Ursache solcher Einzelerkrankungen hinter jenem abergläubischen Wirrwarr nach.

Außer diesen Wunderheilungen bleiben nun tatsächlich nur einige wenige Erzählungen, in denen für uns ein schlechthin wunderbares und unbegreifliches Geschehen vorliegt.

Mit demselben Rechte, mit welchen die christlichen Kirchen die im Laufe der Zeiten von vielen Millionen Menschen mehr geglaubten buddhistischen Wunder für unwirklich erklären, könnten wir diese Wunder Jesu als unwirklich ablehnen. Auf Grund der in 1900 Jahren errungenen gewaltigen Fortschritte in der Naturerkenntnis und der nunmehr erlangten Einsicht in die geschichtlichen Verhältnisse wissen wir: Die Verklärung eines

*) Traub, S. 42.

**) Die — im Verhältnis zur Krankenzahl — wenigen Wunderheilungen in Lourdes, Mekka usw. geschehen ebenso durch Suggestion.

religiösen Helden, der, wie Jesus im Mittelpunkt der christlichen Religion steht, mit einem Strahlenkranz von Wundern entsprang einem tiefen Gemütsbedürfnisse seiner Gläubigen zu jener fernen Zeit.

15. Die Auferstehung Jesu.

Das größte aller Wunder, welches von Jesus berichtet worden, ist seine Auferstehung von den Toten. Wie können wir uns dieses Wunder erklären?

Pfleiderer sagt in der Entstehung des Christentums S. 108 bis 110:

„Mehr ist von der Geschichtsforschung in solchem Fall nicht zu erwarten, als daß sie den Hergang in einer Weise erkläre, der nach Analogie*) der sonstigen menschlichen Erfahrungen denkbar und wahrscheinlich ist.

Jedem aufmerksamen Leser der Evangelien fällt es in die Augen, daß ihre Erzählungen von den Ostererlebnissen der Jünger so widerspruchsvoll sind, daß sich keine bestimmte und klare Vorstellung daraus gewinnen läßt. Unvollziehbar ist die Vorstellung von dem Leibe des Auferstandenen, der bald ganz materiell, wie ein irdischer Leib, sich betasten läßt und essen kann, bald wieder überirdischer Art zu sein scheint, da er durch verschlossene Türen geht, plötzlich erscheint und verschwindet und zum Himmel aufgehoben wird. Ebenso widersprechen sich die Evangelisten hinsichtlich des Ortes der Erscheinungen: bei Markus werden die Jünger nach Galiläa gewiesen, um den Auferstandenen dort zu sehen; ebenso bei Matthäus, wo dann auch die Erscheinung auf dem Berg in Galiläa wirklich erzählt wird, nachdem aber vorher noch eine solche von den beiden Marien auf deren Rückwege vom Grabe zur Stadt berichtet worden war. Lukas dagegen erzählt nur von Erscheinungen auf dem Emmauswege bei Jerusalem und dann vor den versammelten Jüngern in Jerusalem; von einer galiläischen Erscheinung weiß er nicht nur nichts, sondern er schließt eine solche geradezu aus, indem er den Jüngern die Weisung geben läßt, in Jerusalem bis zur Geistesausgießung an Pfingsten zu

*) Ähnlichkeit.

bleiben. Johannes erzählt mit Lukas von Erscheinungen in Jerusalem und mit Matthäus von einer Erscheinung vor Maria am Grabe, zuletzt (im Anhangskapitel) noch von einer sonst nirgends berichteten Erscheinung vor einigen Jüngern am See Genezareth. Paulus endlich (1. Kor. 15, 3 ff.) weiß gar nichts von dem, was bei den Evangelisten im Vordergrund steht, daß die Frauen das Grab leer gefunden und eine Engel- oder Christuserscheinung gehabt haben; dafür zählt er eine Reihe von Erscheinungen auf: vor Kephas, den Zwölfen, mehr als 500 Brüdern, vor Jakobus, den sämtlichen Aposteln, zuletzt vor ihm, Paulus, selbst; das ist der älteste Bericht, der aber zu keinem der jüngeren evangelischen Berichte stimmt. Man ersieht daraus, wie wenig Sicheres die älteste Gemeinde über diese Dinge gewußt hat; was uns darüber überliefert ist, das sind zunächst eben nur Sagen, von der dichtenden Phantasie und von der apologetischen Reflexion*) geschaffen, ohne Zusammenhang und ohne Einklang untereinander."

Und Johannes Weiß sagt in den Schriften des Neuen Testaments, 2. Aufl., I, S. 45/46: „Ein höchst lehrreiches Beispiel, wie die Phantasie der gläubigen Gemeinde in die dunklen Räume des Nichtwissens hineinleuchtet und auf die Fragen der Wißbegier zu antworten versteht, sind die Auferstehungsgeschichten.

Die älteste Gemeinde, der Paulus all seine Kunde über diesen Gegenstand verdankt, hat ihre Überzeugung von der Auferstehung auf die Erscheinungen des Auferstandenen, wir würden sagen, auf die Visionen der Apostel gegründet, wie sie Paulus 1. Kor. 15, 5—8 mit dem Bestreben, vollständig zu sein, aufzählt. In diesen Erlebnissen haben sie die Gewißheit empfangen, daß ihr Herr nicht im Tode geblieben, sondern von Gott zur Herrlichkeit erhöht ist. Über das Wie dieses Vorgangs haben sie nicht weiter gegrübelt. ‚Ob sie sich ihn so vorgestellt haben, wie es in dem Worte an den Schächer ausgedrückt ist, daß Jesus unmittelbar im Augenblicke des Todes ins Paradies versetzt wurde, etwa wie Lazarus ‚von den Engeln in Abrahams Schoß getragen', oder ob sie an eine Herausführung aus dem Grabe gedacht haben, wissen

*) Der den Glauben verteidigenden Erwägung.

wir nicht. Jedenfalls führt Paulus unter den **Beweisen** für die **Auferstehung nicht das leere Grab** an. In seinem Denken hat dieser Umstand keine Rolle gespielt. Für seine Vorstellung von dem Erhöhten, der einen ganz unirdischen Leib hat, ist auch die Frage von geringer Bedeutung, was aus dem Leichnam geworden ist, den man ins Grab gelegt hat. Aber der Volksvorstellung genügte diese feinere, vergeistigende Auffassung auf die Dauer nicht. Sie fordert greifbarere Beweise.

Dieser Sehnsucht nach einer handgreiflichen Gewißheit kam die Erzählung vom leeren Grabe entgegen, die Markus, als er sein Evangelium schrieb, schon vorfand (16, 1—8): die Frauen haben das Grab leer gefunden, und ein Engel hat ihnen diese Tatsache gedeutet. Aber Markus sagte selber, daß diese Kunde nicht aus dem eigentlich apostolischen Kreise stammt, denn die Frauen haben, dem ausdrücklichen Befehle des Engels zuwider, dem Petrus und den andern von diesen Dingen nichts erzählt.

Hiermit ist es wahrscheinlich, daß diese Geschichte nicht zu den Berichten des Petrus gehört, sondern eine erst später aufgetauchte Nebenüberlieferung ist. Bei Markus tritt sie noch sehr bescheiden auf: nur die Tatsache des leeren Grabes wird berichtet. Über das aber, was im Dunkel der Nacht vor sich gegangen sein müßte, läßt der Evangelist einen Schleier liegen. Erst Matthäus lüftet ihn und erzählt von dem, was niemand wissen kann, daß ein großes Erdbeben kam, und ein Engel des Herrn den Stein abwälzte. Aber auch er ist noch zurückhaltend, indem er nicht wagt, das siegreiche Hervorgehen Jesu aus dem Grabe zu schildern. Das tut erst das apokryphe (unechte) Petrusevangelium (ein nicht in das Neue Testament aufgenommenes Buch). Auch hier wieder sieht man, wie die Zusätze des Matthäus schon auf der Linie der apokryphen Evangelien liegen, auch hier wieder beobachten wir, wie die Legende immer genauer, immer handgreiflicher wird in der Ausmalung dessen, was den ältesten Erzählern noch dunkel und geheimnisvoll war. Wenn Markus ausdrücklich sagt, die Jünger hätten vom leeren Grabe nichts erfahren, so genügt auch das der Überlieferung nicht, und Johannes 20, 1 ff. ergänzt diesen Mangel, indem er durch jenen wunder-

lichen Wettlauf des Petrus und des Lieblingsjüngers zum Grabe und durch ihre genaue Besichtigung der Stätte das apostolische Siegel auf das Zeugnis der Frauen drückt. So sehen wir die Phantasie der alten Christen auch sonst am Werke; unter ihrem erwärmenden Einfluß erblühen aus den alten Erzählungen immer neue anschauliche dichterische Einzelzüge."

Pfleiderer sagt in der Entstehung des Christentums, S. 111 bis 113, weiter: „Indem Paulus 1. Kor. 15, 8 die ihm selbst widerfahrene Christuserscheinung in eine Linie stellt mit den früheren, setzt er offenbar die Gleichmäßigkeit aller dieser Erscheinungen voraus und gibt uns damit das Recht, aus der Art der seinigen auf die Art auch der früheren zu schließen. Nun ist gewiß, daß das, was Paulus auf dem Wege nach Damaskus gesehen zu haben überzeugt war, nicht der Christus nach dem Fleisch, sondern der Christus nach dem Geiste war, d. h. ein himmlisches Geist- und Lichtwesen von der Art, wie man auch die Engel dachte. Solch ein übersinnliches Wesen kann aber nicht der Gegenstand einer sinnlichen Wahrnehmung sein, sondern nur innerlichen Schauens, einer Vision oder Halluzination*) im Zustande der Verzückung, die nicht durch ein äußerlich gegenwärtiges Wahrnehmungsobjekt hervorgerufen wird, sondern nur ein nach außen geworfenes Spiegelbild des inneren Zustandes der Seele, eine „Objektivierung" ihres eigenen Bewußtseinsinhaltes ist. Womit auch ganz übereinstimmt, daß Paulus sagt, Gott habe seinen Sohn in ihm geoffenbart, er habe es helle werden lassen in seinem Herzen zur Erleuchtung der Erkenntnis vom Lichtglanz Gottes auf dem Angesicht Christi (Gal. 1, 16; 2. Kor. 4, 6), und daß er auch sonst sich der „Offenbarungen und Gesichte" rühmt, in denen er ohne Vermittlung der leiblichen Sinne Unaussprechliches vernommen habe. (2. Kor. 12, 1 ff.) Ganz ebenso also, wie Paulus auf dem Wege nach Damaskus in einer momentanen ekstatischen Vision die himmlische Lichterscheinung Christi geschaut hat, werden wir uns auch die dem Petrus zuerst widerfahrene Christuserscheinung zu denken haben — eine seelische Erfahrung, die

---

*) Sinnestäuschung.

keineswegs ein unbegreifliches Wunder, sondern nach zahlreichen Analogien aus allen Zeitaltern psychologisch ganz wohl zu begreifen ist. In den Legenden der Heiligen und Märtyrer ist es ein fast regelmäßig wiederkehrender Zug, daß der vor kurzem verstorbene Heilige den Seinigen im Traum und im wachen Zustand (Ekstase) wieder erscheint und sie durch Trost und Mahnworte aufrichtet: es ist die sehnende Liebe, die sich in die Erinnerung so inbrünstig vertieft, das teure Bild des Geschiedenen so lebhaft sich vergegenwärtigt, daß sie es im höchsten Moment der verzückten Begeisterung leibhaftig wieder vor sich zu sehen glaubt. Daß dies dem Petrus allein zuerst widerfuhr, ist bei seiner temperamentvollen, von momentanen Gefühlseindrücken rasch hingerissenen Natur wohl begreiflich. Aber auch das finden wir nach sonstigen Analogien ganz verständlich, daß dieses Erlebnis des begeisterten Schauens dann nicht auf Petrus beschränkt blieb, sondern sich bald auch bei andern Jüngern, ja in ganzen Versammlungen von Gläubigen wiederholte. Es ist ja eine bekannte Erfahrungstatsache, daß Zustände des hochgradig erregten Seelenlebens, wie besonders religiöse Begeisterung und Verzückung, etwas Ansteckendes haben und sich mit elementarer Macht ganzer Versammlungen bemächtigen können. Der von einzelnen ausgehenden Suggestion unterliegen viele so, daß sie das Erlebnis jener tatsächlich nacherleben, andere minder Empfängliche wenigstens so, daß sie dasselbe zu sehen und zu hören sich einbilden; der Rausch der Begeisterung der Masse reißt auch die stumpferen und nüchternen Teilnehmer so mit fort, daß sie das Fehlen des eigenen Schauens durch hingebendes Glauben ersetzen.

Die geschichtliche Grundlage des Auferstehungsglaubens der Jünger finden wir also in den von einzelnen ausgegangenen und bald alle überzeugenden ekstatisch-visionären Erlebnissen, in denen sie ihren gekreuzigten Meister als lebend und zu himmlischer Herrlichkeit erhöht zu schauen glaubten. Die in der Wunderwelt heimische Phantasie wob das Gewand für das, was die Seele erfüllte und bewegte. Die treibende Kraft dieser Auferstehung Jesu war in ihrem Glauben im Grunde nichts anderes als der unauslöschliche Eindruck, den sie von seiner Person bekommen

hatten: ihre Liebe und ihr Vertrauen zu ihm war stärker als der Tod. Dieses Wunder der Liebe, nicht ein Allmachtswunder, war der Grund des Auferstehungsglaubens der Urgemeinde."

Damals bei der allgemeinen religiösen Erregtheit und Wundergläubigkeit waren ekstatische (Verzückungs-)Zustände wohl erklärlich.

Wie ungeheuer die religiöse Erregtheit nach Jesu Tode in der Gemeinde seiner Gläubigen war, können wir aus der Aufzählung der sogenannten Gnadengaben erkennen. Paulus spricht von den wunderbaren, in der Gemeinde Gottes wirksamen Äußerungen eines höheren ekstatischen Lebens und ihren Trägern im 1. Kor. 12, 9—10: Noch bestehen Gnadengaben . . . Gegeben wird . . . wieder einem der Glaube im selben Geist, einem andern Gaben der Heilung in dem gleichen Geist, einem andern Wunderwirkungen, einem andern Weissagung, einem andern Unterscheidung von Geistern, einem andern verschiedene Zungensprachen, einem andern die Auslegung dieser Sprachen.

Die Weissagung, welche eine besondere Art der göttlichen Offenbarung sein soll (1. Kor. 14, 30), war so stark vertreten, daß Paulus besonders dazu ermahnen muß, daß nicht mehrere gleichzeitig prophezeien sollen. Noch mehr aber drängten sich die Zungenredner hervor, deren Auftreten Paulus in einer Versammlung auf zwei bis drei beschränkt wissen will. (1. Kor. 14, 27.) (v. Hartmann, Das Christentum des Neuen Testaments, S. 165.)

Glossen-(Zungen-)rede ist ein ekstatisches Reden oder Lallen in gänzlich unverständlichen Worten, in sinnlos aneinandergereihten Klängen und Silben.

Paulus redet beim Glossenreden von einem Reden, Beten und Singen in der Verzückung (14, 14) unmittelbar mit Gott (14, 2).

Wir erfahren ferner zu immer wiederholten Malen, daß dieses Glossenreden für alle andern unverständlich sei; die andern werden nicht dadurch erbaut, sie können zum Gebet des Glossenredners nicht Amen sagen, die Ungläubigen erhalten vom Glossen-

redner der Eindruck, daß er toll sei (14, 2. 6. 16). Zur Erbauung der Gemeinde ist es unbedingt notwendig, daß jemand anders, oder der Glossenredner selbst seine Rede auslege und verdeutliche (12, 10. 30; 14, 5. 27 ff.). Und das Auslegen der Glossenrede kann wieder nur der, den Gottes Geist dazu befähigt (12, 10. 30). Ja, der Glossenredner versteht nicht einmal selbst, was er in seiner Verzückung redet: „Sein Verstand (seine Vernunft) ist unbeteiligt dabei" (14, 14). Er kann nicht einmal seine eigene Rede den andern verständlich machen, falls ihm das nicht besonders vom Geist Gottes geschenkt wird (14, 13). (Die Schriften des Neuen Testaments, Band 2, I, S. 115, Bousset.)

Auf Zungenreden der ersten Gemeinde pflegt man das Pfingstwunder zurückzuführen.

Alle diese ekstatischen Zustände zeigten Besessenheit durch einen Geist an. Die Wirkungen des Heiligen Geistes und der Dämonen waren aber nach der Vorstellung der damaligen Zeit äußerlich sehr ähnlich. Es konnte ein Prophet im Geist Gottes weissagen, es konnte aber auch ein Dämon in einem Lügenpropheten reden und die Leute täuschen. Es konnte einer in der Kraft des Geistes Wunder tun, Kranke heilen; es konnte das aber auch durch die Wirkung teuflischer Mächte geschehen. Die Fähigkeit dieser Unterscheidung der Geister wird als besondere Geistesgabe erwähnt. (1. Kor. 12, 10.)

Daß Paulus selbst Ekstatiker war, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Damit wird der unbedingten Hochschätzung der gewaltigen geistigen und gemütlichen Kraft dieses großen Glaubenshelden kein Abbruch getan. 2. Kor. 12 spricht er davon, daß er vor vierzehn Jahren entzückt gewesen sei bis in den dritten Himmel, ja in das Paradies war er entrückt und hörte unaussprechliche Worte. Ob das regelrechte Bewußtsein dabei fortdauerte, oder ob es vollständig aufgehoben war, darüber weiß er nichts zu sagen. Aber dieselben Entzückungszustände finden sich auch bei jüdischen Rabbinern. Wir kennen die Namen derjenigen, deren Seele durch die Himmel in das Paradies gewandelt war, und welche nachher ihre Schüler denselben Weg zu gehen lehrten. In der Mithras- und anderen orientalischen

Religionen und auch in Griechenland kannte man dieselbe mystische (geheimnisvolle) Kunst. Man wußte von Männern, wie Aristeas und Hermotimos, daß sie mit ihrer Seele aus dem Leib wanderten und, während der Körper seelenlos dalag, ihre Seele die ewigen Dinge schaute. (Traub, Die Wunder im Neuen Testament. S. 18.)

Derartige Verzückungszustände können wir noch heute beobachten.

Im Sommer 1907 machten sich in Kurhessen, zuerst in Kassel und dann von dort sich weiter ausbreitend, seltsame Erscheinungen hochgradiger religiöser Schwärmerei bemerkbar. Ganze Scharen von Leuten wurden von der Bewegung ergriffen, hauptsächlich Mindergebildete; doch zeigten sich die Einwirkungen auch in andern Kreisen. Ein Evangelist, wie er sich nannte, in Begleitung zweier Schwestern rief diese „Erweckungen" bei der gläubigen Masse in zahlreichen Versammlungen hervor. Diese frommen Versammlungen waren von gellendem Geschrei erfüllt, das bald der Teufel verursachte, der die armen Seelen besessen hielt und nicht aus den Fängen lassen wollte, bald aber den Freudenschrei der geretteten Seelen darstellte. Männer und Frauen sah man einander ohnmächtig in die Arme fallen, alt und jung sah man mit krankhaft verzerrten Mienen und zuckenden Gliedmaßen am Boden liegen. Gesänge, Bußreden, Sündenbekenntnisse wechselten mit unartikuliertem Stammeln und Stöhnen ab.

Der Evangelist erzählt von dieser Erweckung in seinem erbaulichen Blättchen nach vierwöchigem Wirken in Kassel folgendes:

„Viele Seelen haben ein reines Herz und die Taufe mit dem Heiligen Geist erhalten . . . Es sind auch manche von leiblicher Krankheit gesund geworden. Der Herr hat auch verschiedene Gaben seines Geistes an sein Volk ausgeteilt, insonderheit das Zungenreden mit Auslegung. Es sind besonders auch die Geförderstsen und Aufrichtigsten unter Gottes Kindern gesegnet worden, ein Beweis, daß dieses Werk aus Gott ist. Es sind auch manche Dämonen ausgefahren. Daß natürlich auch der Feind

in und außerhalb der Versammlung sich aufmacht, ist ja erklärlich. Die Versammlungen waren oft sehr unruhig, und wir brauchen die Gabe der Geisterunterscheidung in besonderem Maße, damit wir imstande sind, das Dämonische vom Göttlichen zu unterscheiden. Oft muß man sich aber auch gefallen lassen, daß in der Versammlung das Dämonische neben dem Göttlichen hergeht, damit man den Geist nicht dämpft."

Aber nicht nur das Zungenreden und die Auslegung desselben, nicht nur die Gebetsheilung bei Krankheiten und die Teufelsaustreibungen nebst Geisterunterscheidung, auch das Hören von überirdischen Stimmen und die Wahrnehmung überirdischer Gesichte gehörte zu dem Ganzen dieser Erregungszustände. Einzelne Gläubige behaupteten Erscheinungen (Visionen) zu haben: sie wollten den Erlöser gesehen haben. Sie glaubten, das Blut Christi fließen zu sehen und jubelten: „Der Heiland ist da. Seht sein Blut fließen! Er ist da, ich sehe ihn." „Halleluja!" war die dröhnende Antwort. Die evangelischen Kirchenbehörden gingen schließlich planmäßig gegen diese „Schwarmgeister" vor, und die Polizei löste die Versammlungen auf.

Was aber das Merkwürdigste bei dieser Erweckung ist: der Evangelist sagte sich später von ihr öffentlich los. In dem „Gemeinschaftsboten" erließ er eine Erklärung, in der es unter anderem heißt: „Ich bin schuldig, mich darüber zu beugen, daß ich dem Zungenrednergeist gegenüber nicht von vornherein die rechte Wachsamkeit besaß ... Dieser Geist hat sich in Zungenreden, Prophetie, Weissagen, in Träumen und Gesichten als Lügengeist geoffenbart, obwohl er sich als Gottesgeist ausgibt und sich durch Bibelsprüche einführt."

Derartige ekstatische Zustände infolge von „Erweckungen" sind in England, Amerika, Schweden usw. schon längst bekannt; wir finden sie unter anderem auch bei der Heilsarmee, den Gesundbetern und den Anhängern der christlichen Wissenschaft. Sie beruhen auf Massensuggestion. In diesen Erschütterungen des Nervensystems erblicken aber die Gläubigen das Wirken des göttlichen Geistes.

Wenn nun diese christlichen Sekten „unter der im übrigen sich in allen Zeiten und Ländern und bei allen dogmatischen Voraussetzungen gleichbleibenden Form religiöser Ekstase auch die Massensuggestionen ganzer Versammlungen zustande gebracht haben: was Wunder, wenn damals, wo das Weltende und der Beginn des Gottesreiches als unmittelbar bevorstehend betrachtet wurden, 500 Brüder gleichzeitig die Vision des Auferstandenen hatten". (1. Kor. 15, 6.) (Ed. v. Hartmann.)

1905 durchzog das Fürstentum Wales eine Bewegung, die als eine der größten und eigenartigsten Erweckungen der Neuzeit zu gelten hat. Ein sechsundzwanzigjähriger Predigtamtskandidat Evan Roberts wurde der Mittelpunkt dieser Bewegung.

Während der Vorbereitungszeit auf sein Predigtamt im elterlichen Hause fühlte er sich während einer Nacht im Bett gleichsam in den Weltenraum hinausgetragen, ähnlich wie Paulus, bis er sich Gott gegenüber fand und genoß dann, wie er berichtet, vier Stunden herrlicher Gemeinschaft mit Gott. Nächtlich während dreier Monate wiederholte sich dies Erlebnis.

Später, als Führer der Bewegung, hatte er weitere Visionen, und zwar Gesichtserscheinungen und Gehörserscheinungen, wie die Männer der Heiligen Schrift. „Ich sehe den König der Könige auf seinem Thron," so spricht er in einer Versammlung. „Um ihn herum, zu seiner Rechten und Linken und hinter ihm sehe ich Myriaden von Heiligen, Engeln, Seraphim und Cherubim. Und vor dem Throne steht unser ältester Bruder, Jesus. Da steht er und bekennt uns kühnlich — bekennt euch und mich — vor der ungeheuren Versammlung . . ."

Einem Mitarbeiter erklärt Roberts: „Wenn ich hinaus in den Garten gehe, *dann sehe ich, wie der Teufel mich angrinst*, aber ich fürchte mich nicht vor ihm. Ich gehe in das Haus, und wenn ich wieder herauskomme, *sehe ich Jesum Christum*, wie er mich *freundlich anblickt*. Dann weiß ich, daß alles in Ordnung ist."

Roberts vernimmt Stimmen aus der oberen Welt. Einmal schickt er einer ihn erwartenden Gemeinde die Botschaft: Der

Geist verbiete sein Kommen, und er könne nicht sprechen. Als er sich zum Aufbruch fertig machte, sagte eine Stimme in Wallisisch zu ihm: „Gehe nicht!“ Als er sich fertig angezogen hatte und gerade sein Haus verlassen wollte, rief's abermals: „Gehe nicht!“ Da fühlte er einen Druck auf seiner Seele. Er ging zurück in sein Zimmer, setzte sich auf den Stuhl und wurde getrieben, für die Rettung von Seelen zu beten. Er erzählt: „Da kam ein zweiter Ansturm, ein größerer Druck als der erste, und ich wurde nochmals auf die Knie in einen heißen Seelenkampf getrieben. Die Stimme aber fuhr fort zu sagen: ‚Gehe nicht heute abend.‘ Endlich unterwarf ich mich. Ich wurde getrieben, die Benachrichtigung für die Gemeinde niederzuschreiben. Dabei sagte eine Stimme: ‚Du mußt sieben Tage schweigen.‘“

Endlich, damit ja nicht etwa jemand in diesem merkwürdigen Hören von Stimmen nur bildliche Ausdrücke vermute, in die der Erzähler seine Gedankenbewegungen hineinkleidet, sei noch eine Aufzeichnung hierhergesetzt, die Roberts während seines siebentägigen Schweigens in sein Tagebuch eingetragen hat: „Dienstag, 4 Uhr 22 Min. nachm.: Ich bat den Herrn um eine Botschaft und empfing als Antwort Jes. 54, 10. Eine Stimme sprach diese Worte deutlich in Englisch und Wallisisch. Es war nicht ein Eindruck, sondern eine Stimme.“

Und ähnlich war es auch bei den Mutter-Gottes-Erscheinungen in Lourdes, Dittrichswalde, Marpingen usw. In Lourdes erschien angeblich am 11. Februar 1858 der vierzehnjährigen Schäferin Bernadette Soubirous in einer Grotte eine liebliche Frau in strahlender Lichtgestalt und sprach den Wunsch aus, daß man ihr an diesem Ort eine Kapelle errichte. Dann verschwand sie. Siebzehnmal wiederholte sich die übernatürliche Erscheinung, ohne daß Bernadette wußte, wer es eigentlich sei. Endlich am 25. März, dem Tage Mariä Verkündigung, beantwortete die geheimnisvolle Gestalt die Frage Bernadettes: „Schöne Dame! Wollen Sie mich wohl wissen lassen, wer Sie sind,“ mit „Ich bin die unbefleckte Empfängnis.“ Nach Bernadettes Schilderung trug die seligste Jungfrau Maria ein weißes Kleid, einen

langen weißen Schleier, einen Rosenkranz am Arm, dessen Perlen weiß, dessen Kette von Gold war und an jedem ihrer Füße eine goldene Rose. Die Kapelle wurde erbaut, und viele Hunderttausende sind zu ihr gepilgert.

16. Das apostolische Glaubensbekenntnis*).

Im ganzen Mittelalter und im gesamten Gebiete der römischen Kirche herrschte, von niemandem angetastet, die kirchliche Lehre, das apostolische Glaubensbekenntnis sei von den Aposteln verfaßt. Jeder der zwölf Apostel habe einen Satz beigesteuert. In einer geistlichen Rede, die unter Augustins Namen läuft, aber aus der fränkischen Kirche späterer Zeit stammt, wird der Hergang folgendermaßen erzählt: „Am zehnten Tage nach der Auferstehung, da die Jünger in Furcht vor den Juden versammelt saßen, schickte ihnen der Herr den Fürsprecher (den Heiligen Geist), den er ihnen verheißen hatte: und siehe, er kam wie ein gezücktes Schwert und sie wurden entflammt und erfüllt mit Kenntnis aller Sprachen und setzten das Bekenntnis zusammen. Petrus sprach: Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde. Andreas sprach: Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn.

Und so bringt jeder Apostel sein Scherflein heran, bis Mathias mit den Worten: Und ein ewiges Leben — den Beschluß macht."

Man kann sich vorstellen, welches Ansehen ein Bekenntnis besitzen mußte, das man sich so entstanden dachte! Unbedenklich wurde es der Heiligen Schrift gleichgestellt.

Da erklärte 1439 auf dem Konzil zu Florenz, das die Wiedervereinigung der seit langen Jahrhunderten getrennten römischen und griechischen Kirchen herbeiführen sollte, der Wortführer der griechischen Kirche: seine Kirche kenne und gebrauche ein solches Glaubensbekenntnis nicht. Bald darauf trat auch der italienische Gelehrte Laurentius Valla gegen die kirchliche Überlieferung auf.

*) Quellen: Adolf Harnack, Das apostolische Glaubensbekenntnis. Gustav Krüger, Dreieinigkeit und Gottmenschheit.

Das erschien als ein furchtbarer Schlag, der den christlichen Glauben zu vernichten drohte. War doch die ganze abendländische Christenheit, Geistliche und Nichtgeistliche, unterrichtet worden, das Glaubensbekenntnis sei von den Aposteln in der angegebenen Weise *verfaßt*. Und nun sollte sich die Kirche die Jahrhunderte hindurch geirrt haben!

Wie die *katholische Kirche* sich bei der *Lehre des Kopernikus geirrt* hatte, so *irrte sie auch* in dieser *Glaubensfrage*.

Denn die geschichtliche Forschung hat hier doch manches über allen Zweifel erheben können. Zunächst konnte sie feststellen, daß der *heute allgemein gebrauchte* und seit dem frühen Mittelalter nachweisbare *Wortlaut* des Glaubensbekenntnisses *gar nicht der ursprüngliche ist*. *Das apostolische Glaubensbekenntnis in seiner heutigen Form ist das Taufbekenntnis* der *südgallischen Kirche* seit der Mitte, bzw. seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts. (Harnack.)

In der Zeit zwischen 250 und 460 (wahrscheinlich noch länger) hatte die römische Kirche im gottesdienstlichen Gebrauch ein Bekenntnis, das sie in höchsten Ehren hielt, zu dem sie keine Zusätze duldete, das sie unmittelbar von den zwölf Aposteln in der Fassung, in der sie es besaß, ableitete, von dem sie annahm, Petrus habe es nach Rom gebracht. (Harnack.)

Nun haben aber auch die andern abendländischen Kirchen (vom Ende des 2. Jahrhunderts bis zum 9. und länger) Taufbekenntnisse besessen, z. B. die karthaginiensisch-afrikanische, spanische, gallische, irische usw. Sie alle erweisen sich ohne Ausnahme als aus dem alten römischen Bekenntnis geflossen; aber kaum ein einziges gibt dieses Bekenntnis wörtlich genau wieder, sondern sie gestatten sich Abänderungen, Umstellungen und oft sehr belangreiche Zusätze. Das römische Bekenntnis war überall die Grundlage. Aber auf dieser Grundlage bauten die einzelnen Kirchen in allen Provinzen ihre Taufbekenntnisse nach ihren Bedürfnissen selbständig und frei aus. *Diese Freiheiten wären undenkbar*, wenn *jene Kirchen*, als sie das Taufbekenntnis von Rom empfingen, *geglaubt* hätten: *es sei wört-*

lich von den Aposteln verfaßt und deshalb sei sein Wortlaut heilig. (Harnack.)

Es ist in Rom abgefaßt worden und hat dort zunächst nicht als „apostolisch" im strengen Sinne gegolten. Die Sage des apostolischen Ursprungs ist vielmehr erst in der Folgezeit, etwa zwischen den Jahren 250 und 333 in Rom aufgekommen, nachdem sich das Bekenntnis schon in den abendländischen Provinzen verbreitet hatte. Erwachsen ist diese Sage aus der älteren Annahme, daß die kirchlichen Lehrüberlieferungen überhaupt und die Grundeinrichtungen der Kirche auf die Apostel zurückgehen. (Harnack.)

Das Glaubensbekenntnis, welches wir jetzt brauchen, ist eine Bearbeitung dieses älteren römischen. Es unterscheidet sich von ihm durch folgende wichtige Zusätze, bzw. Erweiterungen: 1. Schöpfer Himmels und der Erde. 2. Empfangen vom heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria.*) 3. Gelitten. 4. Gestorben. 5. Niedergefahren in die Unterwelt. 6. Katholisch (als Zusatz zu „heilige Kirche"). 7. Gemeinschaft der Heiligen. 8. Ewiges Leben. (Harnack.) Die Bearbeitung fand in der südgallischen Kirche statt.

Wie kam diese Bearbeitung nun nach Rom?

Das ältere römische Bekenntnis wurde in Rom wahrscheinlich im 6. Jahrhundert infolge des Einflusses von Byzanz, welches damals Rom beherrschte, durch das byzantinische — das nizänokonstantinopolitanische — verdrängt.

Den byzantinischen Einfluß in Rom löste der fränkische ab, und unter Karl dem Großen geriet um 800 der Papst und seine Kirche in volle Abhängigkeit vom Frankenkaiser.

Das jetzige apostolische Bekenntnis war inzwischen von Gallien aus ins Frankenreich gedrungen und hatte sich dort den entscheidenden Platz erobert. Nun wahrscheinlich nahm die römische Kirche dieses Bekenntnis auf und übertrug die Sage von dem unmittelbaren apostolischen Ursprunge des Taufbekenntnisses, die sich doch auf das altrömische, der Kirche nun entschwundene bezogen hatte, ohne weiters auf den neuen Wortlaut. (Harnack.)

*) Für: „Geboren aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau."

Wie steht es nun mit dem älteren römischen Bekenntnisse?

Um 150 n. Chr. war ein Taufbekenntnis in der Christenheit überhaupt noch nicht vorhanden. (Krüger.)

Justin der Märtyrer, gestorben um 164, schildert in seiner Rechtfertigungsschrift für das Christentum den Taufgottesdienst ausführlich. Er sagt ausdrücklich: er wolle durch eine genaue Darlegung der Taufhandlung dem Vorwurfe entgehen, irgend etwas bei seinen Ausführungen unterschlagen zu haben. (Krüger.)

Nach seiner Darstellung wurde bei der Taufe die Formel gebraucht: auf den Namen des Allvaters und Herrn, Gottes, und unseres Erlösers Jesus Christus und des Heiligen Geistes. Dagegen deutet er mit keinem Worte an, daß bei der Handlung von den Täuflingen ein Bekenntnis verlangt wurde. Auf Grund dieses Tatbestandes ist die Frage, ob man in Rom um das Jahr 150 ein Taufbekenntnis gekannt und beim liturgischen Gottesdienste verwandt habe, zu verneinen. (Krüger, S. 13.)

Eine nachdrückliche Bestätigung bringt die im Morgenlande entstandene „Apostellehre". Sie ist eine Art Leitfaden christlicher Sitte und christlichen Gemeindelebens, bestimmt zur Verwertung bei dem der Taufe vorhergehenden Unterricht. Sie ist keinesfalls nach Justin entstanden, wahrscheinlich aber erheblich älter. Aus ihrem Bericht geht mit wünschenswerter Deutlichkeit hervor, daß man vom Täufling kein Bekenntnis verlangt hat. Auch im Morgenlande ist ein Taufbekenntnis vor oder um 150 unbekannt gewesen. (Krüger, S. 14 u. 15.)

In dem Katechismus, nach dem Beschlusse des Konzils von Trient (1545—63) für die Pfarrer auf Befehl der Päpste Pius V. und Clemens XIII. herausgegeben, heißt es: „Was also die Christen vor allem festzuhalten haben, ist jenes, was die Führer und Lehrmeister des Glaubens, die heiligen Apostel, aus Eingebung des Heiligen Geistes in zwölf Glaubensartikel eingeteilt haben. Denn da sie vom Herrn den Auftrag erhalten hatten, als Gesandte an seiner Statt in die ganze Welt zu gehen und allen Geschöpfen das Evangelium zu predigen, so hielten sie es für nötig, eine Formel des christlichen Glaubens zu verfassen, damit nämlich

alle dasselbe dächten und sprächen und keine Spaltungen unter denen seien, welche sie zur Einheit des Glaubens gerufen hätten, sondern daß sie vollkommen seien in einem und demselben Sinne und in einer und derselben Meinung. Die Apostel nannten nun das von ihnen verfaßte Bekenntnis des christlichen Glaubens und der Hoffnung Symbolum, entweder weil es aus verschiedenen Sätzen, welche sie einzeln in Eines zusammengetragen haben, besteht" usw. (S. 13 u. 14 der Ausgabe: Regensburg 1872.)

In dem 1905 vom Papste Pius X. als für die römische Provinz verpflichtend erklärten Einheitskatechismus steht nichts davon, daß die Apostel das Glaubensbekenntnis verfaßt hätten: „Das Kredo heißt apostolisches Glaubensbekenntnis, weil es eine Zusammenfassung der von den Aposteln gelehrten Glaubenswahrheiten ist."

17. Der Syllabus und die Enzyklika Papst Pius X. gegen die Modernisten.

a) Der Syllabus.

Am 3. Juli 1907 erschien ein vom Papst X. gutgeheißener und bestätigter Erlaß der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition. Er wird mit seinen Anfangsworten Lamentabili sane exitu bezeichnet, doch meistens — wie ein ähnlicher Erlaß Pius IX. — kurzweg Syllabus genannt. Syllabus heißt Verzeichnis, Aufzählung. Hier handelt es sich um ein Verzeichnis von Lehren und Grundsätzen, die mit der katholischen Auffassung nicht vereinbar sind.

Der Syllabus schließt mit dem Befehl des Papstes Pius X., daß alle und jeder der im Erlaß angeführten Sätze von allen als verworfen und verboten zu betrachten seien. Folgerichtig erklärten die Kirchenfürsten der lombardischen Provinz bereits in ihrem Hirtenbriefe am Jakobusfeste 1907 diesen Erlaß als die unabänderliche Norm des Gedankens, Wortes und Handelns für Klerus und Laien.

Im Motu proprio (einer aus persönlicher Erwägung des

Papstes hervorgehenden Verfügung) vom 18. November 1907 wiederholte und bestätigte Pius X. kraft seiner apostolischen Autorität den Syllabus und die auf ihn folgende Enzyklika (Rundschreiben) und fügte die Strafe der Exkommunikation*) gegen diejenigen hinzu, die widersprechen. Er befiehlt ferner, daß alle im Gewissen verpflichtet sind, den auf die Lehren bezüglichen Entscheidungen der päpstlichen Bibelkommission, mögen sie schon ergangen sein oder später ergehen, gleich wie den vom Papste gebilligten Erlassen der heiligen Kongregationen sich zu unterwerfen.

Wenn nun auch nach Ansicht maßgebender katholischer Theologen der Syllabus keine Entscheidung ex cathedra ist, d. h. kein Spruch des Lehrstuhles Petri, also des unfehlbaren Papstes, den die Katholiken als Glaubenssatz anzunehmen haben, so ist dies doch für die Praxis belanglos. Denn kraft seiner apostolischen Autorität**) verpflichtet der Papst in dem angeführten Motu proprio bei Strafe der Exkommunikation alle Katholiken auf den Syllabus und die Enzyklika.

Nun enthält der Syllabus zweifellos Häresien (Ketzereien), welche nicht erst der jetzige Papst, sondern die katholische Kirche zu jeder Zeit ablehnen mußte.

Der Papst wurde erst 1870 auf dem vatikanischen Konzil in Rom für unfehlbar erklärt, die katholische Kirche war es immer. Der Syllabus ist von allen Bischöfen des katholischen Erdkreises, also vom „gewöhnlichen und allgemeinen Lehramt der Kirche" angenommen und gelehrt worden. Kraft dieser Annahme durch das kirchliche Lehramt erlangt er unfehlbares Ansehen in der Kirche.

---

*) Ausschluß aus der Kirche, die schwerste und schrecklichste Strafe, welche die Kirche über ihre aufrührerischen und hartnäckigen Kinder verhängen kann.

**) Der römische Einheitskatechismus lehrt: Der Papst ist nur dann unfehlbar, wenn er als Hirte und Lehrer aller Christen, in Kraft seiner höchsten apostolischen Vollmacht eine Glaubens- oder Sittenlehre als für die ganze Kirche verbindlich entscheidet.

Der Tridentinische Katechismus erklärt bereits: „Aber wie diese eine Kirche nicht irren kann in der Überlieferung der Glaubens- und Sittenlehre, da sie vom Heiligen Geist regiert wird, so sind notwendigerweise alle übrigen, welche sich den Namen ‚Kirche' anmaßen, da sie vom Geiste des Teufels geleitet werden, in den gefährlichsten Irrtümern der Lehre und der Sitten befangen." Und in dem römischen Einheitskatechismus heißt es: „In dem, was die Kirche uns zu glauben vorstellt, kann sie nicht irren, weil ihr nach der Verheißung Jesu Christi der Heilige Geist immerfort beisteht" und später im Abriß der Kirchengeschichte: „Der Protestantismus oder die verbesserte Religion, wie sie ihre Gründer hochmütigerweise nannten, ist die Summe aller Irrlehren, die vor ihr waren, nach ihr gewesen sind und nach ihr noch entstehen können, um die Seelen zu verderben. In einem seit zwanzig Jahrhunderten fortdauernden Kampfe hörte die katholische Kirche nicht auf, die heilige Hinterlage der Wahrheit, die Gott ihr anvertraut hat, zu verteidigen und die Gläubigen zu schützen gegen das Gift der Irrlehren."

Der Syllabus enthält 65 als irrtümlich erklärte Sätze bezüglich der Bibel und Dogmen. Die Feststellung der katholischen Wahrheiten ist von selbst gegeben: man muß stillschweigend sofort an den kontradiktorischen*) Gegensatz denken.

Wird z. B. Satz 7 verurteilt: Die Kirche kann, wenn sie Irrtümer verwirft, keine innere Zustimmung zu diesen von ihr erlassenen Urteilen von den Gläubigen verlangen, so ist der Gegensatz — also katholische Wahrheit: Die Kirche kann, wenn sie Irrtümer verwirft, von den Gläubigen innere Zustimmung zu diesen von ihr erlassenen Urteilen verlangen.

Ein Versuch, die Verurteilung der einzelnen Sätze zu begründen, liegt nicht im Rahmen und Zwecke des Syllabus. Gegenüber den modernen Natur- und Geisteswissenschaften, die sich seit dem Tridentinischen Konzil in ungeahntem Fortschritt entwickelt haben, wäre eine Begründung einfach unmöglich.

*) Kontradiktorische Begriffe sind solche, die einander als Gegensatz bedingen, wie: wahr und falsch.

Wohl aber kann erwiesen werden, daß diese Sätze mit der katholischen Kirchenlehre unvereinbar sind.*)

Auf die einzelnen Sätze kann hier nicht eingegangen werden. Nur um den Geist aufzuweisen, der den Syllabus durchweht, seien einzelne Verurteilungen angeführt.

Jahrhundertelang hat sich die katholische Kirche geirrt,**) indem sie zähe an der Lehre festhielt, daß die Erde die eigentliche Welt sei, über welcher hoch oben der Himmel als Sitz Gottes, tief unten die Hölle als Sitz des Teufels sich befinden.

Der Syllabus Pius X. behauptet nun durch Verwerfung des Satzes 11 folgendes: „Die göttliche Inspiration erstreckt sich derartig auf die ganze Heilige Schrift, daß sie alle ihre einzelnen Teile vor jeglichem Irrtum schützt.“ Diese Behauptung ist völlig unhaltbar gegenüber der Fülle von naturwissenschaftlich und geschichtlich durch zweifellose Tatsache erwiesenen Irrtümer der Heiligen Schrift. Allein die beiden verschiedenen Schöpfungsberichte liefern hierfür den Beweis.

Der verurteilte Satz 9 lautet: „Allzu große Einfältigkeit und Unwissenheit geben diejenigen zu erkennen, welche glauben, Gott sei wirklich der Urheber der Heiligen Schrift.“ Nun denke man nur an die Sintflutberichte.

Durch Verurteilung des Satzes 14 wird behauptet: „Bei allen Erzählungen gaben die Evangelisten die Wahrheit wieder, nicht dasjenige, was sie für die Leser, wenn auch falsch, für am meisten nützlich hielten.“ Hierzu vergleiche man Kapitel 12 dieses Buches.

Durch Verurteilung des Satzes 22 wird behauptet: „Die Dogmen, welche die Kirche als geoffenbarte hinstellt, sind vom

---

*) Prälat Prof. Dr. Heiner, Der neue Syllabus Pius X., Prof. Dr. Michelitsch, Der neue Syllabus u. a.

**) Nicht nur die Kongregationen, sondern die lehrende Kirche: die Päpste und alle Bischöfe des katholischen Erdkreises während mehrerer Jahrhunderte. „Die lehrende Kirche setzt sich zusammen aus allen Bischöfen mit ihrem Haupte, dem römischen Hohenpriester, mögen sie nun getrennt sein, oder mögen sie vereint sein auf einem Konzil.“ (Römischer Einheitskatechismus).

Himmel gekommene Wahrheiten und nicht eine Art Interpretation (Auslegung) religiöser Tatsachen, welche der menschliche Geist in mühsamer Arbeit sich ausgedacht hat."

Aber wie ist es denn nur möglich, daß in einer Zeit, in der sich die Forschungs- und Denkergebnisse der Natur- und Geisteswissenschaften nicht nur unter den Gebildeten, sondern auch in den weitesten Kreisen des Volkes mehr und mehr verbreiten, ein solcher Syllabus erlassen werden konnte?

Die katholische Kirchenlehre ist ein unteilbares Ganze. Ließe die Kirche aus dem kunstvollen Bau ihrer Lehren auch nur einige Steine herauslösen, d. h. gäbe sie auch nur einige wenige ihrer Glaubenslehren als falsch oder irrig zu, dann stürzt der ganze stolze Bau ein. Die Kirche gäbe sich damit selbst auf.

Die Kirche hält sich für die Säule und die Grundfeste der Wahrheit.

Die Stimmen aus Maria-Laach (1907 S. 246, Der neue Syllabus von J. Beßner, S. J.) schreiben:

„Die ganze Autorität der Kirche, ihre Lehrgewalt nicht weniger als ihre Regierungsgewalt, ihre Dogmen nicht weniger als ihre Heilsriten, beruhen auf der einen großen Wahrheit ihrer Gründung durch Jesus, den Messias, den eingebornen Sohn Gottes. Daß Jesus Christus Gottesgesandter war, kann nicht auf bloß menschliche Autorität der Kirche hingenommen werden, sondern muß geschichtlich erwiesen werden. Der Beweis stützt sich auf Jesu Selbstaussagen einerseits, anderseits aber auf seine Wunder und Weissagungen, durch welche er die Wahrheit derselben in der Tat erwies. Jesu Selbstaussagen führen uns zugleich noch einen Schritt weiter. Sie zeigen uns Jesum als Gottessohn und wahren Gott. Sowohl Jesu Worte wie der Bericht über seine Werke sind niedergelegt in den Evangelien. Sie sind die Quelle, auf die wir angewiesen sind, wo es sich um den geschichtlichen Beweis für die Tatsache handelt, daß Jesus von Nazareth Gottesgesandter und als solcher von Gott beglaubigt und zur Stiftung der Kirche bevollmächtigt war. Wenn auch die Kirche selbst durch ihr Bestehen im Laufe

der Jahrhunderte*) ein Wahrzeichen unter den Völkern ist, das als lebendiges Wunder der moralischen Ordnung seine göttliche Abstammung selbst dokumentiert, so ist es doch lediglich der geschichtliche Beweis, der direkt den forschenden Geist befriedigt. Und darum weist die Kirche uns stets auf die Evangelien als die magna charta ihrer Stiftung hin. Wird aber die historische Autorität der Evangelien in Frage gestellt, so ist tatsächlich der geschichtliche Beweis für den göttlichen Ursprung der Kirche fast unmöglich."

Nun wird aber von der modernen Wissenschaft nicht nur die historische Autorität der Evangelien — und der Bücher Mose — in Frage gestellt, sondern auch der Beweis für die Unhaltbarkeit dieser Autorität erbracht.

Hiermit stürzt auch die Autorität der katholischen Kirche. Denn die Kirche, die ihre ganze Autorität auf die Autorität der Bibel stützt, kann doch, sobald diese zusammengebrochen ist, nun nicht mit einem Male die Autorität der Bibel auf die Autorität der Kirche stützen. Das ist ja eine Drehung im Kreise.

Und doch schrieb Kardinal Wiseman, der Wiederhersteller der katholischen Kirche in England: „Und was den Glauben angeht, so wäre ich fast bereit, jedes Wort, welches ich geschrieben habe, zurückzunehmen, wenn man mir nachweisen könnte, daß auch nur ein einziger, der darauf angewiesen wäre, seine Religion aus der Bibel zu lernen, daraus die Lehre von der Dreieinigkeit, von dem Einen Gott in drei wahren Personen gelernt hätte; oder die Lehre von der Gottheit Christi in ihrem wahren Sinne, von seiner Gleichwesentlichkeit mit dem Vater, von seiner Einheit in der Person bei zwei vollkommenen Naturen. Diese beiden Dogmen hält die Kirche für notwendig zur Seligkeit und für die Grundlagen aller geoffenbarten Religion; und doch bin ich fest überzeugt, daß auch nicht ein einziger dieselben durch sich selbst in der Bibel gefunden hat, und daß

*) Darauf ist zu erwidern: Auch der Buddhismus, der Islam, die jüdische Religion bestehen lange Jahrhunderte und sind nach der heiligsten Überzeugung ihrer Gläubigen göttlicher Abstammung.

sie von den Bibelchristen, die wirklich daran glauben, nur infolge einer Selbsttäuschung geglaubt werden, indem sie sich einbilden, sie glaubten sie auf die Autorität der Schrift hin, während sie in der Tat dieselbe nur glauben, weil sie ihnen in der Kirche vorgetragen sind, also auf die Autorität ihres Geistlichen hin."

Es entspricht diese Anschauung dem Worte des heiligen Augustinus: Ich würde selbst dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der Kirche dazu vermöchte.

Und weiter schreiben die Stimmen aus Maria-Laach (S. 528):

Vor den Gegnern der katholischen Lehre gilt es festzuhalten an dem goldenen Grundsatze des heiligen Augustinus: „Wenn sie (die Gegner) etwas aus ihren Büchern vorbringen, was diesen unsern Büchern (den heiligen Schriften), d. h. dem katholischen Glauben zuwider ist, so sollen wir, wenn immer möglich, auch nachweisen, wenigstens aber ganz zweifellos festhalten, daß das Vorgebrachte grundfalsch ist."

Da ist die Schlußfolgerung:

Die im Syllabus verurteilten Sätze widersprechen dem katholischen Glauben, also, wenn es auch nicht möglich ist, dies der modernen Wissenschaft gegenüber nachzuweisen: sie sind zweifellos grundfalsch.

Hiermit wird auf das Urrecht des Geistes, sich im Denken allein durch Gründe der Vernunft bestimmen zu lassen, verzichtet; hiermit wird jedem wissenschaftlichen Prüfen und Forschen eine unüberschreitbare Grenze gezogen.

b) Die Enzyklika.

Nun haben aber eine große Anzahl katholischer Laien und Priester des Rechtes, frei zu denken, zu prüfen und zu forschen, sich nicht begeben, und sie traten mit ihren neugewonnenen, der Kirchenlehre widersprechenden Anschauungen schriftlich und mündlich hervor. Gegen die Lehren der Modernisten — so nennt der Papst diese Neuerer — erließ Pius X. am 8. September 1907 ein Rundschreiben an sämtliche Bischöfe des katholischen Erdkreises: die Enzyklika Pascendi dominici gregis

mit ihren lateinischen Anfangsbuchstaben, wie üblich, bezeichnet. Der Papst erklärt, daß die katholische Religion und ihre Sicherheit auf dem Spiele stehen. Die Modernisten — so sagt das Rundschreiben — diese Feinde der Kirche, schlimmer als alle anderen, schmieden nicht außerhalb, sondern in der Kirche selbst ihre Pläne zum Verderben der Kirche; im Blute der Kirche, in ihrem tiefsten Innern, steckt die Gefahr, und der Schaden ist um so sicherer, je besser sie die Kirche kennen. Dazu kommt, daß sie nicht an Äste und Zweige, sondern an die Wurzel ihre Hand anlegen, an den Glauben und an die tiefsten Fasern des Glaubens.

Das Rundschreiben charakterisiert und beurteilt nach dem Maßstabe des katholischen Glaubensinhaltes Wert und Ursachen des Modernismus in großen Zügen. Teil I des Rundschreibens behandelt der Reihe nach die Philosophie, den Glauben, die Theologie, die Geschichtschreibung, die Kritik, die Apologetik (Glaubensverteidigung) und die Reformpläne der Modernisten. Teil II behandelt die moralischen und geistigen Ursachen des Modernismus und verordnet sehr scharfe Maßregeln gegen die Neuerer.

Die Modernisten sind Reform-Katholiken, die in dem Bewußtsein, daß das Gebäude des katholischen Glaubenssystems infolge der neuen Erkenntnisse der modernen Wissenschaft in ein furchtbares Schwanken bis in die Fugen gerät, von eben dieser Wissenschaft neue Methoden entlehnen, um das schwankende Gebäude zu stützen und um den Katholizismus im Zusammenhang mit dem Geistesleben der Gegenwart zu erhalten.

Sie haben auf das päpstliche Rundschreiben geantwortet.*)

Die Enzyklika hatte behauptet, der Ursprung des Modernismus erkläre sich aus seiner *falschen Philosophie*, die unter anderen Dingen auch seine Geschichtskritik beherrsche. Demgegenüber stellen die Modernisten fest, daß der Vater des Modernismus nicht etwa diese oder jene Philosophie ist, sondern

---

*) Programm der italienischen Modernisten.
Antwort der französischen Katholiken an den Papst.
Loisy, Simples réflexions usw.

die nackten Tatsachen ihm das Leben gegeben haben. Die wissenschaftliche Kritik, so führen sie aus, hat sowohl im Alten und Neuen Testament, wie in der christlichen Urgeschichte eine Reihe von Tatsachen festgestellt, die kein aufrichtiger Mensch mehr in Abrede stellen kann. Diese bisher unbekannten, aber unumstößlichen Tatsachen stehen jedoch in geradem Gegensatz zu Lehren über die Bibel und die christliche Urgeschichte, die bisher als einzig wahr galten. Da nun aber gegen Tatsachen nicht aufzukommen ist — contra facta non valet probatio,*) sagen selbst die Scholastiker — haben Theologen, die zu aufrichtig waren, sie einfach wider besseres Wissen abzuleugnen, das Bedürfnis empfunden, sie mit dem Wesen ihrer Religion in Einklang zu bringen, dadurch, daß sie neue Theorien vorschlugen, die die Kluft zwischen Wissenschaft und Religion überbrücken sollten. Das ist der Modernismus! Und die Modernisten sind meist sehr gelehrte und ehrenwerte Theologen, die oft mit Tränen in den Augen und Betrübnis im Herzen die Wucht der Tatsachen zugeben mußten, aber dann als tiefreligiöse Männer und auch Freunde der Kirche zu retten versucht haben, was zu retten war. Trotz ihrer Verurteilung durch den Papst fühlen sie sich verpflichtet, in der Kirche zu bleiben, an ihrem Ideal einer Kirchenreform festzuhalten und als Märtyrer zu dulden.

Sie geben sich jedoch einer Täuschung hin. Die katholische Kirchenlehre ist — es sei wiederholt — ein unteilbares Ganze; werden wesentliche Stücke aus ihr entfernt, dann stürzt der ganze kunstvolle Bau ein. Die katholische Kirche wird sein, wie sie ist, oder sie wird nicht mehr sein!

Auf die Einzelheiten des umfangreichen päpstlichen Rundschreibens kann hier nicht näher eingegangen werden. Der Versuch einer Widerlegung der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Tatsachen, welche die katholische Kirchenlehre stürzen, liegt außerhalb des Rahmens und des Zweckes der Enzyklika. Nur eine Frage — aber sie ist die entscheidende — soll

*) Gegen Tatsachen gibt es keine Beweisführung.

hier behandelt werden: das Verhältnis der katholischen Kirche zur modernen Wissenschaft. Der Syllabus behauptet durch Verurteilung des Satzes 57: „Die Kirche stellt sich nicht feindlich zu den Fortschritten der natürlichen und theologischen Wissenschaften." Und die Enzyklika erklärt zum Schluß: „Die Feinde der Kirche werden es (die scharfen Disziplinarmaßregeln gegen die Modernisten) gewiß benutzen, um die alte Verleumdung wieder aufzuwärmen, daß Wir Gegner des Fortschritts der Bildung und Zivilisation seien. Um diesen Anklagen, gegen welche die Geschichte der christlichen Religion ein fortlaufender Gegenbeweis*) ist, auch eine neue Antwort entgegenzuhalten, ist es Unsere Absicht, mit allen Mitteln ein eigenes Institut zu fördern, als dessen Mitglieder alle Katholiken von wissenschaftlichem Ruf am Fortschritte jeder Art wissenschaftlicher und gelehrter Studien arbeiten sollen, im Lichte der katholischen Wahrheit und unter ihrer Führung." (Rundschreiben usw., Herder, Freiburg. S. 120/121.)

Hiernach soll also die Wissenschaft im Lichte und unter Führung der katholischen Wahrheit arbeiten. Es scheint also mit dieser Wissenschaft nicht die moderne gemeint zu sein. Und sie ist es auch nicht. Die moderne, die freie Wissenschaft gilt der Kirche als eine falsche, als die sogenannte Wissenschaft, wie es die Enzyklika in ihrer Einleitung ausdrückt. Klar sprach sich hierüber Kardinal Vannutelli auf dem Metzer eucharistischen Kongreß 1907 aus:

„Da der Menschenverstand nicht über sichere und ziemlich enggezogene Grenzen hinauskann, so ist es bedauerungswert, daß die Herolde der Neuerung, verführt durch die falsche Wissenschaft, die sie Fortschritt nennen, dem Menschen das Recht zuerkennen, nach Belieben die von Gott empfangenen Lehren zu studieren und zu beurteilen. Den Trugschlüssen einer stolz sich aufblähenden Wissenschaft halten wir das feststehende göttliche Wort und der Freiheit der Meinungen die sichere Lehre der

*) Die unschätzbaren Verdienste der katholischen Kirche um die Wissenschaften im Mittelalter sollen nicht verkannt werden. Es handelt sich hier aber um die Gegenwart.

Kirche entgegen. Mit diesen Mitteln werden wir nie dulden, daß die zu weit gehenden Neuerer durch Unklugheit oder Betrug etwas unternehmen."

Und die Enzyklika führt die Entscheidung des Vatikanischen Konzils an: Es mögen also im Laufe der Zeiten und Jahrhunderte Verständnis, Wissenschaft und Wahrheit wachsen und mächtig fortschreiten, sowohl bei den einzelnen, als bei der Gesamtheit, in jedem Menschen und in der ganzen Kirche, aber innerhalb des zuständigen Bereiches, im gleichen Dogma, im gleichen Sinne und in der gleichen Ansicht. (S. 59 und 61.) Das heißt, wie schon Pius IX. betonte: In allem, was die Religion betrifft, hat die Philosophie nicht zu herrschen, sondern zu dienen, sie hat nicht vorzuschreiben, was man glauben müsse, sondern es in vernünftiger Unterwerfung anzunehmen, nicht die Tiefe der göttlichen Geheimnisse zu ergründen, sondern sie in kindlicher Demut zu verehren. (S. 33.) Denn jedermann weiß — sagt die Enzyklika (S. 101) — daß unter all den vielen Disziplinen, welche sich dem Wahrheitsdurste des Geistes darbieten, der heiligen Theologie der erste Platz gebührt, so daß schon ein alter weiser Spruch sagt, es liege den übrigen Wissenschaften und Künsten ob, ihr zur Hand zu sein und ihr gleichsam die Dienste einer Magd zu leisten.

Was hat es denn nun für eine Bewandtnis mit der „katholischen" Wissenschaft im Verhältnis zur „modernen, zur freien"?

Vor einigen Jahren ließ einer der bedeutendsten katholischen Gelehrten, Professor Freiherr von Hertling, eine Schrift erscheinen: Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft. Diese Schrift hat der protestantische Gelehre Professor Paulsen beurteilt in seinem Buche: Philosophia militans (1908, 3. Auflage) in der Abhandlung „Katholizismus und Wissenschaft".

Paulsen stellt zwischen dem Standpunkt Hertlings und der modernen Philosophie und Wissenschaft eine tiefe Kluft fest, über die wir uns nicht durch ausgleichende Reden hinwegtäuschen

lassen dürfen. Auf die Frage: „Gibt es eine andere Quelle der Gewißheit in Sachen der Wissenschaft als Vernunft und Erfahrung?" antwortet die moderne Wissenschaft entschieden mit „Nein", Hertling dagegen mit einem, wenn auch eingeschränkten, doch ebenso entschiedenen: „Ja". Die unfehlbare Lehrautorität der Kirche gibt absolute und letzte Entscheidungen in Sachen der Wahrheit und zieht dadurch dem philosophischen Denken und auch der wissenschaftlichen Forschung Grenzen. (Paulsen S. 89.)

So ist es. Das vatikanische Konzil (1870) hat die Lehre von der Beherrschung der Wissenschaft durch die Kirche zum formalen Glaubenssatz (Dogma) erhoben. „Die Kirche, die mit dem apostolischen Amte zu lehren zugleich den Auftrag besitzt, die Hinterlage des Glaubens zu bewahren, hat auch das göttliche Recht und die Pflicht, die unechte Wissenschaft zu verurteilen, damit nicht jemand durch nichtige Philosophie getäuscht werde. Allen Gläubigen ist es deshalb verboten, Lehrmeinungen, die dem Glauben entgegen sind, besonders wenn die Kirche sie verurteilt hat, als berechtigte wissenschaftliche Ergebnisse anzuerkennen, vielmehr müssen sie solche Meinungen, die den trügerischen Schein der Wahrheit haben, für Irrtümer halten. Wenn jemand sagt, die menschlichen Wissenschaften dürften so frei sich entwickeln, daß ihre Behauptungen, auch wenn sie der geoffenbarten Glaubenslehre widersprechen, für wahr zu halten seien und die Kirche könne sie nicht verurteilen, der sei im Banne."

Paulsen schreibt S. 89—96: Hertling sagt: „So lange sich der Naturforscher innerhalb seines eigenen Bereiches hält, ist ein Konflikt mit den religiösen Überzeugungen der Katholiken ausgeschlossen. Die beiden Gebiete berühren einander gar nicht. Die religiösen Überzeugungen liegen jenseits der Grenze, bis zu welcher die Mittel der exakten Forschung hinreichen, und sie können durch dieselben ebensowenig begründet wie zerstört werden." Und dasselbe gelte im Grunde auch für die historischen Wissenschaften, wenn hier auch objektive Gewißheit viel schwerer

zu erreichen sei; an sich gibt es auch für den katholischen Historiker „kein anderes Ziel, als festzustellen, was wirklich gewesen ist. Wer unbequemen Wahrheiten aus dem Wege gehen wollte, würde sich gegen die erste Pflicht des Historikers, die Wahrheitsliebe, verfehlen, er würde zugleich seine Kleingläubigkeit kundmachen. Es gibt keine unbequemen Wahrheiten, weil es keine geben kann."

Vortrefflich und ganz philosophisch gedacht: Die religiösen Überzeugungen liegen jenseits der Grenzen der verstandsmäßigen Erforschung der empirischen Wirklichkeit. Aber — nun kommen die Aber.

Der geschichtlichen Erforschung dessen, was sich begeben hat, sind keine Grenzen gezogen; Dionysius Areopagita, um das Beispiel Hertlings anzuführen, ist als bewußter Fälscher preiszugeben, so hart es uns ankommen mag, einen Autor, „den Thomas von Aquino unzählige Male zitiert, den das Brevier und der römische Katechismus rühmend erwähnen", fallen zu lassen. Aber: „die Bücher des Neuen Testaments anzusehen, wie jeden beliebigen Text, der uns aus früheren Jahrhunderten überliefert ist", — soweit kann kein katholischer Historiker gehen, „daran hindert ihn sein dogmatischer Standpunkt".

Natürlich, die unfehlbare Lehrinstanz hat über diese Schriften, ihre Herkunft und ihre Glaubwürdigkeit entschieden, und damit ist die Untersuchung der Forschung aus der Hand genommen.... Der katholische Historiker aber darf hier die Frage der Wahrheit und Unwahrheit gar nicht stellen, für ihn ist die Sache vor aller Untersuchung entschieden, er darf nur Apologet (Verteidiger des Glaubens) sein. Damit hört er auf Historiker zu sein: wo keine Kritik gestattet ist, da hat die Wissenschaft kein Amt.

Und wo ist nun die Grenze? Es gibt keine feste Grenze zwischen profaner und heiliger Geschichte und Literatur. Und auf jeden Fall steht der Kirche das Recht zu, die Grenzen zu ziehen; die unfehlbare Lehrautorität wird nicht von außen begrenzt, sie selbst steckt ihr Gebiet ab. Sie kann, wie sie die Geschichte und Literatur der ersten Zeit des Christentums mit

kanonischen Bestimmungen festgestellt hat, so auch die gesamte Kirchengeschichte kanonisch feststellen und, wenn es ihr gefällt, die gesamte Profangeschichte dazu. Auf jeden Fall kann sie jeden Forscher, der ihr „unangenehme Wahrheiten" ans Licht bringt, mit ihrer Zensur, gegen die es keine Appellation gibt, belegen.

Und wie die historische Kritik, so ist die philologische Exegese der Willkür der unfehlbaren Lehrautorität anheimgegeben. Wenn es ihr gefällt, in der Stelle: „Du bist Petrus" usw. die göttliche Begründung des unfehlbaren Papsttums zu finden, so hat der Exeget (Bibelerklärer) keine Aufgabe mehr, es sei denn die, die „wissenschaftliche" Berechtigung dieser Auslegung darzutun. Die Textkritik mag mit entscheidenden Gründen zeigen, daß die Stelle 1. Joh. 5, 7—8 *) eine spätere Einschiebung ist. Es hilft nichts, sie ist durch die Vulgata (die von den Päpsten anerkannte Bibelübersetzung) und ihre kanonische (von der Kirche anerkannte) Geltung gedeckt. Dem kirchlichen Theologen bleibt es nun überlassen, mit seinem kritischen Gewissen sich abzufinden, etwa durch die Betrachtung, daß der Heilige Geist, wenn er auch bei der Inspiration des Briefes die Stelle nicht eingegeben habe, ihre nachträgliche Einschiebung durch seine Gegenwart in der tridentinischen Entscheidung über die Vulgata sanktioniert habe.

Und nicht anders steht es im Grunde mit den Naturwissenschaften.... Die Entwicklungslehre mag für die Tierwelt gehen. ... Aber die Ausdehnung der Entwicklungslehre auf den Menschen „ist unvereinbar nicht nur mit dem Wortlaut des biblischen Textes, sondern auch mit dem Inhalt der christlichen Lehre vom Menschen" (Hertling) .... Und später betont Hertling:

---

*) Die Stelle: „Im Himmel der Vater, der Logos und der Heilige Geist; und diese drei sind eines. Und drei sind, die da zeugen auf Erden" wird in der katholischen Kirche als echter Beweis für die Dreieinigkeit geschätzt. Diese Stelle ist aber erst seit dem 6. Jahrhundert zunächst in den lateinischen Text (Vulgata) und von da im 14. Jahrhandert in den griechischen Text eingeschoben worden und drang nach Luthers Tode auch in einige lutherische Bibeln ein. (Die Schriften des Neuen Testaments II, 344/45.)

auch für die Tierwelt könne die Entwicklungslehre „gar niemals zu einer wissenschaftlich festen Theorie erhoben werden; denn auf einen derartigen, in der Vergangenheit liegenden Prozeß läßt sich nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit zurückschließen; daß er wirklich stattgefunden habe, dafür ist ein zwingender Beweis nicht zu erbringen".

Ich (Paulsen) meine, mit ganz demselben Recht kann auch die geologische Entwicklungslehre und natürlich die kosmologische dazu als niemals wirklich zu erweisende wissenschaftliche Wahrheit dargestellt werden, gegen die also eine beliebige kanonische Auslegung des ersten Buchs Mose auch wissenschaftlich völlig im Recht sein möge. Und selbstverständlich gilt dies von allen geschichtlichen Dingen: die wissenschaftliche Untersuchung kann bestenfalls auf Grund der Zeugnisse zu einer glaubhaften Hypothese über die inneren Vorgänge führen; eine zwingende Einsicht gibt es hier nicht.

Man sieht, es ist das alte Spiel: der Skeptizismus gegen die Wissenschaft als Unterlage für die Unterwerfung unter die äußere Lehrautorität: kann die Vernunft aus sich selbst nicht zur Gewißheit kommen, außer etwa in der Mathematik, so kann es ihr nicht so gar schwer fallen, die von der Autorität gebotene, an sich auch mögliche Ansicht lieber anzunehmen als die von der Wissenschaft nahe gelegte. Ich meine, es ist das genau der Habitus des Geistes, aus dem die Inferiorität der Katholiken im Gebiete der Wissenschaft entspringt. Der Wille, durch wissenschaftliche Untersuchung zur Wahrheit zu kommen, setzt voraus den Glauben an die Möglichkeit, zu eindeutigen Entscheidungen zu kommen. Ist dieser Glaube nicht da, ist statt seiner der Wille da, unter keinen Umständen zu einer Entscheidung zu kommen, die der Autorität mißfällt, dann wird es um die Wissenschaft dürftig bestellt sein. . . .

Zwischen dem Prinzip der freien Forschung und dem Prinzip der absoluten Lehrautorität liegt eine unüberbrückbare Kluft. Wer eine absolute Lehrautorität anerkennt, für den gibt es kein Gebiet, in das nicht ihre Entscheidungen hinüberreichten. Für ihn ist darum der Habitus der Unterordnung überall geboten;

was immer ihn seine historischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen Forschungen lehren mögen, er wird es betrachten und darlegen mit einem Vorbehalt: salva approbatione;*) zu Rom, in der Indexkongregation weiß man es besser. Hier, und hier allein, liegt die tiefste Ursache der Inferiorität der „katholischen Wissenschaft". Eine „katholische" Wissenschaft ist eine Wissenschaft, die zuletzt nur ja sagen darf zu dem, was die Kirche lehrt. (Paulsen.)

Wahrheit und Irrtum.

Die Enzyklika sieht die nächste und unmittelbare Ursache des Modernismus in einem Irrtum des Verstandes ... Wenn der Wissensdrang nicht weise gemäßigt wird — so heißt es — ist er allein schon hinreichend, um alle möglichen Irrtümer zu erklären. Deshalb schrieb Unser Vorgänger Gregor XVI. mit Recht: Es ist tieftraurig, zu welchen Torheiten die menschliche Vernunft sich verirren kann, wenn man Neuerungen sucht und gegen die Mahnung des Apostels den Sinn höher trägt, als es sich gebührt**), wenn man in übermäßigem Selbstvertrauen die Wahrheit außerhalb der katholischen Kirche suchen

*) Vorbehaltlich der Genehmigung.

**) Die offizielle deutsche Übersetzung weicht hier vom lateinischen Originaltext ab. Dort steht: nitatur plus sapere quam oporteat sapere mehr zu wissen erstrebt, als zu wissen sich gebührt. Auch Pius X. selbst hat diese Stelle so aufgefaßt. Am 23. Februar 1905 sprach er beim Empfang der Schüler des „séminaire français" von Rom: Ihr sollt nicht versuchen mehr zu wissen, als die Kirche von Euch fordert: non plus sapere quam oportet sapere. In den ersten Kapiteln der Genesis wird erzählt, wie Adam und Eva, unsere Stammeltern, sich vom Wissensteufel verführen ließen, ihre Wissenschaft über die von Gott gesteckte Grenze auszudehnen. Als sie die verbotene Frucht gekostet hatten, erkannten sie, daß sie betrogen worden waren. Et aperti sunt oculi eorum. Meint Ihr, daß Gott von Euch verlange, mehr zu wissen als die Kirchenväter und Kirchenlehrer, diese Säulen des mystischen Tempels, mehr als diese Heiligen, welche durch einen besonderen Plan der Vorsehung erweckt wurden, und die von Gott besondere Offenbarungen empfingen, um uns die von Christus hinterlassenen Wahrheiten zu lehren.

zu sollen glaubt, während man sie in ihr ohne den leisesten Staub des Irrtums finden kann.

Für das rastlose Wahrheitsverlangen des modernen Kulturmenschen, wie es sich eben in dem Wissensdrange zeigt, fehlt der Kirche jedes Verständnis. Sie wähnt die abgeschlossene Wahrheit zu haben und kennt daher keinen Fortschritt des menschlichen Geistes im Streben nach Erkenntnis, die doch stets im Werden ist.

So schreibt Kardinal Kopp in seinem Fastebriefe 1907: „Sind aber die Wahrheiten, die uns Jesus Christus gelehrt und in seiner Kirche für alle Zeiten und alle Menschen hinterlegt hat, Gottes Wort und göttliche Offenbarung, so können sie nicht dem Wechsel und der Veränderlichkeit unterworfen sein; sie können wohl im Laufe der Zeiten tiefer und voller verstanden, aber in keiner Weise abhängig werden von der fortschreitenden Erkenntnis des Menschengeistes. Wohl sehen wir in der Geschichte der Menschheit, wie diese Erkenntnis sich erweitert und steigert, aber wir sehen sie auch sich wandeln und wechseln; wir sehen, wie heute die Ergebnisse der menschlichen Erkenntnis und Wissenschaft als sichere Errungenschaften gefeiert und bewundert, morgen aber als Irrtum beseitigt werden; wir sehen, wie sie heute als die höchste Weisheit angepriesen und alsbald der Vergessenheit übergeben werden."

So heißt es in dem Hirtenbriefe, der in Köln versammelten deutschen Bischöfe vom 10. Dezember 1907: „Mit welch beseligendem Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins durchströmt uns inmitten des wogenden Meeres von allzeit wechselnden und widersprechenden Lehren, Hypothesen, Meinungen und wissenschaftlichen Theorien das Bewußtsein, in der höchsten Sphäre der Wahrheit eine untrügliche göttliche Autorität zur Führerin und damit auch für alle anderen Sphären des Geisteslebens einen sicheren Kompaß und orientierenden Stern zu haben. . . . Die Kirche will nur einer Freiheit Schranken ziehen — der Freiheit zu irren."

Da haben wir die alte Pontius Pilatus-Frage: Was ist Wahrheit?

Die Kirche hat sie nicht in ihren Dogmen, das beweist uns die moderne Wissenschaft. Aber diese selbst, hat sie denn die Wahrheit?

Die Wissenschaft hält sich nicht für unfehlbar. Sie bescheidet sich, nur die Gegenwartsform des denkenden Menschengeistes zu sein, der andere solcher Formen vorangegangen sind, der andere solcher Formen folgen werden.

„Wahrheit*) ist kein Umgrenztes, Fertiges, dessen man sich bemächtigen könnte; sie entsteht und vergeht mit dem Erkennen und nur für das Erkennen. Unser Kennen wie unser Erkennen bleibt ein beständiges Streben, seinem Inhalte nach ein Wissen zugleich und ein Nicht-Wissen. So kann von einer Sphäre der Wahrheit gesprochen werden, als in welcher das geistige Streben der Menschen sich bewegt, beständig Wahrheit hervorbringend, beständig Irrtum zurückweisend. Wahrheit ist dies, was wir denken müssen, obwohl wir die Möglichkeit eines Irrtums in jedem Falle zugeben. Der Irrtum nämlich geht, wie wenn er Wahrheit wäre, ohne Hemmung in die Form des Bewußtseins ein, denn er selbst entsteht nur innerhalb der Sphäre der Wahrheit, und er selbst ist auch ein Wissen. Ohne Beziehung auf ein Wahres wäre er überhaupt nicht; und als aus dem Erkennen stammend hat er Grund.

Unser Bewußtsein aber verlangt Wisseneinheit. Deshalb prüfen wir unsere Wissensakte immer genauer und untersuchen sie auf ihren Zusammenhang untereinander. Erst dann, wenn der Inhalt des Irrtums verglichen wird mit den Ergebnissen anderer Akte des Erkennens, wenn er sich diesen gegenüber auszuweisen hat, kurz, wenn er aus einer Aussage zu einem Urteil geworden, wird der Irrtum vom Bewußtsein, dessen Beziehungen er nunmehr stört, als Irrtum erkannt, und dadurch allein wird er es überhaupt.

Der geistige Fortschritt muß hindurch durch dieses Meer des Zweifels, des Zagens und der Hoffnung. . . . Wie

*) Gedanken Gustav Gerbers aus: Die Sprache und das Erkennen.

möchte man leben wollen, wenn man nicht Achtung hätte vor dem geistigen Streben und dessen Erfolgen in der Kultur des Menschengeschlechtes!"

Der Index.

Die katholische Kirche — so ist es oft genug, auch vom Papst Pius X. als Bischof von Mantua ausgesprochen worden — fürchtet nicht die Forschung, nicht die Wissenschaft, sondern nur die Unwissenheit: nämlich in ihrer Theologie und in der scholastischen Philosophie.

Und doch hat sich die Kirche seit Entwicklung der Buchdruckerkunst ein gewaltiges Kampfmittel geschaffen, um die Verbreitung der von ihren Lehren abweichenden wissenschaftlichen Forschungsergebnisse unter den Gläubigen nach Kräften zu verhindern: die kirchliche Bücherzensur, den Index (Verzeichnis) der verbotenen Bücher.

Seit dem Konzil von Trient wurde die Bücherbeurteilung in höchster Instanz ausgeübt von der Kardinalkongregation des Index. Sie verurteilt einzelne Werke nach ihrem Erscheinen und gibt von Zeit zu Zeit ein Verzeichnis der den Katholiken gefährlichen Schriftsteller und Bücher heraus: den Index der verbotenen Bücher. Die erste Liste erschien 1564. Den Katholiken, die dazu nicht die besondere Erlaubnis des Bischofs*) besitzen, ist das Lesen eines solchen auf dem Index stehenden Buches unter Sünde und eventuell auch unter kirchlicher Strafe, die der Bischof *verhängen* kann, untersagt. Das *unbefugte Lesen solcher Bücher*, die von Apostaten oder Häretikern verfaßt sind und Irrlehren nicht bloß enthalten, sondern auch *verteidigen*, oder mit anderen Worten, die zu dem Zwecke geschrieben sind, *die katholische Kirche bzw. ihre Lehren zu bekämpfen, ganz gleich, ob sie auf dem Index stehen oder nicht, zieht ohne weiteres die Exkommunikation nach sich.*

Die Kirche begründet die Indexbestimmungen einerseits mit

*) Der Bischof kann diese Vollmacht unter Umständen auf den Beichtvater übertragen.

der Fürsorge für die große Masse der Gläubigen, daß sie mit Schriften, welche von der Kirche als Irrtum angesehene Ideen enthalten, nicht in Berührung kommen und anderseits mit der Fürsorge für die Schriftsteller, daß sie in ihren Büchern und durch sie keine Irrtümer verbreiten.

Es ist offenbar, daß durch das kirchliche Bücherverbot die Freiheit des einzelnen, sich über wissenschaftliche Fragen zu orientieren und die gegnerische Literatur kennen zu lernen, behindert und daß seine Freiheit, sich wissenschaftlich zu betätigen oder weiterzubilden, beschränkt wird. Das veranschaulicht besser als lange Erörterungen ein Blick auf die Namen der Schriftsteller, von denen im Laufe der Zeiten ein oder mehrere Werke auf den Index gesetzt wurden; nur einige wenige: Baco von Verulam, Bluntschli, Bunsen, Descartes, Galilei, David Hume, Kant, Kopernikus, Kepler, Leibniz, John Locke, Montesquieu, Leopold von Ranke, Spinoza, Voltaire usw.

1907 wurde wegen des Index eine Bittschrift an Papst Pius X. und an die Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz, Englands und Amerikas verfaßt. Sie kam aber nicht zur Absendung, da sie infolge einer Indiskretion vorzeitig veröffentlicht und nun von der maßgebenden kirchlichen Presse scharf angegriffen wurde.

Die Bittschrift kam — nach ihrem eigenen Ausdruck*) — aus dem katholischen Herzen Deutschlands, aus Westfalen zunächst und den Rheinlanden ... unterzeichnet von Deutschlands kirchentreuen Söhnen und weit darüber hinaus von den bestgesinnten Katholiken germanischer Herkunft und Sprache, die grundsätzlich und von vornherein jede auch noch so entfernte Gemeinschaft mit dem neuerungssüchtigen Reformkatholizismus, wie auch mit dem sogenannten liberalen Katholizismus, dem Neuchristentum und allen verwandten Erscheinungsformen nachdrücklichst ablehnen. Die Bittschrift bezweckte eine Milderung und womöglich die Beseitigung des Indexverfahrens. Sie begründet dies unter anderem: „Und so wächst

*) S. Indexbewegung und Kulturgesellschaft. Karl Georgi, Bonn 1908. S. 85 und 96.

in der Tat die Zahl der gerecht urteilenden, glaubenstreuen Katholiken, welche das Indexverfahren als einen äußerst gefahrvollen Gebrauch der kirchlichen Autorität empfinden, zumal da sie erkennen müssen, wie wenig das summarische Indexverfahren den sehr verschiedenartigen geistigen Bedürfnissen und Reifeverhältnissen der Völker und der Einzelpersonen gerecht werden kann. Der Vater wird wohl dem unmündigen Kinde, nicht aber dem erwachsenen die Namen der Bücher vorschreiben, die gefahrbringend und bei Strafe zu meiden sind. Ein Verfahren, das sich dieser Grenzen nicht bewußt bleibt, läßt die Allgemeinheit leiden unter dem, was nur den Unmündigen und Ungesunden frommt. Die Glaubensvertiefung und Glaubensfestigkeit der denkenden Elemente ist jedenfalls bei den Katholiken germanischer Sprache und Herkunft viel zu groß, als daß hier je eine begründete Besorgnis gegen die Wirkungen der ungehinderten freien Forschung aufkommen könnte*).

Es kann Dir nicht entgangen sein, Heiligster Vater, wie sehr im Ringen um die höchsten Güter der Menschheit, zumal aber im theologisch-philosophischen Geisteskampfe der Gegenwart jedes starre Befehlen und Gebieten den Betroffenen und seine Anhänger in die Gefahr verbitterter Unversöhnlichkeit und geistiger Verkümmerung bringt, in Gefahren also, die bei liebevoller Führung und Anleitung zum Heile der Seele zu meiden wären. (S. 85/86.) . . .

Sollte aber der gekennzeichnete veraltete Grundsatz: „Acatholica damnantur"**) wirklich auch heute noch dem Geiste

---

*) Hierzu machte die (katholische) Apologetische Rundschau 1907, S. 411, folgende Bemerkung: Im letzten Jahrzehnt warf sich ein katholischer Theologe mit größtem Eifer auf das Studium der Werke Harnacks. Ich werde die Einwürfe Harnacks, so sagte er, alle voll und ganz würdigen, ich werde dieselben noch verstärken und sobald ich das ganze Gebäude all der Schwierigkeiten und Einwürfe gegen den Glauben und die Kirche vor mir aufgetürmt habe, werde ich die Axt unten ansetzen. Dieser katholische Theologe und Priester hatte die Werke Harnacks noch nicht durchgearbeitet, da war er auch schon förmlicher Apostat. Er ist heute protestantischer Pfarrer. Und dieses „denkende Element" ist germanischer Herkunft.

**) Die nicht katholischen Schriften werden verdammt.

der Generaldekrete des Index entsprechen, sollte der genannte Grundsatz in der Tat durch die Indexstrafe der Exkommunikation praktisch erzwingbar den Zeitverhältnissen und der geschichtlichen Entwicklung kirchlicherseits entgegengestellt werden, ... so wäre ein wahrhaft erschütternder Gewissenskonflikt all jener damit festgestellt, die am unzerstörbaren Leitfaden ihrer von Kleinmut und Überhebung gleich weit entfernten katholischen Weltanschauung hinabsteigen möchten in das Labyrinth der Verirrten, die liebe- und verständnisvoll das auch dort befindliche Wahre und Gute prüfen und also auf breitester Grundlage unter freier Beteiligung aller Gutgesinnten die einzig mögliche Voraussetzung für jegliche Erneuerung in Christus mitschaffen möchten. ... Gleichwohl kann für die Erfüllung dieser heiligen Pflicht die rechte Schulung, Aneiferung und Stählung der gebildeten, treugläubigen Katholiken nicht erreicht werden, wenn der Index ihnen das Studium der Literatur und der Wissenschaften weithin erschwert, wenn selbst unentbehrliche Werke wie Kants Kritik der reinen Vernunft namentlich verboten werden, wenn also selbst inmitten der Geisterschlacht das geistige Fastengebot des Index gilt." (S. 89/90.)

Keine der vorgetragenen Bitten ist bis heute durch kirchliche Maßnahmen gegenstandslos geworden. (S. 132.) Die Vertreter der Bittschrift haben sich nun entschlossen, eine Gesellschaft für christliche Kultur mit dem Sitz zu Münster i. W. zu gründen. Das Ziel der Gesellschaftsgründung ist die praktische Belebung und Durchdringung der Bestrebungen für Literatur, Wissenschaft, Kunst und Charitas mit christlichen Ideen in den gebildeten Kreisen des katholischen Deutschlands*). (S. 155/56.)

*) Über die Ursachen in der Indexbewegung urteilt Dr. Kaufmann in der „Apologetischen Rundschau" 1907, S. 453: Die Aktion gegen den Index und die Schellfrage bilden in Deutschland die markantesten äußeren, ich möchte sagen konkreten Erscheinungen einer latenten Bewegung, die in der gebildeten katholischen Welt längst vorhanden ist, besonders seit Beginn der Regierung des jetzigen Papstes. Diese Bewegung ist das Resultat einer gewissen Unzufriedenheit angesichts der oft betonten Rückständigkeit der Katholiken auf fast allen Gebieten moderner Kultur. Die Tat-

Trotz ihrer anscheinend so sicheren Sprache fehlt der Enzyklika*) das innere Zutrauen, die moderne Wissenschaft mit geistigen Waffen niederringen zu können, durchaus. Daher sucht sie die modernen Ideen mit Gewalt auszurotten. Die Indexbestimmungen werden nicht etwa gemildert oder gar aufgehoben, sondern die Bücherzensur wird noch verschärft. Den Bischöfen wird zur Pflicht gemacht, die Lektüre modernistischer oder solcher Schriften, die vom Modernismus angesteckt sind oder denselben fördern, zu verbieten, falls sie erschienen sind, und sonst ihre Veröffentlichung von vornherein zu verhindern. — Ferner dürfen alle derartigen Bücher, Zeitungen und Zeitschriften weder den Seminaristen noch den Hörern an Universitäten erlaubt werden. — Der katholische Buchhändler darf vom Bischof verbotene Bücher nicht führen. — Die Bischöfe sollen in Erteilung der Druckerlaubnis die äußerste Strenge walten lassen. — An allen bischöflichen Sitzen sollen amtliche Zensoren aus dem Welt- und Ordensklerus bestimmt sein zur Durchsicht der zu veröffentlichenden Schriften. — Die Zeitungen und Zeitschriften, welche von Katholiken veröffentlicht werden, sollen, soweit möglich, ihren bestimmten Zensor haben. Dieser hat die einzelnen Blätter oder Hefte nach ihrem Erscheinen zu gelegener Zeit durchzulesen, und wenn sich gefährliche Äußerungen finden, baldmögliche Richtigstellung zu fordern. Dieselbe Vollmacht haben die Bischöfe, auch wenn der Zensor allenfalls einverstanden gewesen sein sollte. —

Schließlich soll noch in jeder Diözese eine Aufsichts-

---

sache, daß wir im öffentlichen Leben, in der Presse, in Handel und Industrie, in den Erfahrungswissenschaften und sogar in den schönen Künsten hinter den Andersgläubigen zurückstehen, ist ja ebensowenig zu leugnen wie die andere Tatsache, daß die Hauptschuld daran auf uns selbst zurückfällt. Die Katholiken haben eben ihre Zeit nicht überall und nicht rechtzeitig verstanden. Die Anhänger des „Kulturkatholizismus" wollen nun die begangenen Fehler wieder wett machen durch Beseitigung „veralteter" kirchlicher Einrichtungen (z. B. Index) und „Anpassung" der katholischen Glaubens- und Sittenlehre an die modernen Verhältnisse.

*) Sie ist übrigens nicht vom Papste persönlich, sondern von verschiedenen Kardinälen verfaßt.

behörde aus Welt- und Ordensklerikern eingerichtet werden, um den Anzeichen und Spuren des Modernismus sowohl in Büchern als in Lehrvorträgen eifrig nachzuforschen und sodann ihre Verordnungen zu treffen.

Die Philosophie des heiligen Thomas von Aquino*).

Was also zunächst die Studien angeht — sagt die Enzyklika — so wollen und verordnen Wir in aller Form, daß die scholastische Philosophie zur Grundlage der kirchlichen Studien gemacht werde. — Freilich, wenn sich bei den Scholastikern etwas findet, das allzu spitzfindig ausgeklügelt oder ohne die nötige Überlegung vorgebracht worden, oder etwas, das mit den sichergestellten Ergebnissen einer späteren Zeit nicht stimmt, oder schließlich etwas, das in irgend einer Weise unwahrscheinlich ist: so liegt es Uns durchaus fern, das Unserer Zeit zur Nachahmung zu empfehlen. Die Hauptsache ist diese: Wenn Wir die Beibehaltung der scholastischen Philosophie vorschreiben, so ist vor allem die gemeint, welche der heilige Thomas von Aquin gelehrt hat; was hierüber von Unserem Vorgänger bestimmt worden, das, so wollen Wir, soll alles in Kraft bleiben und, soweit nötig, erneuern und bestätigen Wir es und befehlen, daß es von allen genau beobachtet werde. (S. 99 und 101.)

Die von der Enzyklika zugebilligten Abweichungen von den Scholastikern beziehen sich selbstverständlich nicht auf den Kern, das Grundwesen der thomistischen Philosophie. Wie verhält es sich nun mit dieser? Die katholische Kirche ist gewiß, die unbedingte Wahrheit zu haben; außer ihrer Lehre ist keine Wahrheit und kein Heil. Da es für sie keine doppelte Wahrheit, eine wissenschaftliche und eine religiöse gibt, so kann es auch nur eine wahre Philosophie geben. Das ist

*) Quellen: Friedrich Paulsen, Philosophia militans. Rudolf Eucken, Thomas von Aquino, ein Kampf zweier Welten; Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Neuzeit.

die von der Kirche gebilligte. Und diese gebilligte, empfohlene und demnach wahre Philosophie ist die des heiligen Thomas.

Thomas von Aquin lebte 1227—1274. Das katholische Kirchensystem war die Höhe des mittelalterlichen Lebenssystems, der geistige Ausdruck einer weltgeschichtlichen Lage, die Befriedigung eines notwendigen Verlangens der Menschheit. (Eucken S. 10.) Und die Philosophie des heiligen Thomas war und ist der vollkommenste Bau zur Unterstützung des katholischen Kirchensystems. Daher erklärt sich die Vorliebe der Kirche für diese Philosophie. In ihr sind die beiden großen geistigen Inhalte des späteren Mittelalters, die christliche Religion in der Form des kirchlichen Dogmas und die griechische Wissenschaft in der Gestalt des aristotelischen Systems in eins gearbeitet, sich gegenseitig ergänzend und stützend. Im Gebiet des Wissens kann der große griechische Denker Aristoteles Führer sein, im Gebiet des Glaubens ist es die vom Geist Gottes geleitete Kirche.

Thomas lehrt: Vernunft ist eine Quelle der Wahrheit, aber nicht die einzige; über der Vernunfterkenntnis steht als letzter Maßstab aller Wahrheit die göttliche Offenbarung. Und er sucht nachzuweisen: Wenn auch die besonderen Heilslehren des kirchlichen Glaubens nicht aus der Vernunft abgeleitet werden können, so sind sie doch auch nicht wider die Vernunft. Die Vernunft unterbaut den Glauben, der Glaube bestätigt und ergänzt die Vernunfterkenntnis. Wissen und Glauben müssen sich hier zur Einheit ergänzen. (Paulsen, S. 35—37.)

Aber: „man kann die geschichtliche Notwendigkeit eines Systems verstehen und zugleich einsehen, warum dieses Gedankensystem in der Gegenwart, bei verändertem Stand des Wissens und Empfindens nicht mehr möglich ist." (Paulsen, S. 5.) „Ist es glaubhaft," so sprach der katholische Bischof Spalding 1900 in einer Predigt zu Rom, „daß, wenn der heilige Thomas von Aquin noch heute lebte, er sich mit der Philosophie und Wissenschaft des Aristoteles begnügen würde, der weder etwas von Schöpfung, noch Vorsehung weiß und dessen Naturkenntnis, mit der unsrigen verglichen, die eines Kindes ist?"

Eine geschichtliche Entwicklung der Philosophie gibt es für die Kirche nur bis zum heiligen Thomas: „Von da gibt es im Grunde nur Aneignung und Ausbildung, mit Polemik und Apologetik, aber keine Umbildung der Prinzipien. Neue Grundformen des Denkens, wie sie besonders seit der Reformation in der protestantischen Welt aufkamen, sind alle nur mehr oder minder schwere Formen des Irrtums. Materialismus, Naturalismus, Pantheismus, Nominalismus, Sensualismus, Empirismus, Agnostizismus, Kritizismus, Skeptizismus, Nihilismus (vitale Immanenz und Evolutionismus fügt die Enzyklika noch hinzu), das sind die üblichen Stichworte, mit denen die katholischen Darstellungen der Geschichte der Philosophie die modernen Systeme abtun. Und mit Triumph weisen sie auf den raschen Wandel dieser Systeme, besonders im 19. Jahrhundert, als auf den empirischen Beweis ihrer Unwahrheit hin.... Die thomistische Philosophie erscheint dann dagegen im Glorienschein als die philosophia perennis*)." (Paulsen, S. 6.)

Doch: „Die großen Systeme, die als herrschende Denkformen sich durchgesetzt haben, Aristoteles, Thomas, Spinoza, Locke, Kant, sie sind uns notwendige Schöpfungen des Menschengeistes; er mußte, so meinen wir zu erkennen, in solcher religiöser und politischer Lebensumgebung, bei solchem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis solche letzte Gedanken über die Natur und den Sinn aller Dinge hervorbringen. Diese innere Notwendigkeit erkennen heißt jene Systeme geschichtlich verstehen. Und damit ist zugleich die Möglichkeit ihrer geschichtlichen Würdigung gegeben." (Paulsen, S. 4.) Fest und starr in ihrem Gedankenkreise aber sind die heutigen Vertreter der thomistischen Philosophie geworden.

„Die neuen Völker, deren geistiger Welttag erst aufgehen sollte, konnten sich nicht dauernd an eine Denkweise, eine Lebensführung ketten, welche den besonderen Erfahrungen und Bedürfnissen der alten Zeit entsprach. Für ein Weiterstreben aber mußte der mittelalterlichen Art alles Verständnis fehlen. Was

---

*) Die immerwährende Philosophie.

in jenem an geistigen Notwendigkeiten lag, das konnte ihr nur ein unnötiges und verkehrtes Unterfangen der Individuen scheinen.... Besonders war sie unfähig, dem Neuen ein ethisches Element zuzuerkennen.... Alle Entfernung von der mittelalterlichen Art erscheint als ein Abfall, als eine Verirrung des bloßen Subjekts, des sich überspannenden Subjekts; nie kann in ihm ein berechtigtes Interesse des Geisteslebens, nie eine Förderung seiner Freiheit und Innerlichkeit anerkannt werden. Freiheit und Innerlichkeit erscheinen bei Überschreitung des bescheidenen ihnen von jenem System zugewiesenen Maßes als bloße Phantome, ja als trügerische Irrlichter. Ein solcher Gedankengang kann in allem, was irgend der Neuzeit charakteristisch ist, nicht die mindeste Vernunft finden; nicht nur der Protestantismus, alles eigentümlich moderne Leben ist notwendig der Verdammung verfallen.

Diese Starrheit rächt sich in einer durchaus schiefen Auffassung alles modernen Schaffens, in der Unfähigkeit, sich in seine inneren Zusammenhänge und seine treibenden Motive irgend hinein zu versetzen, in der Notwendigkeit, selbst die sittliche Beschaffenheit, die persönliche Ehrenhaftigkeit der leitenden Männer des modernen Lebens anzugreifen." (Eucken, Thomas von Aquin und Kant, S. 10—12.)

Als Schlußwort gebe ich den Schluß einer Untersuchung Rudolf Euckens über „Die Philosophie des Thomas von Aquin und die Kultur der Neuzeit" (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 1885, S. 161—214): „Jedenfalls ist der Kampf des Alten und des Neuen ein Zusammenstoß weltumfassender Prinzipien. Eine friedliche Vereinbarung suchen kann nur flachste Verkennung des Problems. Ein Entweder — Oder ist unleugbar.... Wohin schließlich der Sieg falle, ist Sache prinzipieller Überzeugung; aber auch in den geschichtlichen Verhältnissen wird das Übergewicht hierher oder dorthin erster Hand schwerlich durch theoretische Erörterungen oder leidenschaftliche Angriffe, sondern durch tatsächliche Beweise des Geistes und der Kraft entschieden werden....

Das System des Thomas hat seine Zeit gehabt. Der

doctor universalis hat an einem Wendepunkte geschichtlichen Lebens Bedeutendes gewirkt. Er hat große Aufgaben, vor allem die Aufgabe der Einigung der geistigen Interessen, in großem Sinne behandelt; er hat die Gesamtheit des damals Zugänglichen zu einem begrifflich durchdachten Ganzen verbunden und die verschiedenen Elemente in mannigfache, keineswegs fruchtlose Beziehungen gebracht; er hat antike Forschung dem Denken des Abendlandes enger verknüpft; er hat die Selbständigkeit wissenschaftlicher Arbeit anbahnen helfen; er hat zur wissenschaftlichen, vornehmlich zur logischen Schulung der Geister erheblich beigetragen. Das alles aber hat er in milder und edler Gesinnung, in fortwährendem Streben nach Gerechtigkeit gegen Sache und Person getan. Daher bleibe über dem Streit der Parteien sein Andenken in Ehren! Nicht gegen ihn sprechen wir, den wir aufrichtig achten, sondern nur gegen die, welche ihn aus seiner Zeit reißen und die Gegenwart an ihn binden möchten.

Denn jetzt unter gänzlich abweichenden Verhältnissen von neuem eingreifende Macht erlangen kann Thomas nimmermehr. Mag sich gelehrte Forschung wieder mehr mit ihm befassen, — in einem Systeme, wo sich Aristoteles, Plotin, Augustin begegnen, und von wo sich soviel für die Folgezeit anbahnt, gibt es noch viel zu untersuchen; mag die Polemik sein Denken zum Standort wählen, um Mängel und Schäden der Gegenwart zu beleuchten — warum sollten wir uns einer solchen Kritik von vornherein verschließen? Aber mit dem allen wird nicht erreicht, daß Thomas' System fördernd und gestaltend das Gesamtleben der Gegenwart ergreife und den Zug der Zeit leite. Alle Empfehlung gibt ihm nicht die Kraft, neue Antriebe zu wecken und neue Probleme zu lösen, die Gemüter in alle Tiefe zu durchdringen und ihnen den Frieden der Überzeugung zu geben, nach dem die Neuzeit so schwer ringt.

In das Dämmerlicht historischen Bewußtseins, in dem es Thomas möglich war, innerlich widerstreitende Gedankenmassen zusammenzubringen, können wir, welche der Fortgang der Zeit schärfer sehen gelehrt hat, uns nicht wieder zurückversetzen; die

gewaltigen Wandlungen in Erkennen, Natur und Geistesleben können wir weder ungeschehen machen, noch prinzipieller Deutung entkleiden. Wir können in eine naivere Form des Geisteslebens ebensowenig zurückkehren, wie wir frühere Lebensperioden anders als in der Erinnerung wieder aufnehmen können.

So bleibt es dabei. Vergangenes zu neuer Lebenswirkung zu erwecken, das liegt nicht in menschlichem Vermögen, und hängt daher nicht an Meinen und Wollen eines einzelnen, und wäre er noch so mächtig, noch an dem vieler, und wären sie alle. Denn um mit dem Worte eines mittelalterlichen Denkers zu schließen: „Die Wahrheit der Dinge, wie sie nicht der Mensch festsetzt, kann auch nicht menschlicher Wille zerstören.“ (Eucken.)

II. Die monistische Religion.

1. Die Religion.

Der Offenbarungsglaube des Christentums mit seinen Wundern hat dem Wissen und Denken des Mittelalters völlig entsprochen. Wie arm an Wissen war damals die Durchschnittsbevölkerung Europas im Vergleich zu der unserer Zeit. Der geistige Gesichtskreis des einzelnen — auch des Höchststehenden — war überaus eng, denn wenig entwickelt waren damals Natur- und Geisteswissenschaften. Alle Welt lebte im Bewußtsein der Wunder. Und darum fand auch das Christentum eine allgemeine und zugleich unbezweifelte Anerkennung. Die kirchlichen Glaubenslehren wurden nicht nur im Sinne des Gehorsams, sondern in dem gläubiger Einfalt hingenommen.

Mit der Entwicklung der Wissenschaften in der neueren Zeit ging dann eine gewaltige Veränderung im Denken der Menschen vor sich: man strebte nach einem Verständnis der uns umgebenden Welt nicht mehr in unbedingter Unterwerfung unter den Kirchenglauben, sondern *neben dem Kirchenglauben*. Die Lehre des Kopernikus war der erste furchtbare Stoß, der das scheinbar unerschütterliche Gebäude christlicher Glaubenssätze traf, und in den nächsten Jahrhunderten folgte Stoß auf Stoß. Jedoch der Zweifel und der Unglauben der wenigen Denker wurde von den Kirchen niedergehalten, und zwar nicht nur durch die Ehrfurcht vor der Überlieferung, sondern auch mittels äußerlicher Gewalt. Da schien die geistige Bewegung des sogenannten Jahrhunderts der Aufklärung, des 18., bereit, das Christentum zu stürzen. Das ist ein weitverbreiteter Irrtum. Wohl gab es einzelne Köpfe, welche die Unhaltbarkeit der kirchlichen Glaubens-

lehren erkannten, und gewisse vornehme Kreise verhielten sich diesen Lehren gegenüber zweifelnd und spöttisch. Die Massen aber wurden von der Aufklärung kaum berührt. Man kann sie zählen, die Männer, die in den Tagen Lessings das Verhältnis der christlichen Glaubensgenossenschaften aus weitem Herzen heraus beurteilten oder die es gar wagten, die Grundlagen des Christentums anzugreifen. Umwälzende Ansichten, wie sie im 19. Jahrhundert Comte, Feuerbach, Büchner, Strauß, Renan, Darwin, Spencer, Nietzsche, Häckel und andere in die weitesten Kreise getragen haben, traten im 18. Jahrhundert erst in der Revolutionszeit zutage. Sie fanden damals jedoch nur ein sehr kleines Publikum. Das gebildete Bürgertum war noch streng kirchlich; Voltaire, Rousseau und ihre Geistesgenossen gebärdeten sich in ihrem Aufklärungskampf wie Sklaven, die an der Kette rütteln, und noch zur Zeit Buffons war man ängstlich darauf bedacht, mit der Kirchengelehrsamkeit in Einklang zu bleiben.

Heute kennt die Wissenschaft die Frage gar nicht mehr, ob ihre Ergebnisse mit irgendwelcher Offenbarung übereinstimmen. Die Forschung geht ihren eigenen Weg ohne Zorn und Eifer gegen kirchliche Forderungen. Heute stehen große Teile aller Kulturvölker nicht nur der Kirche fremd gegenüber, sondern befinden sich im offenen Gegensatz zum Christentum.

Mancherlei Gründe lassen die Abwendung vom alten Glauben nicht so erheblich erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist.

Hunderttausende verhalten sich äußerlich und innerlich gleichgültig den Kirchen gegenüber, ohne indes aus ihrer Gemeinschaft auszuscheiden. Vielen Tausenden von Trägern der Bildung und Gesittung legen praktische Rücksichten einen Bekenntniszwang auf: Sorge um Brot und Amt, um die Lebensstellung; Rücksichtnahme auf die Verwandten, Bekannten, die Gesellschaft usw.

Endlich mögen viele die vollzogene Sinnesänderung nicht in die Öffentlichkeit getragen sehen, weil sie ihre Ansichten als ihr innerstes Eigentum betrachten und nicht den Beruf in sich fühlen, sie Andersdenkenden gegenüber zu rechtfertigen.

Unverhüllt und offen zeigt sich die Abwendung vom Kirchenglauben heutzutage in den weniger durch Rücksichten gebundenen

breiten Volksmassen, soweit sie Kunde von den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungs- und Gedankenarbeit erhalten haben. Es entspricht dies der Natur des Volkes, das mit Leib und Seele für eine Wahrheit und ein Bekenntnis eintritt, sobald es sich solche einmal zu eigen gemacht hat.

Wie kam das?

In dem Maße, wie die Menschen ihr Wissen ausgedehnt und mit dem christlichen Glauben verglichen haben, rüttelt ihr Denken an dem bisher unangefochtenen Glaubensinhalte. Und da machen sie die Erfahrung, daß man nicht glauben kann, wie man will, wenn auch das bisher Geglaubte wohltut. Sondern das, was man glauben soll, muß mit unserem Wissen übereinstimmen. Sonst können wir es eben nicht glauben. Unser Glaube muß wahr sein nicht nur für den fühlenden, sondern auch für den wissenden und denkenden Menschen.

Wie kommt es nun aber, daß doch noch viele unzweifelhaft gebildete und hochgebildete Menschen, ja viele Gelehrten an der Wahrheit der christlichen Glaubenslehren festhalten, trotzdem sie Kenntnis von den Forschungsergebnissen der Wissenschaften haben?

Hauptsächlich wirkt die Jugenderziehung nach. Ist doch jede Religionsgemeinschaft bestrebt, die Jugend möglichst fest mit ihrem Bekenntnis zu verbinden. Dieses Bekenntnis — so erkläre auch ich die Tatsachen im Anschluß an Schopenhauer — wird der Jugend so tief eingeprägt, daß die Gefahr des Abfalls von diesem Glauben oder auch nur der Eintritt der Gleichgültigkeit gegen ihn möglichst verschwindet. Es kommt also zunächst darauf an, alles Widerstreitende fernzuhalten. Dann werden alle bejahenden Einwirkungen so geschickt geordnet und vereinigt, daß immer und immer wieder die bestimmten Vorstellungen, welche gewünscht werden, Stärkung erhalten. Sie müssen so sehr zum Mittelpunkt und zum tragenden Grunde werden, daß alles, was zu ihnen stimmt, begierig aufgenommen wird und sie aufs neue stärkt. Alles andere dagegen, was ihnen widerspricht, wird einfach nicht aufgenommen.

Als das Kind anfing, zu reden und zu denken, wurden ihm die Glaubenssätze anhaltend eingeprägt und dadurch gleichsam

eingeimpft. Die Gewohnheit vieler gebildeter und hochgebildeter Christen, die Glaubenssätze zu denken, ist ebenso alt, wie die Gewohnheit, überhaupt zu denken. Dadurch kommt es, daß sie beides gar nicht mehr trennen können. Die Glaubenssätze sind förmlich mit ihrem Gehirn verwachsen.

Selbst wenn diese Gläubigen es wollten, sie könnten es gar nicht dahin bringen, die Glaubenssätze ernstlich zu prüfen. Denn um dies zu können, müßten sich doch zunächst bei ihnen Zweifel an der Wahrheit dieser Glaubenssätze einstellen.

Es geht über die menschliche Natur, zu erwarten, daß diese Gläubigen sich vom Christentum abwenden. Andere, neue Geschlechter aber werden erstehen!

Sehr viele halten am Christentum fest, wenn sie auch einen großen Teil seiner Glaubenssätze als nicht wesentlich beiseite schieben, weil in ihrem Bewußtsein sich der Gottesglauben mit dem Christentum unlösbar verflicht, und weil sich dieser Glaube ihnen als sicher und beseligend bezeugt.

Ist dem nun so?

„Alle Religionen der Menschheit," (nach Gustav Gerber*), „haben sich herausgebildet aus dem religiösen Gefühl. Das religiöse Gefühl kommt dem Menschengeiste an sich wesentlich zu. Es ist uns unmittelbar gegeben mit der Einrichtung unserer Natur. Und wir glauben, es ist dem Menschen gegeben durch ein göttliches Wirken. Die Religion gründet sich auf dieses Gefühl, welches uns zugleich mit dem Gefühl des „Ich" gegeben ist und sich mit diesem entwickelt.

Es ist das Gefühl unserer Bedingtheit, unserer schlechthinigen Abhängigkeit von höheren Mächten im Welt-

*) Gustav Gerber, mein hochverehrter Lehrer, hat an die Stiftung einer neuen Religion und Kirche nicht gedacht. Aber seine Gedanken, die Früchte eines langen, der wissenschaftlichen Arbeit geweihten Lebens, sind zum Teil grundlegend geworden für dieses Werk. Er schrieb: Die Sprache als Kunst; Die Sprache und das Erkennen; Das Ich als Grundlage unserer Weltanschauung; Das religiöse Gefühl.

all*). Es ist das Gefühl der Ursache, die wir als Ergänzung suchen, nämlich ein „Ich" im Weltall, wie wir es in uns fühlen, als Ursache unseres Wirkens.

Die Einheit in uns, nämlich unser „Ich", sucht also ein Ähnliches, Entsprechendes im großen Weltall, eine höchste Kraft und Macht, von der das Wirken und Geschehen im All ausgeht: das Göttliche.

Daß wir so glauben, beruht darauf, daß unser Denken, wenn es ja auch nur ein schwaches und beschränktes menschliches Denken ist, doch das einzige ist, was uns zu Gebote steht. Dieses unser menschliches Denken weist sich aber auch aus als das unser eigenes Wirken ermöglichende. Es ist also ohne letzte Bedeutung, wenn unser Denken nur eben menschliche Gültigkeit hat. Denn die Ursache, das Göttliche, muß zum mindesten dies Denken der Menschen in sich fassen.

Indem die Menschen ihrem Gefühl folgen, das sie an eine All-Ursache als Ergänzung weist, beseligen sie sich.

Das Gefühl also, welches den Glauben an das Göttliche hervorbringt, ist das religiöse.

An sich ist es unbestimmt, wie die polytheistischen Religionen dartun. Erst wenn das kritische Denken die Welt der Erscheinungen als Ganzes vorstellt, verlangt es auch die Weltursache als ein einheitliches Wollen, als ausgehend von einem Ich-Geiste.

An sich ist es gestaltlos; denn über das „Wie" des Göttlichen, über sein Wesen und seine Eigenschaften wußten und wissen die Menschen nichts, haben sie also für ihr Vorstellen keinen Anhalt.

Das eigentliche Wesen der Religion ist der Glaube an das Göttliche.

Die verschiedenen Religionsformen ohne Ausnahme sind nur Versuche der menschlichen Bildekraft, jenes an sich gestaltlose Gefühl zu einem entsprechenden Ausdruck zu bringen.

Diejenigen Bestandteile der einzelnen Religionsformen, welche

*) S. Schleiermacher.

nicht auf dem Gefühl beruhen, sondern auf Vorstellungen und Gedankenverbindungen, durch welche die Religionsformen erklärt und gerechtfertigt werden sollen, also deren Mythologien und Theologien, enthalten gerade das, was die Religionen voneinander unterscheidet und deren Anhänger voneinander trennt.

Das religiöse Fühlen ist als allen gemeinsam zu erkennen, als das, wodurch sie alle Religionen sind.

Die Formen, in denen die Religionen erscheinen, sind in ihrer Bedeutung also nicht zu überschätzen und nicht mit ihrem Wesen zu verwechseln" (Gerber).

Was jetzt Christentum heißt, war schon bei den Alten dem Wesen nach und hat von Anbeginn der Menschheit nie gefehlt, bis Christus ins Fleisch einging, und nach dem dann die wahre Religion, die schon da war, die christliche genannt wurde — sagt Augustinus.

Mit geschichtlicher Notwendigkeit entsprach die Form der Religion dem jeweiligen Stande des menschlichen Geistes- und Gemütslebens. So erklären sich die rohen Vorstellungen vom Göttlichen bei den sogenannten Naturvölkern, so die unzähligen Göttersagen, welche sich an den Himmel, die Sonne, die Morgenröte, den Mond, die Erde usw. knüpfen. „Eben weil das religiöse Gefühl an sich gestaltlos ist, konnten sich die Menschen früher das Wirken der göttlichen Macht auf viele göttliche Personen, die Götter, verteilt denken. Und sie stellten sich die im Weltall wirkenden Kräfte als Personen vor, weil der menschlichen Seele nur von einem Ich, welches ebenso fühlt wie sie selbst, die Ergänzung ihres Wesens zuteil werden kann" (Gerber).

So betrachtet noch Plotin, ein griechischer Denker 244—270 n. Chr., die Annahme mehrerer Götter sogar als Zeichen tieferer Erkenntnis. Denn, so sagt er, die seligste der Seelen, der Lenker des All, offenbare besonders in dem Dasein einer Mehrheit von Göttern seine Größe.

Und schon Plutarch spricht es aus: Wie Sonne, Mond, Himmel, Erde und Meer allen Menschen gemein sind und nur bei anderen Völkern anders genannt werden, so gibt es auch nach Verschiedenheit der Völker verschiedene Benennungen und

Verehrungen jenes einzigen Wesens, das alle Dinge in Ordnung hält. —

Daß man den Göttern die gesteigert gedachten Tugenden und Kräfte der Menschen beilegte, ging ebenso aus dem Gedankenkreise jener Zeiten hervor. Denn woher sollten die Menschen auch Bestimmungen über das Wesen und die Eigenschaften ihrer Götter hernehmen, als aus dem Inhalt ihrer zeitigen Geistesentwicklung?

„Und so ist der christliche Gott“ — sagt Gustav Gerber — „in seinem Wesen nichts anderes als sein Sohn Christus,“ das Ebenbild des unsichtbaren Gottes (Kol. 1, 15), der wahre Mensch; und der Apostel Paulus sieht wohl ein, daß mit dem philosophischen Denken solcher Gott sich nicht vertrage (Kol. 2, 8).

Und weiter: „Wenn dann die christliche Religion ihren Begründer als ‚Sohn Gottes‘ vorstellte, der als Mittler zugleich wahrer Mensch gewesen ist und durch seinen Tod unsere Trennung von Gott aufhebt, so sagt sie, daß unser Gott, sofern er der unsere werden solle, Menschengestalt annehmen und Menschenschicksal dulden muß, und sie sagt es in einem Mythus.“

Eine Religion ohne Glauben an das Göttliche gibt es nicht.

Buddha hat den Begriff der Götter, den er vorfand, nicht angefochten. Später brach sich, entschieden außerhalb der ursprünglichen Glaubenslehren stehend, der Begriff von einem höchsten und ewigen Gotte, der alles durchwaltenden Kraft und Macht jeglichen Lebens, im Buddhismus Bahn. Der geschichtliche Buddha wurde nunmehr zu einer zeitlichen Ausstrahlung jenes ewigen Lebens, genau wie Christus. Jetzt herrscht im Buddhismus Vielgötterei.

Kongtse (Konfuzius) setzte die altchinesische Religion voraus, welche einen monotheistischen Zug hatte. In ihr wurde die Gottheit Shang-ti (eigentlich der obere Kaiser), der Himmel genannt. Die Sittenlehre verlangt nach Kongtse, daß man sich jederzeit des Daseins des Himmels bewußt und von seiner höchsten sittlichen Macht fest überzeugt sei.

Es ist also ein Irrtum, die Anschauungsform, in welcher der Gottesgedanke in einer bestimmten Zeit vorgestellt wird, für das Ewige und das Wahre zu erklären. Das heißt die *Form* für das *Wesen* der Religion zu halten.

„Und so kommt auch Moses, Christus, Mohammed der Name von Religionsstiftern keineswegs in dem Sinne zu, als hätten sie eine neue, allererst von ihnen aufgestellte Religion gelehrt, sondern nur so, daß sie die Religionsform, deren Glauben sie teilten, weiter entwickelt und unter ihren Volksgenossen verbreitet haben" (Gerber).

Mit der Entwicklung der Menschheit fortschreitend, ändert sich auch das geistige Besitztum derselben von Geschlecht zu Geschlecht. Bei dem seit Jesu Zeitalter nunmehr gänzlich veränderten und außerordentlich erhöhten Stande des Wissens und der vertieften Art des Empfindens muß sich auch die jetzige Religionsform mit Gewißheit ändern. Denn die einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit entsprungenen Vorstellungen von der Gottheit mit allen den kirchlichen Lehren und Glaubenssätzen schnüren das Geistes- und Gemütsleben der Gegenwart derart ein, daß wir die fesselnde Hülle sprengen müssen. *Die Weiterentwicklung der Religion ist eine Erlösung für die Menschenseele unserer Zeit.*

Man hat von einer Religionslosigkeit der Zukunft geredet. Das ist ein Irrtum.

Die Religion ist die Sonne des Gemütslebens. Hört diese Sonne zu scheinen auf, so verödet und vereist die Volksseele. Die Religion gibt den Menschen gewaltige Lebenskräfte, und so ist sie ihr höchstes, unersetzliches Gut.

Es ist ein Irrtum, daß die Werte, welche wir die höchsten geistigen nennen: Kunst, Wissenschaft und Sittlichkeit schon alles Wesentliche in sich enthalten und daher die Lebensführung der Menschen beherrschen könnten. „Weder einer jener höchsten Werte, noch sie alle zusammen, sind imstande, dem Menschengeschlecht die Religion zu ersetzen" (Gerber).

Solange Menschen auf dieser Erde leben werden, umflutet von ihrer Schönheit, froh genießend ihre Freuden, niedergedrückt

von ihrem Leiden, werden sie sich ihres Verhältnisses zu der ewigen, unerforschlichen Kraft und Macht des Weltalls bewußt bleiben.

Die Religion der Zukunft wird keineswegs der Schatten eines Schattens sein, sondern im Gegenteil das Wesen selbst auch aller bisherigen höheren Religionsformen.

Und so wird man nicht sagen dürfen: Die Macht der Religion, das Leben der Menschen zu gestalten, der Trost der Religion für das arme, gequälte Menschenherz, die Schönheit der Religion in der Verklärung des Erdenlebens, sie sind dahin.

Vor uns liegt der Weg der Zukunft für eine Religion, welche alle Völker annehmen können. Der Mensch der Zukunft wird nicht weniger religiös sein, als der Mensch der Vergangenheit.

Und was wird nun der Inhalt dieser Religion sein?

Das alte Wahre, das für die Menschheit unvergänglich Wahre, das, was Jesus für das Vornehmste und Höchste erklärte, was vor und nach ihm die Stifter der andern höheren Religionsformen in minderer oder größerer Tiefe als den Kern und das Wesen der Religion überhaupt fühlten und erkannten: Gottesglauben und Menschenliebe.

Gottesglauben und Menschenliebe, sie gewähren die Hoffnung auf die bessere Gestaltung des Menschenlebens und auf die Veredlung des Menschentums.

Und so werden Glaube, Liebe und Hoffnung nach wie vor als leuchtende und leitende Sterne über dem Menschendasein schweben. Auch für die Zukunft gilt das Pauluswort: Wir glauben alle an einen Gott, und die Liebe verbindet uns alle.

2. Gott.

Gibt es einen Gott?

Die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes halten einer unbefangenen Prüfung nicht stand.

„Der*) sogenannte kosmologische Beweis ist nur eine Forderung, welche unser Gefühl erhebt.

*) Die folgenden Ausführungen in Anführungszeichen sind Gerbersche Gedanken, fast wörtlich seinen Werken entnommen, aber in eigener Fassung zusammengestellt.

Er schließt aus dem Dasein der Welt auf das Vorhandensein einer letzten wirkenden Ursache, und diese letzte Ursache sei Gott.

Gewiß weisen die sich überall zeigenden Zusammenhänge der einzelnen Erscheinungen im Weltall auf den Zusammenhang des Weltganzen hin, also als letztes auf eine Welteinheit. Aber diese Einheit kennen wir eben nicht. Und wenn wir sie zugeben, so wäre dieses einheitliche Ganze doch keine wirkende Ursache, keine Gottheit, sondern nur eine letzte Tatsache. Der Urzusammenhang bewirkt nicht die einzelnen Zusammenhänge, sondern er ist nur da, wie die einzelnen Zusammenhänge da sind.

Der sogenannte teleologische Beweis leitet aus der Fülle des zweckmäßig Eingerichteten in der Welt ein Wissen und Wollen innerhalb der Welteinheit — einen allwissenden und allmächtigen Gott — ab, so daß alle Zusammenhänge von dieser Einheit — Gott — gewußt und gewollt wären.

Nun müssen wir jedoch nach unserer Vorstellung vom Zweckmäßigen gewiß auch eine Fülle von Beispielen des Zweckwidrigen in den Erscheinungen und Vorgängen bemerken. Wenn nun gesagt wird: Was uns hier auf Erden zweckwidrig erscheint, wird auf das Weltganze bezogen, sich doch als zweckmäßig erweisen, so ist dies ein Glaube, kein Wissen. Um den Weltzweck zu erkennen, müßten wir das uns fehlende Wissen vom Weltganzen haben.

Alles, was uns in der uns umgebenden Welt erscheint, ist nur eine Vielheit von Bruchstücken. Unser Wissen ist Stückwerk, wie der Apostel Paulus sagt. Freilich bedingen sich diese Bruchstücke in ihrem Wirken gegenseitig, je nach den Kräften, welche ihnen zu eigen sind, und erzeugen so in uns die Vorstellung eines Weltganzen, zu welchem sich ihr Wirken vereinige.

Die Einheit des Weltalls zu bestreiten, wäre auch schwer, da das All doch nicht auseinanderfällt.

Von der Beschaffenheit dieser Welteinheit wissen wir aber nichts.

Wir sträuben uns jedoch anzunehmen, daß schließlich eben

nur die Summe aller irgendwie vorhandenen Kräfte mit ihren Erscheinungen die Welteinheit sei.

Warum sträuben wir uns?

Darum, weil unser Urteil sich richtet und richten muß nach dem Inhalte unseres Bewußtseins. Dies aber macht uns, und zwar unmittelbar in unserer eigenen Seele bekannt mit einer Einheit von wesentlich anderer Art, von höherer Ordnung, als die sonst in der Welt der Erscheinungen sich zeigenden Zusammenhänge es bemerken lassen: mit unserem Ich.

Aber durch folgerichtiges Denken, durch einen Vorgang des Erkennens wird die Übertragung der Einheitsform vom Menschen auf das Weltall nicht als berechtigt erwiesen. Wir können nicht beweisen, weil wir ein Ich haben, muß auch ein persönlicher Gott da sein. Denn nicht zu beweisen ist, daß die Einrichtung unseres Wesens, nach welcher eine Seele in uns gefühlt wird, auch dem Weltganzen zugrunde liegt.

Andererseits können wir kein Wirken und keine Wirklichkeit ohne eine Ursache begreifen, wenn wir denken wollen, wie wir als Menschen denken müssen, d. h. wenn wir so denken, wie wir fühlen.

Wir können so die Welteinheit nur denken und begreifen als das Wirken einer einigenden Kraft, welche, indem sie die Einheit beständig hervorbringt, in diesem Wirken beständig sich selbst behauptet als ein Eigenleben im Leben der Vielheit, nicht getrennt von der Summe des einzelnen, aber als deren lebendige Einheitsform in unserm Denken und Fühlen von ihr unterschieden.

Das Wesen dieser Kraft, welche die Welt im Innersten zusammenhält, zu begreifen, ist aber eine Aufgabe, die unser Fassungsvermögen übersteigt.

Ob außer dem Menschengeiste, der uns faßbar ist, noch ein anderer Geist in der Natur waltet, der uns nicht faßbar ist, das wissen wir nicht. Ob die Naturgesetze, welche wir aufstellen und als den Verlauf des Naturgeschehens bestimmend erkennen, von einem Wollen verursacht werden, welches dem unseren gleicht, das wissen wir nicht.

Ist nun aber um deswillen die Pforte der Wahrheit uns verschlossen?

Gibt es für uns keine Gewißheit über die Ursache des Allebens?

Das Denken steht nicht, wie man oft annimmt, im Gegensatze zum Glauben. Es kann sehr wohl ein Glauben aus dem Wissen erwachsen oder weiter auch durch das Denken sich ändern, wenn aus neuen Vorstellungen sich das Wissen ändert.

Der Glauben, wenn er sich mit den Ergebnissen unseres Wissens und Denkens in Einklang befindet — das ist das Entscheidende — ist ein Mehr, eine Steigerung unseres Wissens.

Unser Wissen sagt uns, daß unser eigenes Dasein nicht in uns, sondern in dem Weltgrund wurzelt mit Leib und Seele.

Wir Menschen haben ein Ich, aber wir geben es uns nicht selber.

Daß wir es dem Alleben verdanken, kann nur dann gesagt werden, wenn wir dem Alleben selbst Ichheit zuschreiben. Denn was es nicht hat, würde es auch nicht geben können.

Ichheit sagen wir jedoch, nicht „Ich", wenn wir den Begriff der Einheit im Alleben bezeichnen wollen, weil dieser nicht nur die Einheit der Menschenseele in sich schließt, sondern die aller Lebewesen überhaupt.

Wir fühlen ein Ich in uns und erschließen daraus das Sein des Ich im Weltall.

Das Fühlen ist der Urgrund unseres Seelenlebens.

Das Sein der Gottheit begründet sich nicht durch ein Erkennen, sondern durch ein Fühlen.

Nur aber von einem Sein, welches ebenso fühlt, wie die menschliche Seele, kann ihr die Ergänzung ihres Wesens zuteil werden.

Wir haben Gott nur, weil er uns hat, und nur soweit wir ihn fühlen, ist er unser.

Zweifelnd mag der Mensch sich fragen, ob diese Art, wie die Gottheit sich uns im Gefühle kundgebe, für ein denkendes

Wesen genüge. Er wird wünschen, daß das Göttliche sich uns in bestimmter, keinerlei Anzweiflung zulassender Weise darstelle.

Da müssen wir eben annehmen, daß die Art, wie Gott vom Menschen gefühlt wird, in ihrer Unbestimmtheit eben die für den Menschen möglichst bestimmte und umfassende Weise seiner Offenbarung ist.

„Gott kann eben nur von sich selbst recht erfaßt werden" (Gerber).

In tiefster Ehrfurcht sagen wir: Gott ist unerkennbar. Wie er ist, wissen wir nicht.

Gott ist die Tafel, auf der nichts weiter steht, als was du selbst darauf geschrieben (Luther).

„Wenn wir das Wesen der Gottheit zu erkennen bestrebt sind, hilft uns das Denken an den Worten nicht weiter. Denn die Sprache läßt uns im Stich" (Gerber).

Das Geheimnis der Gottheit bleibt daher unaussprechlich.

Wir können also Gott nur im Bilde schauen. Und da der Mensch uns eben das höchste Maß unserer Vorstellungen ist, so vermögen wir Gott nur im Menschenbilde zu schauen.

Und welches andere Bild sollten und könnten wir wählen als das uns nächstliegende: unseren Geist.

Gott, so glauben wir, ist der Weltengeist.

Aber zugleich bekennen wir: Auch der reinste, vollkommenste und erhabenste Gottesbegriff wird der Erkenntnis Gottes noch immer unendlich fernbleiben.

Denn nicht Gott ist menschenähnlich, sondern nur unsere Vorstellungen von ihm sind es.

„Wenn wir uns Gott als Geist denken, wie unsere Seele, so ist die dadurch ausgesprochene Trennung von Geist und Körper keineswegs über allen Zweifel erhaben. Wir empfinden ja nicht alle Arten von Gestaltungen des Stoffes" (Gerber). Und ebensowenig alle Arten von Gestaltungen der Energie Es ist eben nur ein Bild.

Wir glauben: Gott ist der Heilige Geist, jener Geist unendlichen Lebens und unendlicher Macht, der hinter allem steht, der alles beseelt, der sich in allem und durch alles offenbart:

„Der Allumfasser, der Allerhalter." Gott als Urgrund des Weltalls ist die einzige, ewige, unerforschliche Kraft, welche in sich selbst Gesetz ist und überall schafft, wirkt und herrscht durch die Tätigkeit großer unabänderlicher Gesetze und Kräfte.

Nicht einmal hat diese Kraft Erde, Sonne, Mond, dazu die Sterne geschaffen — dieses unendlich kleine Bruchstück des Weltalls — nein! ewig schafft und wirkt sie.

Gott ist es, der Himmel und Erde erfüllet (Jerem. 23, 23), und in ihm leben und weben und sind wir (Apostelgesch. 17, 28).

Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten (Joh. 4, 24).

In diesem Glauben könnten alle Menschen übereinstimmen. Da gäbe es keine Ungläubigen und keine Gottesleugner.

Wir wissen wohl: „Wenn wir Gott Persönlichkeit und Bewußtsein beilegen, so machen wir Gott zu einem endlichen Wesen, zu einem Wesen unseresgleichen. Denn Persönlichkeit und Bewußtsein nennen wir dasjenige, was wir in uns selbst gefunden, in uns selbst kennen gelernt haben. Dieses denken wir aber schlechterdings nicht ohne Beschränkung der Endlichkeit, noch können wir es anders denken" (Gerber).

Aber durch den Glauben können wir uns innerlich zu Gott erheben und seinen heiligenden, stärkenden Einfluß spüren. Durch den Glauben treten wir in ein persönliches Verhältnis zu ihm, und insofern ist uns Gott ein *persönlicher* Gott. Das ist etwas so überaus Einfaches und Schlichtes. Und so wird durch die Erfahrung in unserm Gemütsleben Gott uns ein *lebendiger* Gott.

„Auch muß gewiß dem göttlichen Sein *in irgendwelcher Form* ein Verhalten zukommen, welches dem entspricht, was wir beim Menschen Selbstbewußtsein nennen.

Wer sagt, daß die Gottheit nur im Menschen zum *Selbstbewußtsein* komme, hat nicht bedacht, daß, wenn der Gottheit das Selbstbewußtsein abgesprochen wird, es auch dem Menschen entzogen ist, oder angenommen werden muß, daß er selbst es sich gegeben habe, weil etwa er es für sich vorteilhaft erachtete, dergleichen zu besitzen. Wenn entgegnet wird, daß der

Mensch **unbewußt**, infolge einer Naturanlage sich das Selbstbewußtsein gebe, so wird das Wunderbare behauptet, daß einer Ursache dasjenige fehlen kann, was sie ihrer Wirkung mitteilt.

Wir können es uns so denken: Gottes Wissen von dem eigenen Sein und Leben ist **Selbstbewußtsein** zu nennen, weil Gott in seinem Wirken bei sich selbst ist. Der Inhalt des göttlichen Bewußtseins ist das **eigene Sein im Wirken**.

Wie die Menschen sich Gott vorstellen, hängt von ihrem Gefühl, ihrer Einbildungskraft, ihren Kenntnissen, ihren Erfahrungen: von ihrem ganzen Fühlen, Denken und Wollen ab. Denn es ist der ganze Mensch in seiner Einigkeit mit sich selbst, der sich im Glauben hingibt.

Die dem menschlichen Bewußtsein gegebenen Bestimmungen erscheinen, weil sie ja nur der Auffassung des menschlichen Einzelwesens angehören, und weil sie das Erkennen dem Weltall gegenüber bestimmen, als unanwendbar auf eine Einheit — Gott —, von welcher das All umschlossen wird. Es ergeben sich daher in bezug auf das ‚Wie' des göttlichen Wesens nur die negativen Bestimmungen der Unabhängigkeit von Raum, Zeit, Kausalität (Ursächlichkeit)." **Gott ist unendlich, ewig, allmächtig.**

Gott und Natur kann man nicht für identisch erklären, d. h. sagen: die Natur, das ist die Gottheit.

„Das Streben der Menschen (wissenschaftlich, ethisch, ästhetisch) überragt nach unserer Schätzung alle Natur an innerem Werte und widerspricht nach unserer Erfahrung vielfach der Natur in uns" (Gerber).

Gott geht nicht in der erkennbaren Natur auf. Er kann daher auch nicht aus ihr erschlossen oder gar bewiesen werden. In der Natur — dem unsern Sinnen zugänglichen und auf unsere Sinne wirkenden Dasein — erkennen wir nur **mechanische** Ursachen.

Eine blinde Natur als Urheberin der Bewegung anzunehmen, kann nur Verwirrung erzeugen, und da sie ohne Kombinationsvermögen handeln müßte, so könnte sie niemals zu bestimmt gestellten Zielen gelangen, noch Meisterwerke erzeugen, welche der

menschliche Scharfblick sowohl im unendlich Großen wie im unendlich Kleinen zu bewundern gezwungen ist (Friedrich der Große).

Die Gesetze der Evolution (Entwicklung) reichen nicht aus. Wir müssen zugeben, daß, wenn wir nicht die höchsten Vernunftwesen im Weltall sind, eine höhere Vernunft den Vorgang der Entwicklung des Menschen nach einer bestimmten Richtung geleitet hat (Russel Wallace).

Denn was in dem kleinen Menschen sich Vernünftiges findet, das sollte nur in ihm sein, und das, was im All als Vernunft sich unserm Erkennen enthüllt, wäre so geordnet durch Unvernunft? (Sokrates.)

Und wer da meint, weil die naturwissenschaftliche Einzelforschung nur mechanisch wirkende Ursachen erkennt, sei alles Unsinnliche und Übersinnliche vom menschlichen Glauben auszuschließen, der hat nicht bedacht:

„Nicht einmal aus unserm Erkennen können Theologie und Metaphysik entfernt werden. ‚Kraft' und ‚Stoff' sind nicht weniger Götter vor dem Erkennen, als ‚Ormuz' und ‚Ahriman', ‚Atome und Anziehung der Körper' nicht weniger Metaphysik als Leibniz' ‚Monaden'" (Gerber).

Wie dem Denken die Gottheit nicht erfaßbar ist, so geht es der Naturwissenschaft mit der Natur als einem Ganzen. Der Naturforscher weiß so wenig, als der Denker, er muß sich damit begnügen, an ein Weltganzes zu glauben.

Helmholtz (Vorlesungen und Reden II. 60) sagt von der Tragweite der zurzeit gefundenen (Natur-) Gesetze: „Vielleicht mag es vermessen erscheinen, daß wir begrenzt, wie wir sind im Kreise unserer Beobachtungen, räumlich durch unsern Standpunkt auf der kleinen Erde, die nur ein Stäubchen in unserem Milchstraßensystem ist, zeitlich durch die Dauer der kurzen Menschengeschichte, es unternehmen, die Gesetze, welche wir aus dem kleinen uns zugänglichen Bereich von Tatsachen herausgelesen haben, geltend zu machen für die ganze Ausdehnung des unermeßlichen Raumes und der Zeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber all unser Denken und Tun im Größten wie im Kleinsten ist gegründet auf das Vertrauen (also auf das Gefühl des

Glaubens) zu der unabänderlichen Gesetzmäßigkeit der Natur (Gesetzmäßigkeit ist unser unsinnliches Denken, welches den unsinnlichen Gott andeutet), und dieses Vertrauen hat sich bisher desto mehr gerechtfertigt, je tiefer wir in den Zusammenhang der Naturerscheinungen (d. h. in das Weltganze) eindrangen."

Nicht nur das Sinnliche ist wirklich. Aber um an ein Unsinnliches zu glauben, müssen wir die Wirkungen des Unsinnlichen wahrnehmen. Und da wir die Wirkungen der ewig schaffenden Kraft des Weltalls in unserm Gottesgefühl wahrnehmen, so ist auch Gottes Sein für unser Erkennen eine Wahrheit. Und diese Wahrheit für uns könnte auch an einer tiefer geschöpften und weiter reichenden Wahrheit — wie es etwa die höher entwickelter Wesen auf andern Weltkörpern wäre — nie zur Unwahrheit werden, sie könnte nur zu ergänzen sein.

„Was so als Religion zur Erscheinung kommt, das ist nicht erdacht, es ist mit der Einrichtung unserer Natur (unseres Wesens) uns gegeben, ist nicht unser Werk, ist wie das Werk einer Vorsehung, die in uns waltet, aber außer uns nicht minder, da die Ursache ihres Wirkens keine uns angehörige Kraft ist. Die Demut, mit welcher unser Ich, namentlich im Unglück, vor dem Wirken der unbekannten Ursache die eigene Schwäche fühlt und im religiösen Kultus bekennt, ist Zeichen, daß die Menschen zugleich ihres eigenen Wirkens als eines solchen, welches von jener höheren Kraft abhängig ist, inne geworden sind, daß sie in ihr eine Macht anerkennen, welche uns selbst ins Dasein ruft und aus ihm abruft, wann und wie es ihr gefällt, die Macht, in deren Auftrage wir selbst wollen, handeln, unser Leben führen sollen.

Neben Gott gibt es keine Wirklichkeit, und keine Wirklichkeit ist ohne Gott.

Gottes Sein wirkt die Wirklichkeit, ist sie aber nicht.

Von göttlichen „Absichten", „Zwecken", „Mitteln" wissen wir nichts. Es sind dies ja auch nur Wortbegriffe.

Wir vertrauen aber der Gottheit in Hingebung, weil dem

von ihr gesetzten Zwecke entspricht, was sie wirkt und weil dieser Zweck nur das Allgute sein kann“ (Gerber).

„Und so leben die Menschen in der tröstlichen Zuversicht*), daß ein allmächtiger, gütiger, persönlicher Wille über ihnen waltet, von dem sie ausgegangen sind, zu dem sie hingehören. Ihr bestes Wollen, das Edelste in ihrem ganzen Sein und Wesen drängt sich nach Vereinigung mit ihm. Sie wissen es, daß auch der höchste Name, den Menschenzunge ihm erteilen kann, nur ein unbeholfenes Stammeln bleibt, daß sein eigentliches Wesen hier stets unbegreiflich, unerforscht bleiben muß. Und doch nahen sie sich ihm mit ihren Lippen und mit ihrem Herzen — es macht nichts, daß ihre Zungen stammeln, daß ihr endlicher Geist das Unendliche nur verworren, nur stückweise zu erfassen vermag: Gott wird sie schon verstehen.

Gott ist Liebe. Eine wunderbare Ruhe, ein seliger Frieden liegt in diesem Glauben. Die sieghafte Vorstellung einer das All umfassenden Liebe wird mit dieser unvergleichlichen Macht nur in der Vorstellung vom „lieben Gott“ in das Menschenherz hineingetragen.

Das ist das fertige Ergebnis unserer ganzen Menschheitsgeschichte.“

Du Herr, hast uns zu dir hin geschaffen, unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in dir (Augustinus).

„Wir erfahren Lust und Schmerz,“ sagt Gustav Gerber, „Freude und Trauer, Glück und Unglück, Erfolge und Fehlschläge so oft gegen unser Erwarten, daß unsere Ohnmacht und Unwissenheit dem Wirken des Nicht-Ich gegenüber uns immer wieder zum Bewußtsein kommt, und wir erkennen eine höhere, auch uns umschließende Leitung des Alls an.

Von Gott holt sich die menschliche Seele Mitgefühl, Trost und Hilfe. Von Gott kommt alles, was sie als Wohl und Wehe empfindet. In Furcht und Hoffnung erwartet und ersehnt sie von Gott, je nach dem Maße, wie sie durch Erkennen und Wollen: Reichtum, Ordnungssinn, Zartheit, Innigkeit, Güte des

*) Nach Rudolph Penzig, Ernste Antworten auf Kinderfragen.

Gefühlslebens in sich entwickelt hat, Glück und Schutz, Lohn und Strafe, Liebe und Erlösung.

Das religiöse Gefühl kann uns zwar wie eine Bedrohung beängstigend ergreifen, aber es tritt auch auf als ein Gefühl der Beruhigung, der Hoffnung, der Hingebung, des Vertrauens. Es ändert seine Wirkung je nach den Zuständen unserer Seele, inmitten welcher es von uns gefühlt wird, drückt nieder, demütigt, aber stärkt auch, richtet auf, tröstet.

In frommer Hingebung fühlen wir uns eins mit dem Geiste des Alls. Was die Seele in sich fühlt als ihr Höheres, weil über das Selbst sie hinaushebend, das Streben nach dem „Wahren", „Schönen" und „Guten", das leitet sie ab von dem Geiste, der das All zu sich einigt, und sie fügt so zu dem „Daß" des Erkennens ein „Wie" des Gefühls, an welches die Menschen zu glauben beseligt.

Nur das Innewerden der Gottheit in uns, unser religiöses Gefühl, befreit uns vom Schmerze der Endlichkeit. Es offenbart uns unser Ich als gerechtfertigt in seinem Sein und Wirken, indem es die Gottheit als das Ur-Ich uns kundgibt, dem es entstammt, und so gibt es uns Zuversicht und Ruhe.

Die Gewißheit, daß unser Gottes*gefühl* die Beziehung auf ein *Wirkliches* bezeuge, ist für das Erkennen die denkbar größte."

3. Die Seele.

Was die Seele*) eigentlich und wesentlich ist, *wissen* wir nicht.

Was Philosophie und Naturwissenschaft bisher geleistet haben, um das Wesen der Seele zu erklären, sind *bloße Versuche*, das Rätsel zu lösen. Es handelt sich hier also um eine *Glaubens*frage.

*) Hier ist unter „Seele" der Inbegriff der gesamten Tätigkeiten des Empfindens, Fühlens, Vorstellens, Denkens, Begehrens und Wollens verstanden, unter dem höheren Begriff „Geist" nur die Denktätigkeit. Andererseits wird aber auch nach dem Sprachgebrauch Geist mit Seele gleichbedeutend als Ganzes dem Körper oder Leibe als Ganzem gegenübergestellt.

Die Naturwissenschaft hat als Tatsache festgestellt, daß zwischen den einzelnen seelischen Vorgängen und den einzelnen Abschnitten der Großhirnrinde Beziehungen stattfinden.

Die graue Masse der Gehirnrinde ist ein dicht verfilztes Gewirr von Nervenzellen (deren Anzahl auf 9 Millionen berechnet worden ist), von ihren faserförmigen Ausläufern und von deren fein verzweigten Endbäumchen. Außerdem findet sich innerhalb dieser Grundmasse noch ein von den Nervenzellen unabhängiges System feinster Fäserchen vor, welche möglicherweise gleichfalls den nervösen Leitungsbahnen zuzurechnen sind. Also es sind Millionen selbständiger Grundelemente und Milliarden von Verbindungsfäden zwischen jenen untereinander und mit den Endorganen vorhanden.

„An die Beziehungen der Hirnrinde zu den psychischen Prozessen*) (seelischen Vorgängen) und einer Lokalisation (örtlichen Gebundenheit) der letzteren in der Hirnrinde zweifelt heute kein zurechnungsfähiger Naturforscher oder Arzt mehr. Streit besteht nur noch um die Abgrenzung und Zuordnung der verschiedensten Hirnbezirke an die verschiedenen psychischen Prozesse im einzelnen.

Zum Teil haben Versuche an Tieren unsere Aufmerksamkeit in bestimmte Richtungen gelenkt; aber die entscheidenden Beobachtungen über die Beziehungen seelischer Vorgänge zur Hirnrinde und die örtliche Gebundenheit aller seelischen Vorgänge ausnahmslos an die einzelnen Abschnitte der Großhirnrinde sind nur am Menschen gesammelt und stützen sich auf Aussagen von Menschen" (Ziehen, S. 31).

Experimente an Tieren, die Herderkrankungen des menschlichen Gehirns, ein tieferes Studium der Geisteskranken, die Lehre von der Suggestion, das Studium des Schlafes, der Entwicklung der normalen und defekten Kinderseele, der Blindgeborenen z. B. usw. geben uns zahllose Anhaltspunkte, welche teilweise zeigen, wie das Gehirn arbeitet und wie die Seele

*) Th. Ziehen, Über die allgemeinen Beziehungen zwischen Gehirn und Seelenleben. Hieraus sind die folgenden Angaben entnommen.

durch Gehirnstörungen verändert wird, bald partiell, bald allgemein, bald in dieser, bald in jener Hinsicht (August Forel, Gehirn und Seele, 1902, S. 23).

„Jedem Abschnitt der Hirnrinde kommt eine Beziehung zu ganz bestimmten seelischen Vorgängen zu. So ist z. B. das bewußte Sprechen an eine bestimmte, kaum 2 cm Durchmesser messende Stelle der Rinde des linken Vorderlappens gebunden. Festgestellt ist dies bei Sektionen der Leichen von Menschen, welche z. B. durch einen Schlaganfall die willkürliche Sprechfähigkeit eingebüßt hatten (Ziehen, S. 21 u. 22).

Werden die Abschnitte der Hirnrinde zerstört, so erlöschen auch die an sie gebundenen Tätigkeiten. Wir hören nicht mehr, wenn die Rinde des Schläfenlappens zerstört ist, wir sehen nicht mehr, wenn die Rinde des Hinterhauptlappens zerstört ist usw.

Diese bestimmte örtliche Beziehung gilt ferner keineswegs nur für die „Empfindungen", d. h. diejenigen seelischen Vorgänge, welche unmittelbar unter dem Einfluß des gegenwärtigen Gegenstandes entstehen. Wenn ich jetzt den Ofen ansehe, so habe ich die Gesichtsempfindung des Ofens. Nach einer Viertelstunde kann ich mich, ohne den Ofen noch oder wieder zu sehen, seines Aussehens erinnern, ich kann mir seine Form und Farbe „vorstellen". Auch diese Erinnerungsbilder oder Vorstellungen sind an bestimmte Bezirke der Großhirnrinde gebunden, die Gesichtsvorstellungen oder optischen Erinnerungsbilder an den einen, die Gehörsvorstellungen oder akustischen Erinnerungsbilder an einen andern Bezirk usf. Aber auch damit ist die Lokalisation nicht erschöpft: auch die sogenannten allgemeinen Vorstellungen, wie Baum, Pflanze, Farbe usw. sind an die Großhirnrinde geknüpft...

Eine der häufigsten Geisteskrankheiten ist die Dementia paralytica, die sogenannte Gehirnerweichung der populären Sprache. Hier kann man den Untergang der Allgemeinvorstellungen Monat für Monat in klarster Weise verfolgen, und absolut regelmäßig ergibt die Sektion und die mikroskopische Untersuchung der Hirnrinde schwere Zerstörungen in der letzteren. Verlust der Allgemeinvorstellungen ohne solche Zerstörungen kommt nicht vor.

Wie die Allgemeinvorstellungen sind auch alle unsere Gefühle, alle Verknüpfungen unserer Vorstellungen und schließlich alle unsere sogenannten Handlungen oder Willensakte in der Großhirnrinde lokalisiert (örtlich gebunden).

Für die Lokalisierung der Gefühle liefert z. B. die soeben erwähnte Dementia paralytica die unzweideutigsten Beweise. Mit dem Untergang der Zellen und Fasern der Großhirnrinde erlischt auch das Affektleben (Gefühlsleben) ausnahmslos mehr und mehr. Im letzten Stadium der Krankheit besteht daher eine absolute Apathie: die Kranken haben nicht nur alle Vorstellungen, sondern auch alle Gefühle eingebüßt. Ausdrücklich muß auch hervorgehoben werden, daß nicht etwa nur die groben, wie man wohl auch sagt, „rein körperlichen Gefühle" verloren gehen, sondern ganz ebenso auch die höchsten ästhetischen und ethischen Gefühle. Meistens gehen diese sogar vor jenen unter.

Endlich ist mit völlig ausreichender Sicherheit nachgewiesen, daß auch alle Verknüpfungen unserer Vorstellungen, von der einfachsten Ideenassoziation (Verbindung der Vorstellungen) bis zum kompliziertesten Urteilsgefüge, an die Tätigkeit der Großhirnrinde gebunden sind. Wenn wir die Vorstellung des Duftes der Rose mit der optischen Vorstellung ihrer Form und Farbe zu der Gesamtvorstellung Rose, wenn wir die optische Vorstellung des Blitzes mit der akustischen Vorstellung des Donners und des Regenprasselns zu der Gesamtvorstellung Gewitter verknüpfen, so ist die Unversehrtheit bestimmter Fasern (der Assoziationsfasern) notwendig, welche die einzelnen Elemente der Hinrinde untereinander verbinden . . .

Vor allem aber ist unzweifelhaft, daß auch unsere Willenshandlungen an die Tätigkeit der Großhirnrinde gebunden sind. Zerstörungen eines bestimmten Bezirks der Hirnrinde beraubt den Patienten der bewußten Bewegungsfähigkeit einer Hand, während die unbewußten Bewegungen ihm erhalten bleiben. Mit der Zerstörung eines ebenso bestimmten Nachbarbezirkes tritt eine Lähmung des Beines ein usf. (Ziehen, S. 22—25).

Im Gehirn — das ist klar — kann es sich bei diesen Vorgängen nur um physikalisch-chemische Bewegungen der Moleküle

und Atome, also um stoffliche Massenbewegungen, handeln. Nun bleibt es schlechterdings unbegreiflich, wie aus diesen stofflichen Bewegungsvorgängen seelische Vorgänge entstehen sollen. Wie kommt es, daß diese mechanischen Vorgänge nicht wie allenthalben sonst mechanische Vorgänge bleiben, sondern sich mit ganz andersartigen Vorgängen, nämlich seelischen, verquicken? Und wieso kommt es, daß unter allen den zahllosen materiellen Vorgängen gerade nur die stofflichen Vorgänge der Hirnrinde von entsprechenden seelischen Vorgängen begleitet sind?" (Ziehen, S. 46 u. 34).

Nun könnte wohl jemand sagen: wir stehen erst am Anfang der Erforschung des Zusammenhangs zwischen Gehirn und Seelenleben. Der weitere Fortschritt der Wissenschaften in späteren Jahrhunderten, ja Jahrtausenden kann noch die größten Überraschungen bringen. Und vielleicht ist der Unterschied zwischen dem Stofflichen des Gehirns und dem Unsinnlichen des Seelenlebens nicht einmal so, wie wir ihn jetzt denken. Aber das sind doch nur Vermutungen!

Andererseits hat man eingewendet: „Das Gehirn*) führe der Seele mittels der Sinnesorgane nur das Material des Denkens zu, das Denken, als die Verarbeitung dieses Materials, ist eben ausschließlich eine Funktion der Seele und nicht des Gehirns, denn das Gehirn ist etwas Materielles und kann daher nicht Gedanken und Ideen hervorbringen, da diese das Gegenteil der Materie sind; hat nun die Seele eine besondere, selbständige Tätigkeit, dann hat sie auch ein besonderes, selbständiges Sein und Dasein, also ist sie schon aus diesem Grunde notwendig ein substanzielles Wesen. — Allein das Angeführte spricht doch nur gegen die Identität von Hirn und Seele, also gegen den krassen Materialismus, während die daraus gezogene Folgerung offenbar zu viel behauptet, weil diese Folgerung durch die Erfahrung nicht bestätigt wird.

*) Franz Mach, Das Religions- und Weltproblem. 2. Aufl. II, 1239—40.

Wäre das Gesagte richtig, dann wäre wohl vielleicht eine Ermüdung und Abnützung des Gehirns begreiflich und erklärlich, wenn und solange dieses durch die Sinnesorgane, insbesondere durch das Gesicht und Gehör, der Seele das notwendige Material ihrer Tätigkeit zuführt; wie aber erklärt sich eine solche Anstrengung und Abspannung des Gehirns bei der reinen und bloßen Denktätigkeit des Menschen, bei der ausschließlich geistigen Arbeit, bei welcher alle Sinnestätigkeit ruht, ja ruhen muß, falls erstere leicht und ungestört vor sich gehen soll? Ist diese Denktätigkeit eine ausschließliche Wirkung und Betätigung der selbständig existierenden Seele, demnach etwas rein Immaterielles, dann wäre die gleichzeitige Abnützung und Anstrengung des Gehirns nicht erklärlich; vielmehr weist diese Erfahrungstatsache darauf hin, daß die geistige Tätigkeit mit gewissen physikalisch-chemischen Prozessen und Veränderungen der Gehirnatome Hand in Hand geht und durch dieselben bedingt ist, woraus sich auch erklärt, warum die geistige Tätigkeit beim Kinde erst mit der fortschreitenden Ausbildung und Entwicklung des Gehirns sich allmählich vervollkommnet, warum die Verkümmerung und rückschreitende Metamorphose des Gehirns im Greisenalter auch ein Nachlassen des Gedächtnisses, der geistigen Kraft und Frische nach sich zieht — Ausnahmen bestätigen die Regel —, warum Erkrankungen des Gehirns auch Störungen der seelischen Tätigkeit und Gesundheit bedingen, warum geistige Überanstrengung nicht selten Erkrankung des Zentralnervensystems und selbst die Auflösung des leiblichen Organismus zur Folge hat usw."

Wenn auch nicht erwiesen ist, daß das Gehirn die eigentliche, letzte, ausschließliche Ursache des Denkens ist, so ist es doch die notwendige Voraussetzung und Bedingung der geistigen Tätigkeit, das beim Denken funktionierende Organ.

Und da schließt die weitaus überwiegende Mehrheit der Naturforscher wie Forel: „Es gibt kein Gehirn ohne Seele und keine komplizierte, der unsrigen analoge Seele ohne Gehirn" (S. 14).

Aber es sind nicht nur Beziehungen zwischen Gehirn und Seele, sondern auch zwischen Seele und Körper festgestellt.

Selbst die Gefühle, die Triebe des Menschen*), sind körperlich bedingt durch Erweiterung und Verengung der Blutgefäße von einem Zentrum aus. Der Einfluß der Erregungsmittel, des Alkohols usw. ist bekannt. Ohne Blutfülle sind Gefühle in uns nicht da. Dies beweist die Tatsache, daß nach großem Blutverlust eine völlig gleichgültige Stimmung, eine ruhige Betrachtung dem Tode gegenüber eintritt. Der Betreffende sieht alles und sagt sich, daß es mit ihm zu Ende gehe, aber so, als ob ihn alles das nicht anginge.

Und entzieht man, während jemand denkt, dem Betreffenden den Zufluß frischen sauerstoffhaltigen Blutes, so schwindet das ganze Denken samt allem Bewußtsein. — Die Wissenschaft heilt Geisteskrankheiten, indem sie auf den Körper einwirkt, der immer gleichzeitig erkrankt ist.

Selbst des Menschen einheitliche Persönlichkeit, selbst sein Charakter sind unzweifelhaft körperlich bedingt, besonders durch Nerven und Gehirn, so daß Änderungen hierin auch Änderungen von Charakter und Art zur Folge haben. So gibt es bei Epileptischen einen Wandertrieb; während der Wanderung ist der Betreffende wohlgemut, nachher fehlt nie Reue und Selbstkränkung und das Gefühl des Fremdartigen und Unbegreiflichen. — Eine Gasvergiftung kann jemanden zu einem Menschen machen, der nicht mehr der alte ist, bis nach Monaten wieder seine frühere Persönlichkeit zurückkehrt.

Die Arzneikunde lehrt uns**), daß mit der Einwirkung bestimmter Stoffe, welche auf den Molekularumsatz innerhalb der Ganglienzellen störend einwirken, einzelne Teile aus dem Gesamtbilde der Seele ausgeschaltet und durch Außerkraftsetzung dieser Einwirkung wieder eingeschaltet werden können.

Es ist also ein Abbau der Seele, ein Zerteilen und Zerpflücken der Funktionen in der Art möglich, daß Stück um Stück weggenommen werden kann, während andere unversehrte Teile ihre Funktionen fortsetzen.

---

*) Nach Julius Baumann, Häckels Welträtsel. S. 41 und 43.

**) Nach Kroell, Der Aufbau der menschlichen Seele. S. 289 ff.

Unter krankmachenden Bedingungen kann das Bewußtsein in einzelne Glieder zerlegt werden. So wird bei dem physiologischen Schlaf mit Nachtwandeln, beim Somnambulismus, beim Schlafsprechen, in der Hypnose das Bewußtsein teilweise oder ganz ausgeschlossen.

Bei operativer Hinwegnahme der Schilddrüse, wie dies bei Erkrankungen derselben geschieht, tritt bei Menschen mit vorher gesunden und frischen Geisteskräften ein geistiger Zerfall, ein sogenannter idiotischer Zustand ein. Es genügt somit sogar der Wegfall einer vom Hirn abseits liegenden Blutdrüse, um ein ganzes Seelenleben zu zerstören.

Dasselbe Resultat wie solche Exstirpation*) hat bei den Kretinen (Blödsinnigen) die vollständige Zerstörung der normalen Schilddrüsensubstanz durch die meist enorme Kropfbildung, die für diese Wesen charakteristisch ist. Bei ihnen handelt es sich nicht, wie nach der Exstirpation, um den Abbau einer fertigen Seele, sondern um den durch den Mangel einer normalen Drüse gehinderten Aufbau einer Seele.

Nach Häckel glauben mindestens neun Zehntel aller jetzt lebenden Naturforscher nicht an die persönliche Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Sie sind nach ihrer Erfahrung überzeugt, daß das, was wir Seele nennen, mit dem Körper gleichzeitig entsteht, sich entwickelt und seiner Form nach vergehen muß.

Gewiß hat auch die Seele Einwirkung auf den Körper. Und dies nicht bloß beim Menschen. Wer weiß nicht, welchen Einfluß auf das leibliche Befinden Gefühle wie Trauer, Schmerz, Zorn, Liebe, Abneigung usw. selbst bei höheren Tieren üben? Und nun erst beim Menschen! Die Macht des Gemütes und die Macht der Einbildungskraft sind wirkliche, gewaltige Tatsachen. Die Suggestion bewirkt unter Umständen unzweifelhaft körperliche Heilungen von Krankheiten.

Aber die Einwirkung der Seele auf den Körper ist immerhin auf gewisse Gebiete beschränkt. Durch Suggestion können nur Leiden geheilt werden, die auf nervöser Grundlage beruhen.

*) Entfernung mittelst des Messers usw.

Kein zerstörtes Organ, kein fehlender Muskel kann neu erstehen. Aber die Zerstörung des Körpers führt mit Gewißheit den Tod herbei. Und so müßte man wohl sagen: Im Tode verläßt nicht die Seele den Leib, sondern der Leib verläßt die Seele.

Aber selbst die unleugbare Abhängigkeit des seelischen Lebens von den körperlichen Funktionen, die Störungen des seelischen Lebens durch körperliche Einflüsse und Zustände beweisen noch nicht, daß das Gehirn oder der Körper und die Seele *wesenhaft eins sind*. Denn selbst der höchste Grad der Abhängigkeit der Funktionen bedeutet nicht schon die Gleichartigkeit und Identität (Einerleiheit) der fungierenden Wesen.

Aber das ist nun die große Frage: ist die Seele unsterblich in der Form *unserer jetzigen geistigen Persönlichkeit?* Denn, wenn wir nach dem Tode unsere jetzige geistige Persönlichkeit verlieren, können wir von einer *persönlichen* Unsterblichkeit nicht mehr reden; denn dann findet ja überhaupt keine geradlinige Fortsetzung unseres geistigen Lebens statt.

Wird die Darwin-Häckelsche Theorie von der Abstammung des Menschen durch die weiteren Forschungen der Naturwissenschaften bestätigt, so ergibt sich, daß der menschliche Geist sich auf unserer Erde im Laufe ungeheurer Zeiträume allmählich aus der Tierseele entwickelt hat. Den Tierseelen wird man doch eine persönliche Unsterblichkeit nicht zugestehen wollen und dann logischerweise auch dem Menschengeiste nicht zubilligen können. Denn daß Gott *mit einem Male*, als der menschliche Leib aus der Entwicklung der Organismen entstand, durch ein *übernatürliches Wunder* den Geist in den Menschenkörper hineingesenkt habe, ist doch mit einer höheren Gottesvorstellung nicht vereinbar. Denn Gott wird doch nicht die selbstgewirkte Ordnung und Entwicklung des Weltalls durchbrochen und — um es geradeheraus zu sagen — am Weltenbau geflickt haben.

Im großen Weltall war der Keim dessen, was wir heute den menschlichen Geist nennen, doch schon vorhanden. Denn, wenn wir meinen, er gehöre der Erde allein an, würden wir wieder in den alten Fehler verfallen, unsere kleine Erde zum Mittelpunkt des Weltalls zu machen.

Wenn nun aber die menschliche Seele eine selbständige, in ihrer Form unzerstörbare, einfache Wesenheit wäre — wie die christlichen Kirchen lehren —, so ergibt sich die Frage: Woher kommt die einzelne Seele, die sich in das noch ungeborene Kind hineinsenkt, und wo war sie vorher?

Den elterlichen Seelen kann doch die schöpferische Macht, eine Seele neu zu schaffen, nicht innewohnen. Die hätte doch nur Gott. Nun zeigen aber deutlich genug Vererbung und Rasse-eigentümlichkeiten, die durch den Gang der Zeiten nicht zerrissen werden, daß doch Verbindungsfäden von einer Persönlichkeit zur andern, von den Vorfahren zu den Nachkommen führen, daß also die einzelne Seele nicht etwas ganz Neues ist.

Der Annahme, Gott schüfe jede einzelne Seele besonders, ist weiter entgegenzuhalten, daß unzählige Menschen sofort nach der Geburt sterben oder überhaupt nicht lebend geboren werden, daß andere als Säuglinge oder als kleine Kinder sterben, daß andere, die lange leben, mit angeborenem Blödsinn und unheilbarem geistigen Siechtum behaftet, also jeder geistigen und sittlichen Entwicklung unfähig sind.

„Schöne Deklamationen haben wir darüber," sagt Schopenhauer*), „wie anstößig es wäre, zu denken, daß der Geist des Menschen, der die Welt umfaßt und so viele höchst vortreffliche Gedanken hat, mit ins Grab gesenkt würde: aber darüber, daß dieser Geist eine ganze Unendlichkeit habe verstreichen lassen, ehe er mit diesen seinen Eigenschaften entstanden sei und die Welt ebenso lange sich ohne ihn habe behelfen müssen, hört man nichts. Dennoch bietet der vom Willen unbestochenen Erkenntnis keine Frage sich natürlicher dar, als diese: Eine unendliche Zeit ist vor meiner Geburt abgelaufen, was war ich alle jene Zeit hindurch? . . ."

Und schafft Gott die einzelne Seele in ihrer gegenwärtigen Form jeweilig besonders, so hat sie einen Anfang in der Zeit.

Dann muß sie auch ein Ende in der Zeit haben. Denn alles, was einmal entsteht, kann doch nicht ewig sein. Gott

*) Schopenhauer, Über den Tod.

allein ist ewig. „Denn als unvergänglich kann ein vernünftiger Mensch sich nur denken, sofern er sich als anfangslos, als ewig, eigentlich als zeitlos denkt. Wer hingegen sich für aus Nichts geworden hält, muß auch denken, daß er wieder zu Nichts wird: denn daß eine Unendlichkeit verstrichen wäre, ehe er war, dann aber eine zweite angefangen habe, welche hindurch er nie aufhören wird zu sein, ist ein monströser (ungeheuerlicher) Gedanke ... Wer aber die Geburt des Menschen für dessen absoluten Anfang hält, dem muß der Tod das absolute Ende desselben sein" (Schopenhauer).

Erinnerungsvermögen, das ist der Punkt, um den alle Vorstellungen von einem persönlichen Dasein schwingen.

Der Kernpunkt der Seele liegt in dem Begriff Bewußtsein, d. h. der subjektiven inneren Anschauung. Das Bewußtsein zeigt einen ständig wechselnden Inhalt. Der ganze tätige Inhalt des Bewußtseins ist nun seinerseits an das Vorhandensein eines lebenden, tätigen Gehirns geknüpft. Ohne Gedächtnis ist der Zusammenhang der Seele unmöglich und undenkbar. Das ist für alle Einzelheiten durch hypnotische Experimente bestätigt (Forel). Wenn wir aber einsehen, daß unser Bewußtsein hier in der Zeit, in dem Sinne neu ist, daß es keinerlei Zusammenhang der Erinnerung mit einem früheren Zustand hat, ist es dann nicht das Wahrscheinlichste, daß es als mein Bewußtsein mit dem Erdenleben erlischt?

Nur als diese sinnlich wahrnehmbaren Einzelwesen fühlen und wissen wir die Seele in ihrer Verbindung mit der Leiblichkeit, in der sie erscheint. Alles Seelische und Geistige bedarf, um überhaupt in Erscheinung zu treten, materieller Bedingungen und Hilfsmittel. Die tiefsten Gedanken der Denker und Forscher, die erhabensten Schöpfungen der Künstler, was und wo wären sie, wenn es kein Papier und keine Schrift, kein Musikinstrument, keinen Marmor und keine Leinwand gäbe, sie zu versinnlichen und festzuhalten?

Ohne die Annahme einer Leiblichkeit im Jenseits wäre zwischen dem Diesseits und Jenseits eine unübersteigliche Kluft. Der reine Geist im Jenseits wäre gar nicht für gleich zu er-

achten mit dem geist-leiblichen Menschen des Diesseits, sondern ein ganz neues Wesen; sein Leben könnte gar nicht als Fortsetzung des irdischen Lebens gelten. Ohne das Zusammensein der Seele mit den ihre Beziehungen zur Außenwelt vermittelnden körperlichen Organen könnte es zu sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen und daher zu Vorstellungen überhaupt nicht kommen.

Der ganze Inhalt des Seelenlebens ist ja unabtrennbar von den Erinnerungsbildern, welche die Gegenstände der Körperwelt in der Seele hervorgebracht haben und welche durch die sinnliche Wahrnehmung der Seele zugeführt sind. Wo bliebe die Wahrnehmungsmöglichkeit, wo die Fähigkeit, auf dem bisherigen Grunde weiterzubauen, den im Tode abgeschnittenen Faden wieder anzuknüpfen und weiterzuspinnen, wenn Person und Gegenstand der Seelentätigkeit sich mit einem Schlage völlig veränderten, wenn die Seele nicht mit neuen, den irdischen Sinnesorganen entsprechenden Werkzeugen ausgestattet, in eine der irdischen Körperwelt ähnliche Umgebung hineinversetzt würde. Die Form des menschlichen Personenlebens ist die Geistleiblichkeit, und darum ist in der Tat die Wirklichkeit meines Geisteslebens von dieser Form abhängig. Der Mensch ist ein geist-leibliches Einheitswesen.

Der Schluß läßt sich nicht abweisen: Es ist der Seele, wenn sie eine besondere, vom Körperlichen verschiedene und selbständige Wesenheit wäre, unmöglich, ohne den Körper so weiter zu existieren, wie wir sie kennen. Diese Wesenheit könnte ja mit dem eingetretenen Tode des Menschen nicht als aus dem Weltall verschwunden gedacht werden. Von den Stoffen und den an ihnen haftenden mechanischen Kräften geht nicht die geringste Menge verloren, das wissen wir. Wo sie zu verschwinden scheinen, verwandeln sie sich nur in eine oder mehrere andere.

Wäre die Seele eine besondere Wesenheit, so müßte sie ewig sein, wie die Materie. Eine andere, uns unbekannte Daseinsweise der Seele wäre daher wohl möglich. Aber das ist es eben, wir können uns des Schlusses nicht mehr entziehen: Diese andere,

neue Daseinsweise bedinge dann eben eine völlige Umwandlung. Und mit dieser Umwandlung der Seele in ihrer Form, getrennt von ihrem Körper, ist der Gedanke der persönlichen Unsterblichkeit des menschlichen Individuums nicht zu vereinen.

Ein wahres und vollständiges Leben der Seele ohne Körperlichkeit kann sich auch die Kirche nicht recht denken. „Da die Seelen unsterblich sind und als ein Teil des Menschen zu den menschlichen Leibern eine natürliche Hinneigung haben," heißt es im Katechismus für die Pfarrer nach dem Beschlusse des Konzils für Trient, „so muß man es für widernatürlich halten, daß sie von den Leibern für immer getrennt bleiben. Weil aber, was der Natur widerstrebt und gewaltsam ist, nicht lange dauern kann: so scheint es folgerichtig, daß sie wieder mit den Leibern verbunden werden; woraus auch hervorgeht, daß eine Auferstehung der Leiber stattfinden wird" (S. 93).

Ein innerer Widerspruch nun liegt in dem gleichzeitigen Glauben an ein Jenseits und an die Auferstehung der Toten, wie ihn bereits vor dem Christentum die persische Religion hatte.

Kommt die Seele nach dem Tode in den Himmel und genießt sie dort göttergleich*) die höchsten Seligkeiten, so können diese doch nicht mehr erhöht werden dadurch, daß sie wieder zur Erde herabsteigt und sich mit ihrem Leibe verbindet. Die höchste Sehnsucht des Geistes ist erfüllt, aus dem Gefängnis des Leibes ist er zu lichten himmlischen Höhen emporgestiegen, und nun soll er von neuem eingekerkert werden — welche Strafe. Die katholische Kirche lehrt: damit auch der Leib teilnehme an dem Lohne oder an der Strafe, wie er teil hatte an der Ausübung guter oder böser Werke (2. Kor. 5, 10). Die Seele ist doch aber nach kirchlichen Lehren als die herrschende für ihren Leib verantwortlich, und sie ist doch schon im Himmel oder in der Hölle. Da bedarf es doch nicht mehr eines jüngsten Gerichtes.

Durch Gottes Allmacht, lehrt die Kirche, können unsere in

---

*) Tridentiner Katechismus, S. 102.

Staub zerfallenen Leiber ebenso leicht wieder zum Leben auferweckt werden, als sie einstens aus dem Nichts hervorgerufen wurden. Sie wurden aber nicht aus dem Nichts hervorgerufen, das wissen wir dank der Naturerkenntnis. Und diese Naturerkenntnis macht uns auch die Vorstellung einer leiblichen Auferstehung geradezu unmöglich.

Und wie steht es nun mit den Vorstellungen vom Jenseits?

Der tiefste Grund, weshalb die christlichen Kirchen die Lehre des Kopernikus so schroff ablehnten, war dieser: die alten Vorstellungen von Himmel und Hölle mußten durch die neue Lehre allmählich ins Wanken geraten. Nicht mehr war die Erde der Mittelpunkt der Welt, über welcher hoch oben der Himmel, unter welcher tief unten die Hölle vorgestellt werden konnte. In dem unermeßlichen Weltall schwebte die kleine Erde als Stäubchen, und von einem himmlischen Ort für die Seligen über dem Himmelsgewölbe konnte keine Rede mehr sein. Denn das Himmelsgewölbe war ja nicht die Veste des Himmels, an der Sonne, Mond und Sterne sich bewegten; es hatte sich aufgelöst in den unendlichen Weltenraum. Von der Erde konnte es nun kein Aufwärts zum Himmel, kein Abwärts zur Hölle mehr geben. Die Erde war — sozusagen — mitten im Himmel drin. Die Hölle konnte man ja in die Mitte der Erdkugel verlegen. Noch neuerdings hat ein katholischer Gelehrter die Vulkane als die Schlote der Hölle und die Ausbrüche der Vulkane als die von den Teufeln im Erdinnern unterhaltenen und durch Gase emporgeschleuderten Feuermassen bezeichnet. Die Naturwissenschaft vermag diese Anschauung nicht zu teilen.

Mit dem Zweifel an die Hölle geriet auch der Teufelsglauben ins Wanken. Und wer nicht an den Teufel glaubt, der kann auch nicht den wahren Glauben an Christus haben. Denn der Teufel war es ja, der in Jesus zuerst den Messias erkannte, der ihn als sein schlimmster Widersacher versuchte, und die Pforten der Hölle sollen doch die Religion Christi nicht überwältigen. Mit dem Teufelsglauben wankt auch der Glaube an die Gottheit Christi und mit ihr, die allein das Dasein des Himmels bezeugt, auch der Glaube an den Himmel.

Und wer das Weltall mit seinen Gedanken durchmißt, kann sich auch einen im Himmel thronenden, von Engeln umgebenen Gott nicht mehr vorstellen. Erfüllt Gott Himmel und Erde, so ist er doch nicht etwa in einem Jenseits, von wo aus er die Welt regiert, sondern er wirkt und waltet allüberall. Wir wissen in unseren Vorstellungen mit einem Jenseits, wenn wir Gott nicht räumlich begrenzt denken wollen, nichts anzufangen. Wo Menschen mit Gott persönliche Fühlung gewinnen, da ist ihr Himmel auf Erden.

Max Haushofer sagt in seiner Schrift, Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung:

„Welche Vorstellungen macht sich vom Himmel das Volk der Gegenwart? Nicht die Gebildeten mit ihrem von Zweifeln und von naturwissenschaftlichen Anschauungen stark durchsetzten Denken, sondern das schlichte Volk, jene Menschen, die sich niemals den Kopf darüber zerbrochen haben, ob es eine unsterbliche Seele gebe oder nicht, sondern die es schlechtweg als völlig feststehend ansehen, daß nach dem Tode die guten und bußfertigen Seelen frischweg in den Himmel schweben, während die bösen und unbußfertigen die Höllenfahrt anzutreten haben.

Was denken diese über den Himmel?

Nun — die meisten denken gar nichts. Sie haben vielleicht eine ganz dunkle Idee, daß es ungeheuer schön sei, was sie erwarte. Daß Licht und Wohlgeruch, herrliche Bilder und Klänge sie erwarten. Daß alles, was sie umgeben wird, ihrem Sinne und Empfinden wohltätig sein wird. Und daß nichts von den Übeln und Schmerzen des Erdendaseins mehr an sie herantreten wird. Daß Schatten erforderlich sind, um das Licht schön und herrlich zu finden; daß man Dissonanzen braucht, um vollen Wohllaut genießen zu können: das geht schon über den Gesichtskreis dieser Menschen hinaus (S. 27).

Ewiges Anschauen Gottes ist diejenige unter den Himmelsvorstellungen, die dem auf der Höhe des Lebens stehenden Menschen als die wenigst verlockende erscheint. Was als Seele dauern will, verlangt auch nach Betätigung und kann sich ein Da-

sein ohne Betätigung nicht denken. Zur Betätigung aber gehört das Stoffliche, gehört die Freiheit zu irren oder das Rechte zu finden; gehört die Bewegung in Zeit und Raum, nicht ewige Ruhe und Vollendung. Wir vermögen uns eher mit dem Gedanken an die furchtbarsten Rückschläge und Verschlimmerungen zu befreunden, als mit dem Gedanken an eine ewige Ruhe in einem Zustande der Vollkommenheit. Dieser Gedanke widerspricht der Vernunft. Denn es ist undenkbar, daß ein ewiger, also unendlicher Zustand vorbereitet und begründet werde durch das, was in einer winzigen Spanne Zeit vollbracht oder versäumt worden ist. Das widerspräche allem mathematischen und logischen Verständnis, welches fordert, daß Ursache und Wirkung in einem gewissen Verhältnisse stehen. Eine dauernde und gleichmäßige Festlegung der ganzen jenseitigen Zukunft durch die Haltung des Menschen im Diesseits wäre ein Denkfehler. Denkbar ist das Diesseits, mit dem Jenseits verglichen, höchstens als Schritt auf einem ungeheuren Wege, ein Schritt, der ein guter oder ein Fehltritt sein kann, dem aber wiederum zahllose richtige oder falsche Schritte folgen können" (S. 31).

Gott allein ist ewig. Wir Menschen sind zeitlich. Würden wir mit unserer vollen geistigen Persönlichkeit in die Ewigkeit eingehen, so würden wir, wie der Tridentiner Katechismus folgerichtig sagt, gleichsam zu Göttern. Denn die Seligen „nehmen, obgleich sie ihre eigentümliche Wesenheit behalten, doch eine wunderbare und fast göttliche Form an, so daß sie eher Götter, als Menschen scheinen" (S. 102). Sollte wirklich jeder der Milliarden von Menschen, welche nach der kirchlichen Lehre zur Seligkeit berechtigt waren und sind, in Gottes Augen so unentbehrlich und unersetzlich sein für alle Ewigkeit? Wir können uns doch wohl vorstellen, daß die religiös geforderte Entwicklung als Menschheitsentwicklung ausreiche und die jenseitige Fortentwicklung des einzelnen überflüssig mache.

„Und wenn der das Weltganze und allen Stoff durchdringende Geist verlangen sollte," schreibt Haushofer, „daß wir alles, was wir an Denken und Fühlen ihm als Anlehen entnommen haben,

wieder zurückerstatten: in seinem Haushalt ginge nichts davon verloren.

Von dem ganzen Schatz der Gedanken und Gefühle jedes einzelnen ist nichts unersetzlich, nichts so eigenartig, daß es nicht vor ihm gedacht und empfunden worden wäre und nach ihm wiedergeboren werden könnte. Nur das Zusammentreffen, die Kombination der geistigen und seelischen Regungen in einer Persönlichkeit ist das Originale. Aber diese Kombination ist nicht einmal ein dauerndes Kunstwerk, solange wir leben — und nach unserm Tode sollte sie ein solches Kunstwerk werden? Unaufhörlich vergessen wir und nehmen wir Neues auf und verändern damit unser Ich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Und wir sollten den Gedanken nicht fassen können, daß einst ein großer Sturm all die Einzelheiten dieses Seelenlebens zerwirbelt und unter tausend neue Lebewesen verteilt, damit jede von ihnen wie befreit aus enger Kerkerhaft aufjauchze in dem Bewußtsein, losgelöst zu sein aus einem langjährigen Banne? Das erst ist dann neues Leben. Der Schaffensdrang des Weltganzen muß ein so schrankenloser sein, daß er auch vor dem seelischen Eigentum des Individuums nicht Halt macht, sondern dessen zersprengte Trümmer als Material für neue Persönlichkeiten mit künstlerischer Allmacht verwendet.

Jeder denkende Mensch, der über seine eigene Persönlichkeit nachsinnt, wird sich erinnern, wie dieselbe aus zahllosen Eindrücken im Lauf der Jugendjahre zusammengewachsen ist und in späteren Jahren sich weiter ausgestaltet und tiefere Züge erhalten hat. Er weiß, wie er geworden ist, wie Menschen und Dinge, Orte und Ereignisse auf ihn eingewirkt haben, daß er zu einem von anderen unterscheidbaren Wesen ward. Dieses unterscheidbare Wesen ist es, von dem er hofft und wünscht, daß es den Tod überdauern möge, weil er es für sein selbstgeschaffenes Kunstwerk und Verdienst hält, für ein Besonderes, das nicht mit anderen Milliarden von Persönlichkeiten in einen großen dunklen Abgrund wandern soll. Und weil er, was ihm im Leben unerreichbar war, anderwärts erreichen möchte; weil er, was ihm genommen ward, wieder erlangen möchte; weil er

Jugend und Schönheit und Kraft wiedergewinnen und Glückszustände erstreben möchte, die weit, weit hinausragen über unzulängliches Erdenglück. Weil er sich einmal sagen möchte: wie groß, wie vollkommen bin ich geworden gegen das dürftige, arme Einstmals!

Je mehr er aber dem natürlichen Ziele des Menschenlebens, dem Greisenalter, sich nähert, um so eindringlicher muß er sich sagen, daß seine Persönlichkeit ein Aufsteigen und ein Absteigen war, und daß dieses Absteigen, wenn es bis zum hundertsten Jahre und darüber hinaus fortdauern würde, diese Persönlichkeit in eine Ruine verwandeln müßte. In eine Ruine, die sich sagen muß: nun habe ich nichts mehr zu erleben, nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu erstreben, nichts mehr zu lieben; nun ist es an der Zeit, daß ich nicht etwa die alte Persönlichkeit wieder erneue, sondern daß ich ein ganz Neues werde. Ein riesiges übermächtiges Schicksal muß mich ergreifen und von Grund aus umgestalten. Und dieses Schicksal ist der Tod. Er muß jene Verbindung von Gedanken und Empfindungen lösen, aus der meine alternde Persönlichkeit noch besteht, die keinen Wert mehr hat und in eine jüngere Welt nur als Trümmerwerk noch hineinragt!

Nur die wenigsten kommen dazu, diese Gedanken auszudenken, weil nur die wenigsten ein so hohes Alter erreichen, daß sie dazu gezwungen werden" (S. 41/42).

4. Der Tod.

„Ja, wenn die Menschen nur stürben hochbetagt und lebenssatt, wenn ihr Leben ausginge, wie eine Kerze am Ende ihrer Leuchtzeit verlischt, wenn uns allen der Wunsch in Erfüllung ginge: möchte ich nicht eher sterben, als ich will, dann könnte man den Vorgang begreifen, denn dann wäre es der Mensch, der am Ende seines Tagewerks sein Erdendasein abschlösse. Aber der Tod, der uns anspringt wie ein Raubtier und nicht ruht, bis er uns zerrissen hat, der Tod, der sich heimtückisch festsetzt und im Verborgenen wühlt, bis der Mensch widerstandslos zusammenbricht, der Tod, der Menschenknospen bricht, ehe sie sich

entfalten, Blüten verweht, ehe sie Frucht bringen, und Früchte knickt, ehe sie ausreifen können: das ist der Feind*)."

An sich ist der Tod eine Naturnotwendigkeit. Er ist die einzig denkbare Möglichkeit, wie diese Welt, so wie wir sie kennen, überhaupt bestehen kann. Wohin wäre wohl die Menschheit gekommen, wenn alle die Milliarden von Menschen im Laufe der vielen Jahrtausende nicht gestorben wären? Um Raum für das Leben zu gewinnen, hätte ja die Vernichtung des einen Teils der Menschheit durch den andern ins Ungeheuerliche wachsen müssen, wenn niemand infolge von Krankheit stürbe. In dem immerwährenden Wechsel des Entstehens und Vergehens, wie ihn uns die Natur zeigt, ist der Tod der Verjünger. Dadurch, daß er das Alte und Kranke dahinnimmt, schafft er Raum für das neu Werdende und Lebenskräftige.

Der Tod ist aber auch das Mittel, durch welches uns die Bedeutung des Daseins in ihrem vollen Werte offenbar gemacht wird. Wo das Lebensgefühl seine Höhe an der Tiefe des Todes mißt, da wird es seines Wesens ganz inne werden und ermessen, welchen Reichtum dieses in Wechsel von Geburt und Tod hinfließende Dasein einschließt (Eugen Dühring).

Die Furcht der Neger, Indianer usw. vor dem Tode ist außerordentlich gering, weil sie eben das ganze Leben sehr gering schätzen. Je reicher, besser und schöner das Leben der Kulturvölker durch die Vermehrung der materiellen und geistigen Güter wird, je mehr es mit der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit an äußerem und innerem Wert gewinnt, desto höher ist auch das einzelne Menschendasein einzuschätzen, desto stärker wird das Lebensgefühl, desto größer die Lebenslust.

Je feiner das Gemüts-, je reicher das Geistesleben des einzelnen Menschen entwickelt ist, je höher er seine Aufgabe im Leben wertet, desto größer ist auch die Lebenssehnsucht und der Scheidensschmerz vom Leben.

Der kräftige, tüchtige Mensch, der etwas Ordentliches im Leben zu sein gedenkt, der daher täglich zu schaffen, zu streben

---

*) Johannes Müller, Vom Leben und Sterben. S. 3 und 4.

und zu kämpfen hat, der grübelt nicht über den Tod, sondern richtet fest und mutig seine Augen auf die Erfordernisse des Tages und die Aufgaben der Zukunft, unbekümmert um das allgemeine Menschenlos, welches auch ihn treffen wird.

Ihm ist die wichtigste Mahnung des Todes: Gib deinem Leben einen höheren Wert. Benutze die dir gegebene Zeit. Laß der Welt deine guten Taten zurück. Dann wird das Beste, dessen du fähig bist, nach deinem persönlichen Tode weiter leben und weiter wirken oft noch lange Zeit.

Wir werden nach dem Tode ebensowenig unglücklich sein, als wir es vor Beginn unseres Lebens waren. Denn mit dem Tode erlischt ja das Bewußtsein.

Tot sein, hat nichts Schreckliches, sagt Lessing, und insofern Sterben nichts als der Schritt zum Totsein ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armut der Sprache zuzurechnen, wenn sie beide diese Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führt, und den Zustand des Todes selbst mit einem und demselben Worte benennt.

Und weiter: Gleichwohl ist es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.

Und Lessing sieht nicht ein, was unsere Künstler abhalten sollte, das Bild des Todes, das scheußliche Gerippe, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die ekeln Begriffe von Moder und Verwesung kommen, aufzugeben und sich wiederum in Besitz

jenes besseren Bildes der Alten zu setzen: des geflügelten Genius, der sich auf die umgestürzte Fackel stützt*).

Der berühmte Arzt Professor Nothnagel**) faßt auf Grund der Erfahrung und Beobachtung sein Urteil über das Sterben dahin zusammen: Die grauenumwobenen Anschauungen über das physische Sterben existieren zumeist bloß in der Vorstellung. Wirklich grauenvoll ist dasselbe nur in wenigen Fällen, und gerade diese schafft zum Teil der Mensch selbst seinem Mitmenschen: Feuertod und Foltern. Die Natur aber ist meist barmherziger als der Mensch. — Nicht physisch qualvoll ist das Sterben.... An dieser Auffassung ändert es nichts, wenn Gebärden, die auf Qual und Schmerz hindeuten, krampfhafte Zuckungen oder das so fürchterlich klingende Rasseln in den Lungen wahrzunehmen sind. Sie erscheinen uns schrecklich, sind es aber nicht für den Sterbenden, weil er bei deren Eintreten allermeist bereits in jenem apathischen Zustande ist, in dem alle Eindrücke in verringerter Energie oder gar nicht mehr empfunden werden. Und falls der Tod bei klarem Bewußtsein eintritt, was relativ selten geschieht, so wird oft ganz unerwartet, ohne alle Vorboten für den Betroffenen, der Lebensfaden abgerissen — eine plötzliche Herzlähmung, und der Zeiger steht still.

„Alle Menschen leben im großen Schatten des Todes, der von Gott ist und ihnen vertraut sein soll wie der Duft ihrer Blumen vor dem Fenster, wie der Hauch ihres eigenen Mundes. Nur die Menschen haben den Tod von sich weggehalten, so daß er ihnen fremd ward und nun wie ein fürchterliches Gespenst in den Bilderbüchern der Kinder abgeschildert ist ... Denn ist nicht der Tod im Leben, ist er nicht mitten darin, sitzt in uns, um uns, haucht uns an und ist unser Freund und Gefährte?

Nicht ein Schlußpunkt ist der Tod, sondern ein begleitender Ton, der durch unser ganzes Dasein rauscht***)."

Aber ist es nicht doch so: „Wenn das Leben in uns spürt, daß es in lähmender Ohnmacht der unheimlichen Gewalt des

*) Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet.

**) Hermann Nothnagel, Das Sterben. S. 52/53.

***) Richard Schaukal, Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben.

Todes erliegt, krampft sich das Menschenherz in ratloser Verzweiflung zusammen: nun ist alles aus." Denn wir wollen leben, leben!

„Daher muß dem Kranken bis zuletzt der Glaube an das Leben gestärkt werden. Solange noch ein Schimmer von Aussicht auf den Sieg besteht, soll man den Kampf mit dem Tode nicht aufgeben. Da würde der Gedanke, zu unterliegen, nur schwächen und die Ohnmacht besiegeln. Um so mehr müssen die beteiligten Nothelfer auf das Äußerste gefaßt sein und bereit stehen, dem Sterbenden die Arme zu stützen und das Herz zu stärken, sobald er unter das dunkle Tor des Todes tritt. Hier kann die teilnehmende Liebe, wenn sie dem Scheidenden in der letzten Not zur Seite tritt, außerordentliche Hilfe bringen" *). Hier vermag der Arzt ein Priester wahrer Menschenliebe zu sein.

Ich selbst glaubte einmal während einer Krankheit, ich wäre unrettbar dem Tode verfallen und weiß es, welche Gefühle und Gedanken den Menschen in solcher Stunde bewegen.

Und daher habe ich volles Verständnis für die ergreifende Schilderung der echt menschlichen Art von Jesu Todesgefühlen und -gedanken. Von ihm, der Menschen größten einem, wird berichtet: Und da er in Todesangst geriet, betete er immer inbrünstiger, und es war sein Schweiß wie Blutstropfen, die auf die Erde fielen (Luk. 22, 44). Und er fing an zu zittern und zu zagen und sprach zu seinen Jüngern: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod ... und betete, es möge, wenn möglich, die Stunde an ihm vorübergehen (Mark. 14, 33—35). Jesus glaubte an die persönliche Unsterblichkeit der menschlichen Seele: Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein (Luk. 23, 43). Und doch war nach Mark. 15, 34 (Matt. 27, 46) Jesu letzter Ruf am Kreuze vor seinem Verscheiden: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Aber Jesus hat nach Luk. 22, 42 (Mark. 14, 36; Matt. 26, 39) in Gethsemane vorher auch gebetet: Vater, wenn du willst, laß diesen Kelch an mir vorübergehen; aber nicht mein Wille, sondern der deine geschehe.

*) Johannes Müller, S. 24 und 28.

Und nach Luk. 32, 46 war Jesu letzter Ruf am Kreuz das Psalmwort: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Das, was die hier zusammengefaßte Darstellung verkündet, das ist es:

Auch der religiöse Mensch ist dem lähmenden Seelenschmerze und einer peinigenden Unruhe unterworfen, wenn er bei vollem Bewußtsein den Tod nahen sieht. Das liegt nun einmal in der Menschennatur. Aber sein Gottesglauben überwindet die Verzweiflung an der traurigen Wirklichkeit; sie löst sich aus in die demütige Ergebung in Gottes Willen. Denn wenn der religiöse Mensch auch die innere Notwendigkeit der Geschehnisse nicht einsieht, er fühlt sich fest in Gottes Hand, im Tode wie im Leben. Und er betet: Dir, mein Gott, gebe ich meine Seele hin. Dein Wille geschehe.

„Wohl ist uns diese Leuchte erloschen: wir sehen sie nicht mehr; aber sie brennt weiter, drüben im Reich, aus dem wir kommen, in das wir hinübergehen, wie unser Bild in den Spiegel geht, nur viel, viel geheimnisvoller ...

Nicht mehr als Deine Seele lebt sie drüben, denn sie ist aufgegangen in dem Leuchten der vielen und abervielen Seelen des Jenseits. Nicht mehr als Deine Seele, denn Dein ist sie gewesen, da sie in Deinem Körper wohnte, Dein war sie, als Du unser warst, der Menschen, der von Dir nun verlassenen Menschen. Dein war die Seele nur, so lange Du auf Erden weiltest, ein geliehenes Gut, das zurückgenommen wurde in die Ewigkeit, aus der es gegeben worden war in die Zeitlichkeit. Nicht mehr als Deine Seele lebt sie drüben: ein Tropfen, ist sie zurückgeglitten in das große Wasser, aus dem das Leben der Zeitlichkeit schöpft und schöpft immer in andern, neuen Krügen. Nie gleichen einander die Krüge. Aber sie erinnern oft aneinander. Und das große Wasser der Ewigkeit ist immer in allen Krügen und über ihnen oder unter ihnen. Aber es gibt ja kein Oben und Unten, es gibt auch kein Drüben und Jenseits. Es gibt nur eine unendliche Ewigkeit, und aus ihr ist Deine Seele zu Dir gekommen und hat Dich wieder verlassen ...

Steigen und Sinken, wechselndes Wandeln ist Leben und

Sterben. So erkennen's wir, wir Ärmlichen. Aber es ist kein Steigen und Sinken, kein Wandern und Wallen. Nur auf Erden ist Steigen und Sinken und Wandern und Müdesein und Wachen und Schlafen. Nicht in der Unendlichkeit, nicht in der Ewigkeit. Gott ist die Ewigkeit. Gott ist das große Wasser, aus dem geschöpft wird in vielen und abervielen Gefäßen. Und Gott schöpft selbst aus Gott, und Deine Seele ... ist wieder bei Gott und in Gott, wie sie von Gott gekommen ist und Gott zu ihr ... Gott ist unser Anfang und Ende*)."

So nimm denn meine Hände
Und führe mich.
Und naht sich mir das Ende,
Verlaß mich nicht.
Ich kann allein nicht gehen,
Nicht einen Schritt.
Wo du wirst sein und wirken,
Da nimm mich mit.**)

5. Die Menschheit.

Gottes ist die Menschheit. Wer der Menschheit dient, dient Gott. —

Nirgends erscheint die Menschheit abgesondert und rein: durch die Völker und die von ihnen begründeten Staaten wird sie dargestellt.

Die Edelvölker der Erde ergänzen sich durch die Entwicklung ihrer besonderen natürlichen und geistigen Anlagen. Die Eiche hat ihr Daseinsrecht, die Palme das ihre. Wer der Eiche die weitgestreckten knorrigen Äste nähme und nur die Wipfel ließe, um sie der Palme ähnlich zu machen, wäre ein Tor. So ist es auch im Leben der Völker. Und daher haben die Kulturvölker der Erde das Recht und die Pflicht der Selbstachtung. Denn sie ist „die Wurzel alles Menschenwertes" (Herder).

Das Land, das die Völker durch viele Jahrhunderte besessen, gehegt und gepflegt, für das sie in trüben Zeiten gekämpft und

*) Richard Schaukal, Großmutter. S. 11—13.

**) Nach einem Liede von Julie von Hausmann.

geblutet haben, ist nicht nur ein äußerlicher Besitz. Die Natur des Landes hat durch das Volkswesen ihr Gepräge erhalten. Und in diesem Lande erzeugte sich das Volk in den Jahrtausenden eine bestimmte Art des Fühlens, Denkens und Schauens und schuf sich als Ausdruck seiner Seele, als ihm allein und unantastbar eigen, seine Sprache. Die Erinnerungen der Geschichte hängen mit diesem Lande zusammen, und durch sie wird es vergeistigt und geheiligt.

Die Vaterlandsliebe ist ein naturnotwendiges Gefühl. Sie schließt also die Liebe zur Menschheit nicht aus. Im Gegenteil, sie ist der Boden, auf dem die Liebe zur Menschheit sich erst entwickeln kann.

Ist so das Vaterland die Wurzel unserer Kraft, so ist die Sicherung desselben die erste und wichtigste Bürgerpflicht. Mit schönen Reden sichert man es aber nicht, sondern nur mit opferwilliger Selbsthingabe.

Der Wettbewerb und friedliche Widerstreit der Völker ist unentbehrlich für den Fortschritt der Menschheit, denn er entwickelt ja erst die menschlichen Anlagen.

Aber stärker und tiefer müssen das Gefühl und die Erkenntnis werden, daß die Kulturvölker die höchsten und die edelsten Aufgaben nur in gemeinsamer Arbeit lösen können, weil deren Lösung über die Kraft jedes einzelnen Volkes geht.

„Eine große Völkermischung, ein großer Menschheitsbrei," sagt Goethe, „ist nicht zu wünschen. Davon könne keine Rede sein, daß die Nationen überein denken sollten, sondern sie sollten einander nur gewahr werden, sich begreifen und, wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstvolle sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört."

Welches die letzten Ziele der Menschheit sein können, vermögen wir bei unseren Erkenntnismitteln natürlich nicht zu sagen.

Aber das ist gewiß: Die Menschheit strebt mit allen Kräften einer steten materiellen, geistigen und sittlichen Vervollkommnung zu.

Der Fortschritt hält jedoch im Leben der Menschheit ebensowenig wie in der Natur einen stetig ansteigenden Gang, sondern strebt vielmehr in anscheinend zerrissener und vielfach unterbrochener oder zeitweise gar rückläufiger Linie nach oben.

Den tüchtigen Menschen drängt es unwiderstehlich, seine Kraft in den Dienst des Fortschrittes der Menschheit zu stellen.

Aber es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß nicht jeder Mensch im Hinblick auf die Gesellschaft, den Staat und die Menschheit gleich gewertet werden kann. Es ist ja doch auch nicht jede Arbeit gleichwertig für das Wohl der Gesellschaft, des Staates und der Menschheit. In der Mannigfaltigkeit des Menschendaseins ist es nun einmal bestimmt und notwendig, daß je nach der Begabung und Erziehung des einzelnen, je nach den äußeren Lebensumständen der eine Größeres, der andere nur Kleines zu leisten vermag. Es läßt sich daher nicht für einen jeden zur Pflicht machen, daß er das gleiche wolle und wirke, wie der andere, sondern nur dieses, daß er nach Kräften zum Fortschritte der Menschheit beitrage, aber doch — und das ist wichtig — nach Kräften!

Überblicken wir die Kulturvölker, so gewahren wir gewaltige Gegensätze in den Schichten ihrer Gesellschaft, namentlich bezüglich der materiellen Lage und der Bildung. Die verschiedensten Menschheitsentwicklungen und Jahrhundertkulturen wirken unter uns nebeneinander. Der eine wohnt in einer mit allem modernen Komfort ausgestatteten Villa, der andere in einer elenden Hütte mit seinem Vieh unter demselben Dache wie zur Urväterzeit. Der eine genießt die Schätze der Kunst und Wissenschaft, der andere ist gänzlich ausgeschlossen von allen geistigen Gütern. Dieser hängt mit seinem ganzen Denken noch an Vorstellungen, wie sie der alte Orient vor Jahrtausenden in seiner Zivilisation bot; jener lebt und webt mit seinen Empfindungen noch ganz im Mittelalter. Beide glauben an Teufel und Wunder.

Um die Menschheit vorwärts zu bringen, muß man zunächst danach streben, das Niveau der Gesellschaft in den Kulturvölkern

zu heben. Materieller Fortschritt bedingt vielfach den geistig-sittlichen. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, ist die Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und die Erschließung geistiger Güter: der lichtbringenden Wissenschaft, der menschenveredelnden Kunst für die Masse des Volkes. Mit der Durchgeistung und Verschönerung des Lebens verbindet sich auch von selbst eine Hebung des sittlichen Wollens und Verhaltens. Es ist doch kein leeres Wort: das Wort von dem „menschenwürdigen Dasein".

Auch die bessere Heranbildung der Frauen in körperlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht ist ein durchaus richtiger Weg, um das Menschengeschlecht zu veredeln. Fällt doch bei der Erziehung des Kindes der Mutter die wichtigste Rolle zu.

Das letzthin Entscheidende im Menschenleben, im Leben des einzelnen, wie im Leben der Völker, sind die moralischen Kräfte.

Aber die Sittlichkeit und das Recht sind nicht erst durch die Gesetzgebung auf dem Sinai geschaffen worden! Sie stammen nicht aus einer andern Welt. Sondern sie sind Menschenwerk und begründet im Wesen des Menschen.

Daher sind sie geschichtlich bedingt. Die menschliche Gesellschaft hat sie geschaffen und weiter entwickelt, weil sie für ihren Bestand unbedingt notwendig sind.

Wenn nun auch das Sittengesetz uns nicht von Gott selbst offenbart, sondern Menschenwerk ist, so bleibt es uns doch ein geheiligtes Ideal des Handelns. Viele Gebote, die in den christlichen Kirchen als Gottes Wille verkündet werden, gelten auch uns Heutigen für gerechtfertigt. Denn mehr und mehr gewinnen wir die Einsicht, daß sie sich aus der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit herausgebildet haben als zum Wohle des einzelnen und des Ganzen erforderlich. Für Vergangenheit und Gegenwart hat die Forschung viele Tugenden festgestellt, die auch für die Zukunft Geltung haben werden. Und die Sittengesetze der andern höhern Religionen weisen neben gleichen und ähnlichen Vorschriften zwar auch Verschiedenheiten auf, sind aber im menschlich Wesentlichen gar nicht so weit voneinander entfernt. Die Verschiedenheit des menschlichen Wesens geht nicht so weit, daß dies möglich wäre.

Aber an den alten Gegensatz zwischen der gefallenen und verderbten Menschheit und dem sündenreinen Adam im Paradiese kann die moderne Sittenlehre nicht mehr anknüpfen. Im Gegenteil: aus rohen, der Tierheit nahen Zuständen hat die Menschheit ihre heutigen Ideale im Laufe vieler Jahrtausende allmählich entwickelt. Nicht gedemütigt, sondern stolz kann der Mensch auf die graue Urzeit zurückblicken und daher auch hoffnungsfreudig in die Zukunft schauen.

Die Pflichtenlehre der zehn Gebote ist viel zu eng geworden für uns Heutige. Auch die Sittenlehre Jesu kann uns nicht durchweg binden. Seit Jesu Zeit hat sich das Geistes- und Gemütsleben der Menschheit sehr verfeinert. Die Lebensverhältnisse sind viel verwickelter geworden. Man kann heute nicht mehr, wie Jesus getan, eine Selbstlosigkeit und ein Nichtwiderstehen dem Übel usw. lehren, welche, wie jeder weiß, den einzelnen und die Gesamtheit nur schädigen würde; man kann nicht Gesetze des Lebenwandels aufstellen, welche zu übertreten die Selbsterhaltung den Menschen zwingt.

Es kann ja auch der sittliche Genius eines Menschen Jesus, der nicht mehr den Gottmenschen der christlichen Kirchen bedeutet, gar nicht unbedingte Autorität für alle Zeiten haben.

Andererseits ist aber auch die Sittenlehre der christlichen Kirchen viel inhaltsreicher, tiefer und durchgebildeter als die Jesu. Denn auch die Leistung des größten Genius wird vervollkommnet, wenn sich jahrhundertelang die besten Geisteskräfte in der Richtung dieser Leistung fortbewegen und Beiträge über Beiträge zur Weiterentwicklung liefern.

Aber die ganze Sittenlehre der Kirchen ist doch begründet auf Sündenfall, Erbsünde und Erlösung, auf Lohn im Himmel und Strafe in der Hölle. Das Weltgericht soll die Entscheidung des Menschenschicksals auf alle Ewigkeit fällen je nach der Anwendung dieser kurzen Spanne Zeit des noch dazu so höchst ungleich bemessenen Menschenlebens.

Da der Geist der Menschheit heute erkannt hat, daß dies keine Wirklichkeiten sind, stürzt die ganze Begründung der christlichen Sittenlehre in sich zusammen.

Das Wesen des Menschen trägt in seiner eigenen Tiefe die Notwendigkeit zur Bildung und zu einer immer höheren und reicheren Entwicklung des Sittengesetzes.

Es wäre daher ein Irrtum, zu meinen, daß die Sittenlehre ihrem wesentlichen Inhalte nach bereits fertig sei.

In der Vergangenheit war der Maßstab für das „Gute" und das „Schlechte" nicht der gleiche bei den verschiedenen Völkern und nicht gleich bei demselben Volke zu den verschiedenen Zeiten. Mit der höheren Entwicklung der Zukunft will der sittliche Maßstab von dem einzelnen und von der Menschheit immer feiner und gehaltvoller erarbeitet sein.

Treten nun neue sittliche Werturteile auf, so müssen sie sich erst ihren Platz an der Sonne erkämpfen.

Für die Gegenwart sind aber zweifellos die sittlichen Anschauungen unserer Zeit, wie sie sich teilweise auf christlicher Grundlage, teilweise im Gegensatz zum Christentum verbreitet haben, verbindlich. Das ist für alle schlicht Empfindenden gleichsam wie der Unterschied zwischen rechter und linker Hand entschieden.

„Denke, lebe und handle pflichtgetreu und ehrenhaft." Dieser Leitsatz klingt so einfach und schließt doch so vieles in sich ein!

Und wenn auch die christlichen Begriffe von Sünde, Gnade und Erlösung dahinfallen, weil in der modernen Menschheit das Bewußtsein ihrer eigenen, ihr inne wohnenden sittlichen Entwicklungskraft erwacht ist, es bleiben nach wie vor die Begriffe von Schuld und Sühne. Doch dem, der immer strebend sich bemüht, kann durch Sühne seiner Schuld auch hier auf Erden schon Erlösung werden.

Die Menschen sind nicht nur intellektuell, sondern auch moralisch von Geburt an verschiedenartig begabt. Der eine hat hohe Begabung für Mathematik, der andere für Kunst. Der eine hat eine besondere Anlage für diese Tugend, der andere für jene. Da nicht alle Menschen für alle Tugenden gleichmäßig begabt sind, können sie ebensowenig alle Tugenden zugleich haben, wie alle intellektuellen Vollkommenheiten. Die Tatkraft z. B. ist häufig und gerade bei großen Männern mit Leidenschaft ge-

paart. Da werden dann Nächstenliebe und Gerechtigkeit nicht immer zur Geltung kommen. Der zu gutmütige und mitleidige Mensch hingegen wird oft schwach und ungerecht handeln.

Daher sind so viele menschliche Beurteilungen schief, falsch und ungerecht, weil sie nur von den moralischen Vorzügen aus, die der gerade im Einzelfalle Urteilende besitzt, die Mitmenschen einschätzen, ohne zu bedenken, daß ein harmonischer Mensch mit allen Tugenden ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Zum Schaffen und zur Entwicklung des Sittlichen treiben den Menschen zwei seelische Kräfte: das Gefühl der Selbsterhaltung und das des Mitfühlens. Beide sind notwendig für das Dasein des Menschengeschlechts.

„Der Trieb der Selbsterhaltung und seine Macht in uns muß uns selbstverständlich erscheinen. Denn die Natur mußte ihn ja ihren Lebewesen mitgeben, wenn jedes einzelne sich auswirken sollte, bis seine Lebenszeit nach der durch seine Einrichtung bedingten Zeitdauer abgelaufen war. Daher gilt auch den Menschen das Gefühl ihrer Selbsterhaltung nicht nur als naturgegeben, sondern sie erkennen es im Hinblick auf ihre Lebensaufgabe, für welche sie tätig sind, als eine Pflicht an, nach welcher sich die Lebensführung einzurichten hat.

Das Mitfühlen mit den andern ist unserem Geschlecht notwendig, weil die Menschen nicht allein leben und nicht allein leben können, vielmehr unser Wohl von dem Mitfühlen der andern mit uns abhängt.

Das Mitgefühl erweist sich nämlich als Mittel zu einer innerlichen sittlichen Einigung von Wesen unserer Art, deren Seelenzustände im übrigen voneinander bis zur Feindseligkeit unabhängig wirken.

Ohne das Mitfühlen hätte sich der Staat niemals bilden können. Er verdankt seine Erhaltung und Gesundheit eben diesem Gefühle. Er setzt es als „Vaterlandsliebe" voraus und fordert deren praktische Betätigung bis zum Tode als „Gehorsam gegen die Gesetze".

Aber so unmittelbar wie unsere Lust- und Unlustgefühle, nach welchen sich der Selbsterhaltungstrieb richtet, ist uns das

Mitgefühl nicht gegeben. Es entwickelt sich erst an unseren Vorstellungen, verlangt, daß wir auf die Zustände des Vorgestellten achten und überläßt es uns, ihm Folge zu geben oder zu weigern" (nach Gerber).

Auf das, was uns Lust, Freude, Glück bereitet, sind zunächst alle unsere Willenshandlungen gerichtet. Das zeigt sich bei kleinen Kindern, und insofern kann man sagen: der Mensch ist der geborene Egoist. Diesem angeborenen Egoismus tritt nun die Gesellschaft gegenüber und erzieht den Menschen, daß er selbst mit Hintansetzung und Aufopferung seiner persönlichen Bequemlichkeit und Lust in ihre Dienste tritt und an ihrem Wohle mitarbeite. Das Einfügen und Sicheingliedernlassen in die Gesellschaft geht nur unter beständiger Reibung, unter immer neuem Widerstand vonstatten, bis der einzelne es als in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse liegend anerkennt, sich zu fügen (Theobald Ziegler, Das Wesen des Sittlichen).

Die größten Erzieher des Menschengeschlechts waren und sind die Religionen. Denn ihre Gebote dringen in die tiefsten und geheimsten Falten des Menschenherzens.

Und weil der Kraft des Selbsterhaltungstriebes, die sich im wild wogenden, erbarmungslosen Lebenskampfe bis zum brutalen Egoismus steigert, gegenüber das Mitgefühl viel zarter und schwächer ist, haben alle höheren Religionsformen das Mitgefühl als heilige Verpflichtung, als göttliches Gebot verkündet, auf daß es ein dauernder Zustand der Seele werde. Dann wird es zur Nächstenliebe, zur Menschenliebe.

Im ägyptischen Papyrus Prisse steht schon vor 5400 Jahren, also 2000 Jahre vor Moses, geschrieben: Nächstenliebe ist höher zu schätzen, als Opferkuchen.

Moses lehrt: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst (3. Mos. 19, 18). Hier ist der Nächste der Volksgenosse, aber 3. Mos. 19, 34 ist es auch der Fremde, „der sich bei euch aufhält".

Im 6. Jahrhundert v. Chr. legte Buddha seinen Gläubigen selbstloses Wohlwollen anderen Wesen gegenüber, Tieren und

Pflanzen sowohl als den Menschen, auf. Feinfühlige Sympathie für alles Lebende soll der Buddhist haben; nichts darf er töten, nichts verletzen und keinem zornig und böse begegnen. Denn Streit weicht nie dem Streite, der Liebe weicht der Streit, lehrt Buddha.

Konfutse, 551—479 v. Chr., betonte besonders die Liebe. Das Wesen der Liebe in ihrem weiteren Sinne besteht nach ihm aus nichts anderem, als einer uneigennützigen Selbstaufopferung für die Wohlfahrt des Nächsten. Er wies auf die Herzen aller Menschen hin, in denen das sittliche Gesetz zu finden sei. „Alle Menschen innerhalb der vier Meere sind Brüder," erklärte er.

Laotse (vermutlich 50 Jahre vor Konfutse) bezeichnete die Menschenliebe als die vornehmste der Pflichten. Das Herz des Weisen — sagt er — schlägt gleichmäßig für die ganze Menschheit.

Die allgemeine Menschenliebe ist also schon vor Jesus verkündet worden.

„Die Sittenlehre, welche das Gleichgewicht zwischen Selbsterhaltungstrieb und Mitgefühl anstrebt, entspricht der Mannigfaltigkeit der Menschenseelen und den unerbittlichen Forderungen des Lebenskampfes am besten. Das Zusammenwirken des Selbsterhaltungstriebes und des Mitgefühls war und ist die Lebensbedingung unseres Geschlechtes" (Ellen Key).

Denn so eindrähtig ist die Menschenseele nicht eingerichtet, daß eine Handlung immer nur einen Beweggrund, und jede Handlung ihren ganz bestimmten einzelnen Beweggrund hätte. Die Persönlichkeit des einzelnen steht immer einer ganz bestimmten Lage gegenüber und hat nach Maßgabe der Sache ihre Entscheidung zu treffen. D a r a u f kommt es an, was unter den gegebenen Verhältnissen das richtige und das wichtigere ist. Da wird in diesem Falle eine egoistische, in jenem eine selbstlose Handlung sich als das richtige geben. Da können recht wohl bei derselben Handlung ein egoistischer und ein idealer Beweggrund zusammenwirken. Denn höher steht als die Wahrnehmung eigenen oder fremden Wohles die Erwägung, ob das eine oder das andere unter den gegebenen Verhältnissen das wichtigere ist.

So kann es vorkommen, daß jemand eine Handlung als richtig

ansieht und sie ausführt und dabei die stärksten Regungen seines Mitgefühls unterdrückt.

Für sich allein ist die Nächstenliebe nicht die einzige sittliche Macht, nicht der Träger alles sittlichen Lebens. Es gibt noch andere sittliche Ideale: Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Mut, Ehrgefühl, Treue, Ehrfurcht, Billigkeit, Selbstvervollkommnung usw.

Das aus der Nächstenliebe entspringende Mitleid kann ausarten in allzu weichherzige Mitempfindung. Es muß sein berichtigendes Gegengewicht haben an den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit. Das Gerechtigkeitsgefühl fällt mit der Nächstenliebe so wenig zusammen, daß der Liebreiche oft ungerecht ist, und der gerechte Mann oft hart und lieblos sein muß. Im Vergleich zu den höheren Entscheidungsgründen auf dem Gebiete der Gerechtigkeit sinkt die bloße Mitleidsmoral zu etwas Untergeordnetem herab.

Und ebenso hat die Nächstenliebe nicht das Recht, das Ehrgefühl zu unterdrücken.

Wir müssen also dem Worte: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst" Einschränkungen auferlegen.

Die allgemeine Nächstenliebe muß von der klar schauenden Vernunft geleitet werden.

Reines Herz, helles Auge, feste Hand!

Nicht: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, sondern: Ich will mitfühlen mit meinen Mitmenschen, und dieses Gefühl nach Kräften bestätigen, sei der sittliche Leitsatz. Denn nicht auf das Wort, auf die Tat kommt es an.

6. Der Sinn des Lebens.

Das, was alle Menschen am eifrigsten suchen, ist das Gefühl des Glückes. Ein jeder will glücklich sein, ein jeder freilich auf seine Art. Selbst der weltflüchtigste Buddhist und Christ sucht das Glück: in der Weltabgeschiedenheit und in einem zukünftigen Leben. Dieses tief in der Menschennatur wurzelnde Glücksbedürfnis entspringt dem gesteigerten Selbsterhaltungstriebe,

sei er körperlicher, sei er seelischer Art. Und daher ist es notwendig für den Menschen, um ihn zum Daseinskampfe zu befähigen.

Wird es nun auch in unserm Leben befriedigt?

Doch nur teilweise und nicht für alle Menschen.

Daß unser Leben nicht der Inbegriff alles Erfreulichen und Schönen ist, das ist wohl die Meinung der meisten Menschen.

Wieviele schwere Mängel hat die Welt, wieviele Schroffheiten und Härten bestehen in ihr! Wieviel Mühe und Arbeit, Armut und Elend, Krankheit und Unglück, Kummer und Sorge, Jammer und Not gibt es auf Erden! Welche Gegensätze in den Menschenschicksalen! Keineswegs immer siegt das Gute! Und durchaus nicht immer geht es dem Guten und Gerechten auch gut. Oft lebt nicht nur ein schlechter Mensch in glücklichen Verhältnissen, sondern er stirbt auch anscheinend so friedlich, als ob ihm ein gutes Gewissen ein sanftes Ruhekissen bereite. Wieviel Existenzen hat der wirtschaftliche Wettbewerb erbarmungslos niedergetreten oder vernichtet! Wieviel Menschen werden durch zufällige widrige Unglücksfälle vorzeitig einer hoffnungsreichen Zukunft entzogen; wieviele in der Blüte ihrer Jahre oder in der Reife ihrer Geisteskraft von tückischen Krankheiten dahingerafft! Und wer zählt die Menge derer, welche im Laufe der Zeiten in den Völkerkämpfen getötet wurden!

Auch die Natur scheint den Menschen nur zu dulden, soweit es ihren Vorgängen entspricht. Erdbeben, Vulkanausbrüche, Überschwemmungen, Seestürme, Wetter in den Bergwerken usw. vernichten zahlreiche Menschenleben ohne Wahl. Die Sekundenarbeit eines Vulkans reicht hin, um das Schicksal von zwanzigtausend Menschen zu erfüllen, welche liebten und litten, arbeiteten und sich ihrer Tage erfreuten. Da hat das Leben des Menschen der fühllosen Natur gegenüber keinen größeren Wert als das einer Fliege!

Und das ist das schmerzlichste: der denkende Mensch muß sich sagen, daß diese trüben, zur Wehmut stimmenden Erscheinungen mit den ehernen Gesetzen der Weltordnung verknüpft zu sein scheinen!

Wohl vermag das menschliche Gemüt von diesem furchtbaren Widerstreit zerrissen zu werden und das Vertrauen auf eine Vorsehung damit zu schwinden. Denn es erscheint unmöglich, daß ein allgütiger, gerechter, allmächtiger Gott so unverdientes Leid über Schuldlose habe verhängen können.

Aber es gibt doch auch in reicher Fülle köstliche Freude und Glück auf dieser Erde: Lust und gesunde Kraft; sinnliche und geistige Genüsse; Schätze materieller Art; Schätze der Wissenschaft und Kunst; Genuß der Natur; Zufriedenheit im Familienglück und Beruf; Erfolge redlicher Arbeit; reinste und edelste Befriedigungen, wie sie das Bewußtsein erfüllter Pflichten und der werktätigen Menschenliebe gewähren.

Bei ruhigem Nachsinnen wird die große Mehrheit der Menschen — wenn sie unvernünftige Ansprüche aufgibt — denn doch finden, daß die Freuden in ihrem Leben annähernd den Leiden das Gleichgewicht halten. Das Gedächtnis für diese Freuden ist nur schwächer und kürzer als für die Leiden. Und wenn wir nur ein offenes Herz hätten für das unverdiente Gute, — sagt Goethe — das uns so viele Tage bieten, so würden wir darin eine Entschädigung sehen für so manches unverdiente Widrige, was uns trifft.

Diese Mischung von Freud und Leid ist aber auch nach menschlicher Erfahrung eine weise, denn ohne sie wäre unser Leben nicht lebenswert. Die Leute, welche uns das Paradies auf Erden wünschen, wissen nicht, was sie uns damit antun wollen. Über deren Gesichtskreis geht die Erkenntnis hinaus, daß Schatten erforderlich sind, um das Licht schön und herrlich zu finden, daß man Mißklänge braucht, um vollen Wohllaut genießen zu können. Denn so ist's auch im menschlichen Leben. Lust, Freude, Glück lernt der Mensch doch nur dadurch schätzen, daß er auch Schmerz und Leid erfährt. Schmerz und Leid sind nicht nur ein Wecker zum Guten, der kräftigste Antrieb, fort und fort nach Besserung des Lebens zu streben. Sie sind auch eine eigene besondere Art des seelischen Lebens. Denn sie wecken gebundene Kräfte unseres Gemütes, die sonst andauernd

schlummern würden. Das muß man erfahren haben, daß Schmerz und Leid unser Seelenleben tiefer und reicher gestalten!

Und so ist auch Mühe und Arbeit kein Fluch, sondern ein Segen für die Menschen. Von jeher war die große Lehrmeisterin der Menschheit die Not.

Man überlege nur: wenn wir in einer vollkommenen Welt lebten, in der es keine Mühe und Arbeit, keinen Kummer und keine Sorge, keine Krankheit und kein Unglück, kein Elend und keinen Jammer gäbe, wenn ohne sein Zutun dem Menschen ewiges Glück zu teil würde, woher sollte dann wohl das unermüdliche Vorwärtsstreben kommen! Von der Entwicklung der menschlichen Kräfte könnte ja gar keine Rede sein. Die gesamte Menschheit müßte ja in stumpfsinnige Trägheit verfallen. Erst das Unrecht erzeugt den Kampf ums Recht, erst die Unterdrückung das Ringen um Freiheit, erst das Unvernünftige bestehender Zustände ruft neue bessere Lehren hervor. Was der Mensch *nicht als Mangel empfindet, erstrebt er nicht,* denn *ohne Gegensätze* gibt es *gar keine Ziele des Strebens.*

Ja, wird man nun sagen, das ist alles recht schön, aber das Schicksal der Menschen ist doch eben nicht gleich, ist häufig nicht angemessen ihrer Kraft und Begabung, ihrem guten Willen und ihrem guten Herzen. Du selbst hast uns ja erzählt, wie oft es den Guten schlecht, den Schlechten gut erginge.

Da meine ich nun: die Gesellschaft muß *mit aller Kraft* daran arbeiten, daß dieses *schreiende Mißverhältnis* nach Möglichkeit eingeschränkt werde durch *Gesetze* und die *öffentliche Meinung,* welche sich nicht vor dem *unsauberen, ungerechten Erfolge beugen,* sondern ihn *in Acht und Bann tun soll.*

Aber andererseits könnte auch die Selbstschätzung der Menschen eine richtigere werden. Denn das haben die Klügsten unseres Geschlechts erkannt: es ist nicht nur blindes Schicksalswalten, wodurch die Wellenlinie von Glück und Unglück, auf der sich unser Leben bewegt, häufig dem angestrebten Ziele zuführt. Erfolg und Mißerfolg, Sieg und Niederlage hängen im menschlichen Leben meistens ganz von der Geistes-, Gemüts-

und Willenskraft der Persönlichkeit und demgemäß von der rechtzeitigen und richtigen Benutzung sich darbietender Gelegenheit ab. Auf die Dauer, sagt Moltke, hat nur der Tüchtige Glück.

Wenn also der einzelne fragt: ja, warum trifft gerade mich diese Sorge, dieses Unglück, so richte er zunächst auch die andere Frage an sich: ist es wirklich ganz unverschuldet, hättest du es nicht abwenden können? Wir alle überschätzen sehr unsern wirklichen Wert. Schon im Urteil der andern erscheint der einzelne kleiner und schwächer, als er es von sich selber glaubt. Wieviel mehr im Urteile aller, denn was der einzelne an Wertminderung nicht herausfindet, das glauben die vielen zu sehen!

Wie mancher seine Mitmenschen hoch überragende Geist ist überhaupt zu einem sehr bitteren Urteile über die menschliche Natur gekommen! Wie mancher hat an seinen Mitmenschen verzweifelt! Und wie manche menschlichen Vorgänge lassen den Sinn des alten Wortes nachfühlen: da bereute Jahve, daß er die Menschen geschaffen hatte auf Erden und war tief bekümmert (1. Mos. 6, 6).

Hat also wirklich ein jeder Mensch Anspruch auf volles Glück?

„Haben wir erkannt, daß unser Unglück selbstverschuldet ist, so bereuen wir unser Wollen und Handeln und suchen wir den Kampf des Lebens mit mehr Ernst und Besonnenheit weiter zu führen“ (Gerber).

Aber gewiß gibt es viele, viele Fälle furchtbaren, unverschuldeten Menschenwehes. Da sollen eben Menschenliebe und Gerechtigkeit Gelegenheit finden, sich zum Heile der Welt zu betätigen. In des Menschen Hand ist es gegeben, sich teilnehmend und erbarmend mit den Schicksalen seiner Mitmenschen zu beschäftigen und Menschenweh, wo er es sieht, nach Kräften zu lindern.

Die Weltübel werden nicht verschwinden, auf einen völligen Ausgleich der Menschenschicksale ist nicht zu hoffen. Gott hat seiner Menschheit den Willen und die Kraft gegeben, sich auf dieser Erde in Wahlfreiheit zu betätigen. Der Wettstreit unter den Menschen kann und wird nie aufhören. Aus der Ver-

schiedenheit der Persönlichkeiten mit ihren Fehlern und Leidenschaften und der ungeheuren Fülle der sich kreuzenden und wechselnden Bestrebungen: aus den Lebenstatsachen, welche Reibung und Widerstreit in sich selber tragen, folgt nicht nur das Gute, sondern auch das Übel von selbst.

Aber eine Veredlung der Menschen und hiermit eine Besserung der Menschenschicksale wird und muß eintreten. Das Streben der Besten und Edelsten muß es sein, die Weltübel zu mildern und auszugleichen und so das Leben besser und schöner zu gestalten.

Wir sollen also nicht eitel Freude und Lust vom Leben erwarten, das lähmt nur die menschliche Tatkraft und — ach! nur zu bald folgen die bittersten Enttäuschungen. Nur dadurch, daß wir unsere törichten und übertriebenen Erwartungen vom Lebensglück auf ein bescheidenes Maß herabstimmen, vermögen wir uns das Gleichgewicht unserer Seele zu sichern.

Auf Arbeit und Kraft, auf Willensstärke und Widerstandsfähigkeit ist diese Welt gestellt. Ein tränenreiches Jammertal ist sie nur für solche Leute, die nicht den Trieb und die Kraft in sich fühlen, mitzuarbeiten am Ausgleich der Gegensätze in den Menschenschicksalen, an der Heilung der Schäden, an der Linderung der Menschennot. Wer das vermag, dem schenkt Gott auch ein fröhliches Herz!

Auch die schrecklichen Naturereignisse, wie Erdbeben usw., sind doch nur Ausnahmen. In der Naturerkenntnis schreiten wir rege vorwärts. Der Menschengeist ist imstande, durch Einschaltung seiner Tätigkeit in den ursächlichen Zusammenhang der Dinge schrittweise die Natur zu erobern und ihre Gesetze teilweise seinen Zwecken dienstbar zu machen. Die ärztliche Kunst — namentlich die operative —, die gesamte Technik und Industrie, ja unsere ganze Kulturarbeit überhaupt beweist dies. So haben wir und werden wir immer mehr Mittel und Wege finden, um widrige Naturereignisse vorherzusehen, ihren Wirkungen vorzubeugen (in Bergwerken, auf der See, bei Überschwemmungen usw.) oder ihnen rechtzeitig zu entfliehen. Für absehbare Zeit we-

nigstens, denn das Ende der Erde liegt unseren Gedanken doch noch zu fern!

Weit mehr Menschenleben als widrige Naturereignisse haben die Menschen selbst vernichtet. Und sie konnten doch z. B. in den Kämpfen um des Vaterlandes Sein und Ehre gar nicht anders handeln!

Im ursächlichen Zusammenhange der Geschehnisse in der Natur ist wenig von dem zu bemerken, was sich Menschenverstand unter Gerechtigkeit vorzustellen pflegt! Aber der Menschengeist vermag, über die Natur hinausgreifend, innerhalb der Menschenwelt Gerechtigkeit zu verwirklichen. Die Natur erweckt durch ihre Größe unsere Bewunderung, aber sie erscheint uns bei ihren traurigen Vernichtungen gefühllos. Der Menschenseele ist die Krone des Mitgefühls gegeben. Darin erhebt sie sich über die unbelebte Natur. Weil diese gefühllos ist, sei der Mensch edel, hilfreich und gut.

Gegenüber den Fällen furchtbaren unverschuldeten Menschenwehes entsteht die bange Frage: Gibt es denn überhaupt eine göttliche Vorsehung?

In dem Sinne, wie viele Menschen sie sich vorstellen, nicht. Das lehrt die Völkergeschichte, das lehren die Vorkommnisse des täglichen Lebens.

Daß im Weltall eine Ordnung herrscht, bezeugen alle unsere Natur- und Geisteserkenntnisse, daß diese Ordnung aber überall das nach menschlichen Begriffen Gute wirkt, trifft nicht zu.

„Bedenken wir jedoch, daß wir bei solchem Urteil Richter sind in der eigenen Sache. Um ein richtiges Urteil zu haben, müßte uns doch ein Standpunkt gegeben sein, von dem aus wir die ungeheure Fülle der Erdvorgänge und Lebensverhältnisse und ihre Beziehungen zum Weltall als Ganzes — vielleicht als Einheit — überschauen könnten, es müßte uns denkbar gemacht werden, wie jedes auf alles wirkt, gewirkt hat und wirken wird.

Das Weltall und mit ihm unsere Erde — so glauben wir — muß für Gott nach menschlichen Begriffen ein Wert sein,

weil das Weltall Gottes Wirken darstellt. Daher haben wir Vertrauen zu Gottes Weltordnung in Hingebung, weil dem von ihm gesetzten Zwecke entsprechen muß, was er wirkt, und weil dieser Zweck in seinem Ganzen nur das Allgute sein kann" (nach Gerber).

Und durch dieses Vertrauen in die Weltordnung gewinnen wir Lebensmut, Lebensfrische und Lebenskraft.

Von jeher flehten die Völker, wenn sie in den Kampf zogen, um den Sieg für ihre Sache, und sie murrten und verzweifelten, wenn der Ausgang wider sie entschied. Lediglich auf unsern Wunsch und unsere Bitte hin vermöchte die göttliche Weltordnung — das müssen wir Menschen uns doch sagen — unsere Geschicke nicht zu entscheiden. Millionenfach kreuzen sich täglich die Wünsche der Menschen, und die Erfüllung dieser nicht durch menschliche Tatkraft unterstützten Wünsche würde das Unmögliche erfordern, nämlich geradezu Entgegengesetztes und Widersprechendes zu vereinen.

Da gilt das Wort: Hilf dir selbst, dann hilft dir der Himmel in vollem Gegensatz zu dem andern: Du sollst nicht widerstehen dem Übel.

Wenn nun aber der arme, gedrückte Mensch fühlt, daß es Dinge gibt, die über seine Kraft gehen, daß die Bürde zu schwer wird für seine Schultern, soll er deshalb nicht zu Gott beten, weil die Erhörung seiner Bitte zu ungewiß ist?

„Als die Menschen die Jahrtausende hindurch beteten, zweifelten sie nicht, daß ein ihrem Gefühl, ihrem Fürchten und Hoffen Entsprechendes irgendwo, da, dort vorhanden sei und wirke; sie waren gewiß, daß sie verstanden würden vom Himmel her. In Furcht und Hoffnung erwarteten sie von oben her Glück und Schutz, Lohn und Strafe, Liebe und Erlösung.

Und sie fanden sich von dem ihnen ähnlichen göttlichen Wesen im Leiden niemals verlassen!" (Gerber.)

Denn Gott gab ihnen Vertrauen zu sich selbst und damit Kraft und Mut; er gab ihnen die Hoffnung auf die Zukunft und die demütige Ergebung, das Schwerste zu tragen.

7. Die monistische Kirche.

Das Folgende will nur Vorschläge für die Zukunft bieten.

Zur Pflege und Betätigung des religiösen Gefühls ist die Kirche und ihre Gemeinschaft erforderlich.

Überall und immer vermag der fromme Mensch seine Seele zu Gott zu erheben, auch in der Einsamkeit des stillen Kämmerleins oder der freien Natur. Überall und immer vermag er der Menschheit zu dienen. Und doch bleibt es ihm ein tiefes Bedürfnis, an besonderer geweihter Stätte dort, wo er sich über die Alltäglichkeit des Lebens hinaus erhoben fühlt, andächtig mit vielen Andächtigen unter entsprechender Feierlichkeit seine geheiligten Empfindungen zu pflegen.

Aber nicht nur eine Andachtsstätte ist erforderlich, sondern vor allem eine Gemeinde: eine bestimmte, in den Grundanschauungen einige Gemeinschaft. Sie ist nicht nur eine Gemeinschaft zur Förderung des nach innen gerichteten Glaubens des einzelnen, sondern eine Gemeinschaft, die alle Aufgaben des einigenden Menschentums zu den ihren macht, eine Gemeinschaft des Glaubens, der Gesinnung und der Tat.

Und ihr Leiter und Berater, der Erzieher ihrer Jugend ist der Geistliche. Welches Bekenntnis nun soll die neue Kirche haben?

Sie kann nur einen Glaubenssatz haben:

Ich glaube an Gott!

und einen Willenssatz:

Ich will mitfühlen mit meinen Mitmenschen und dieses Mitgefühl nach Kräften betätigen.

Gottesglaube und Menschenliebe, das also ist das ganze Bekenntnis. Weil in der neuen Religion der Gottesglaube nicht nur der Glaube an Einen Gott, also ein monotheistischer ist, sondern besagt: Gott nicht außerhalb und überhalb des Weltalls, sondern die durch ihr Wirken im Weltall die Welteinheit hervorbringende Kraft und Macht: der Weltengeist —

der Allumfasser — der Allerhalter — deshalb ist die neue Religion monistisch, d. h. auf Einheit beruhend.

In welchen Ländern nun immer neue Kirchen und Gemeinden gegründet werden, und wer immer solche gründet, an alle ergeht die ernste Mahnung: „Vereinigt euch!“ Nur im Zusammenschluß aller Monisten liegt das Heil! So wenig es einen nationalen Gott gibt, kann es eine nationale Religion, eine nationale Kirche geben.

Um der großen Sache der Menschheit willen, lasset ihr Verkünder der neuen Religion und Gründer neuer Kirchen, bei welchem Volke es auch sei, eure Person zurücktreten.

Volle Freiheit und Selbständigkeit der einzelnen Volks- und Landeskirchen in bezug auf Einzelheiten der Lehre, der Verfassung, der kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche sichert die notwendige Bewegungsfreiheit des Geistes und verbürgt das gesunde Wachstum der Kirchen. Keine abgesonderten Genossenschaften, welche mit ihren Lehrmeinungen den Geist in eine Zwangsjacke schnüren. Freiheit nach innen, Einheit nach außen!

Alle einzelnen monistischen Kirchen müssen sich zu einem Bunde vereinigen. Nur in streng einheitlicher und dabei fester Fügung kann die monistische Gesamtkirche den Geisteskampf gegen die gewaltigen kirchlichen Mächte, welche jetzt die Welt beherrschen, siegreich bestehen. Nur so kann sie das alle einigende Band der Menschen über Länder und Völker, Rasse und Sprache hinweg, nur so eine Erziehungsanstalt für das Menschengeschlecht sein.

Kirchliche Amtshandlungen.

Besonders wichtige Handlungen wünscht der Mensch mit Recht in besonderer Art und unter besonderen Formen vorzunehmen. Sei es, daß er damit auch nach außen hin den Ernst der hier sich vollziehenden Handlung kennzeichnen will, sei es, um durch die Würde der Form sich in eine der Bedeutung des Vorganges entsprechende Stimmung zu versetzen.

Daher behalte auch die neue Kirche die Weihe des Kindes (jetzt Taufe), der Jugend (jetzt Konfirmation, bzw. Firmung),

der Ehe (Trauung) und des Verstorbenen (beim Leichenbegängnis) bei.

Anstatt der Taufe könnte das Handauflegen des Geistlichen die sinnbildliche Handlung für die Aufnahme des jungen Weltenbürgers in die kirchliche Gemeinschaft der Eltern sein.

Wo aber findet der Prediger Ersatz für die Bibel? Da erinnere ich an das Wort Goethes: „Du findest nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer, von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich.“ Und wenn Goethe an anderer Stelle von der unvergänglichen sittlichen Hoheit der Evangelien spricht, so ist auch dieses Wort für den sittlichen Kern der Evangelien: die Verkündung der Menschenliebe, anzunehmen. Denn auch aus der Bibel nehme der Geistliche das noch heute Wahre.

Mit der Predigt verbinde er das Gebet. Das Gebet überwindet die Leidenschaften, unterdrückt die Verzweiflung, ermutigt, erfüllt mit Hoffnung und stärkt den Willen. Wohl ist ein Gottesglauben auch ohne persönliche Anrufung Gottes, selbst in schwerster Trübsal, faßbar. Aber er ist nur den wenigen starken Seelen gegeben, deren tiefstes Innere unwandelbar das Vertrauen in die letzte Weltmacht und die Ehrfurcht vor ihr durchflutet.

Feier der Sonn- und Festtage.

Andachtstage bleiben nach wie vor die Sonntage. Die Hauptfeste: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, werden weiter gefeiert. Diese Feste feierten schon unsere Vorfahren lange, bevor es ein Christentum gab.

Lange vor Christus war der Sonntag den alten Ägyptern, später der Gemeinde des persischen Sonnengottes Mithras der heilige Tag.

Der wirkliche Geburtstag Christi ist nicht bekannt. Seine jetzige Feier beruht nur auf einer geschichtlich nicht beglaubigten Annahme der Kirche. Lange bevor der 25. Dezember zum Geburtstage des christlichen Heilandes wurde, feierte ihn die Mithrasgemeinde als Geburtsfest ihres Sonnengottes. Und ebenso war

Weihnachten, das altdeutsche Julfest, bei den alten Germanen das Geburtsfest des Sonnengottes Freyr. Während desselben herrschte in der ganzen germanischen Welt Julfriede. Niemand durfte eine Waffe tragen. Trifft dies nicht zusammen mit der Weihnachtsbotschaft: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen? Welchen Gedanken sollen wir nun diesem Feste unterlegen, wenn wir nicht mehr an Jesus anknüpfen können? Ausgehend von der Bedeutung, welche unsere Vorfahren diesem Naturfeste beilegten, vertiefen wir uns in das wunderbare, unerforschliche Gottesgefühl. Gott gegenüber ist auch die Sonne nur ein Staubkorn im Weltenraum. Und ihm dienen wir wahrhaft, wenn wir dahin streben, uns und unsern Mitmenschen durch innere Einkehr und tatkräftiges Handeln den süßen Frieden in den Nöten und Kämpfen des Lebens zu geben.

Dem Osterfeste hat die altdeutsche Frühlingsgöttin Ostara den Namen gegeben, Dieses Frühlingsfest wurde von unseren Vorfahren zu Ehren der Auferstehung der Natur aus dem Winterschlafe gefeiert. Die besonderen christlichen Feste: Karfreitag, Himmelfahrt, Fronleichnam, die Festtage Marias und der Heiligen würden wegfallen, ebenso der evangelische Bußtag. Es ist ein Widersinn, einen bestimmten Tag als Bußtag festzusetzen. Bußgedanken wird und soll auch der ernstgesinnte Mensch öfter haben. Dagegen ist der Totensonntag ein ehrwürdiger, die Menschen ehrender Gedenktag. Für die ausgefallenen Festtage wäre vielleicht die Dauer der Hauptfeste an Tagen zu verlängern.

Neue Zeitrechnung.

Jesus ist nach den Forschungen der Wissenschaft nicht in dem Jahre geboren, welches wir als sein Geburtsjahr annehmen, sondern einige Jahre früher. Unsere Zeitrechnung rührt von dem römischen Abte Dionysius her, der in der *ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts* n. Chr. lebte.

In Anknüpfung an einen Gedanken Alexander Tilles schlage ich vor, später einmal nicht 1900 usw., sondern 11 900 usw., also 10 000 Jahre mehr zu zählen. Der Anfangspunkt dieser Zeitrechnung liegt im vorgeschichtlichen Dunkel, aber das ist für

den Gebrauch ohne Bedeutung. Alle Zeitangaben nach Christus würden umgeformt werden, indem man 10000 hinzuzählt. Alle Zeitangaben vor Christus würden zurückzurechnen sein. Alle bekannten geschichtlichen Zeitangaben lassen sich in diese Zeitrechnung aufnehmen. Und je weiter die Wissenschaft in der Erforschung der Vorzeit vordringt, desto näher rückt der Anfangspunkt der Zeitrechnung. In Briefen usw. könnte nach wie vor geschrieben werden: 1. 10. 07.

An die neue Zeitrechnung würde sich vielleicht auch eine zweckmäßigere Monatseinteilung, wie sie die Astronomen wünschen, anschließen lassen.

Anlage der Kirchen.

Die Kreuzform neu zu erbauender Kirchen fiele weg, ebenso das Kreuzeszeichen auf den Türmen. Glocken und Orgel bleiben erhalten. Himmelanstrebende Türme oder erhabene Kuppeln krönen wie bisher die Kirchen. Für ihr Inneres wäre wohl die Zweckmäßigkeit des um die Predigtstätte, die Kanzel, zu gestaltenden Raumes zuerst maßgebend. Der Altar mit dem Kruzifix fällt weg, weil ein Meßopfer ja nicht mehr stattfindet. Die Kanzel nimmt seine Stelle ein; in ihr hat die gesamte Anlage ihren künstlerischen Schwerpunkt. Ein festes Gestühl umgibt sie in runder Anordnung. Der breite Mittelgang mit den geraden Sitzreihen hat seine Bedeutung verloren, wenn Prozessionen nicht mehr stattfinden. Der Chor und mit ihm die starre Zweiteilung des Kirchenraumes in Schiff und Chor verschwindet mit der Sonderung der Gemeinde in Klerus und Laien. Die Orgel mit den Sängern wäre erhöht über und hinter der Kanzel angesichts der Gemeinde einzurichten.

Die Kunst in der Kirche.

Es wäre eine Verschuldung gegen die Menschenseele, wenn die Kunst nicht eine hervorragende Stellung in der neuen Kirche erhielte. Ist sie doch, wie Richard Wagner mit Recht verkündet, der freundliche Lebensheiland, der zwar nicht wirklich und völlig aus dem Leben hinausführt, dafür aber innerhalb des Lebens über dieses erhebt.

Die besten Künstler sollen dem Volke sein Heiligtum schaffen. Alle Kräfte müssen wetteifern, ihr Vornehmstes zu geben, ihr Größtes in Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik und Dichtung.

Die bildende Kunst ist die allen verständliche Sprache der Menschen; sie war der erste umfassendste Ausdruck seelischer und körperlicher Empfindungen. Im Angesichte reiner und edler Erzeugnisse hoher Kunstanschauung wird die Seele eindrucksfähiger Menschen befreit vom Drucke der Leidenschaften und der Alltäglichkeit.

Die alten religiösen Stoffe sind verbraucht, sie offenbaren der Kunst keinen frischen Trieb mehr. Jetzt erschließen sich weite und hohe Aufgaben.

Auf die Versinnlichung des Göttlichen kann die Kunst recht wohl verzichten. So sei sie dem Menschheitsdienste geweiht. Das Leben der Menschheit sei ihre Bibel! In ihm kann sie Offenbarungen finden, welche erhaben und uns heilig sind.

Die sinnbildliche Darstellung ernster Vorgänge und Taten des reinen, edlen Menschentums befestigt die Überzeugung vom Siege des auf Vervollkommnung und Veredelung der Menschheit gerichteten Strebens. Aber, wie es immer gewesen, die religiöse Kunst ist eine andere, als die weltliche. Die geistige Kraft muß die sinnliche beherrschen. An und für sich sind die Empfindungen für das Schöne mit dem religiösen Gefühl nicht verbunden. Die Verehrung von Götter- und Heiligenbildern zeigt sich als völlig unabhängig von deren künstlerischem Werte. Wohl kann eine religiöse Stimmung namentlich bei Gebildeten erzeugt werden, wenn die Kunst die gemeine Wirklichkeit verklärt. Jedoch ein gefallsüchtiges Hervordrängen der Kunst in der Kirche, ein Überwuchern des ernsten und einfachen geistigen Bestandteils durch das Sinnliche muß den Frommen stören und verletzen.

Die Musik in der Kirche.

Auf den Tonwellen der Musik und des Gesanges erhalten die erdenbeschwerten Gedanken gleichsam Schwingen und ziehen dahin wie ein Gebet.

Und die alte herrliche Kirchenmusik könnte die neue Kirche größtenteils hinübernehmen. Nichts hindert den Monisten, z. B. von Mozarts oder Verdis Requiem die tiefsten und stärksten Eindrücke zu empfangen, auch wenn die christlichen Vorstellungen des Kirchentextes für ihn alle Bedeutung verloren haben. Denn die Musik setzt Gefühle in Tonbewegung um und erregt hierdurch das Tiefinnerste des Menschen. Wegen ihrer Vieldeutigkeit bleibt die musikalische Form lebendig und unabhängig von Glaubenssätzen und Gedanken.

8. Schlußwort.

Unberechtigt wäre es, von dem früheren religiösen Leben der Menschen nicht nur im Christentum, sondern auch in den anderen Religionen, als von einem großartigen Wahne zu sprechen.

Es wäre eine hoffärtige Ansicht, zu meinen, daß das religiöse Leben ganzer langer Jahrtausende durchdrungen gewesen wäre von dumpfer Selbsttäuschung. Dann müßte auch der Glaube an den Menschen und die Achtung vor dem menschlichen Wesen schwinden.

Das Christentum entsprach viele Jahrhunderte lang der Entwicklungsstufe der geistigen Erkenntnis und des sittlichen Bewußtseins der europäischen Völker.

Jetzt, da der Menschengeist eine neue höhere Entwicklungsstufe erreicht hat, muß auch mit geschichtlicher Notwendigkeit eine neue, höhere Religionsform im Leben der Menschheit in die Erscheinung treten. Da sagen nun manche: Wenn die Lehren der christlichen Kirchen ein Irrtum sind, so laßt doch die Gläubigen denken, sie wären wahr, bis der Tod allem ein Ende macht, und so laßt sie doch hinüberschlummern mit dem tröstenden Gedanken ihrer Heilsgewißheiten.

Aber wie könnte die Menschheit je fortschreiten zu einer höheren Stufe geistigen und sittlichen Lebens, wenn sie nicht das alte, als Irrtum Erkannte überwände, und sei es auch noch so vielen das Heiligste? Und ist es nicht Gottes Wille, daß er seine Menschheit die neue Erkenntnis erringen ließ?

Bei dem heutigen Stand dieser Erkenntnis können wir den

Glauben an Jesum als Gottessohn, an seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt nicht mehr für wahr halten. Und daher können wir ihn unmöglich als Gott anbeten. Ohne den Glauben an Christus, den wahren Gott, aber gibt es kein wahres Christentum. Und auch ohne diesen Glauben vermögen schon heute sehr viele zu lieben und leiden, zu wirken und zu sterben.

Gewiß werden durch religiöse Neuerungen die schmerzlichsten Wunden geschlagen. Da entstehen dann die großen Zusammenstöße im Menschenleben. Dieses Trauerspiel ist im Weltgeschehen begründet. So sagte auch Jesus: Ein Feuer auf Erden zu werfen bin ich gekommen — und wie wünschte ich, es wäre schon entzündet (Luk. 12, 49).

Wähnt ihr, ich sei gekommen, um Frieden auf Erden zu bringen? Nein, sage ich euch, sondern Zwiespalt (Luk. 12, 51).

Höher als das Glücksbedürfnis des einzelnen in der Gegenwart steht die Zukunft des Menschengeschlechts.

Und die umgestürzten Altäre werden kein gottloses Geschlecht sehen! Sondern frohgemut schaffen und entsagungsvoll leiden werden auch die Menschen der Zukunft im Gottesglauben und in der Menschenliebe. — Ganz im Sinne des geschichtlichen Jesus, der sich wohl für einen Gottessohn, wie alle Menschen für Gotteskinder, aber niemals für Gott selbst gehalten hat.

Die Menschen der heutigen Bildung sehnen sich mehr, als sie es selbst wissen, nach einer neuen, freien Religion, in welcher sie ihre wissenschaftlichen Überzeugungen mit den Bedürfnissen ihres Gemüts vereinigen können — nach einer Religionsform, welche keinem edleren Triebe des menschlichen Wesens ein Verkümmern aufzwingt, sondern alle wesentlichen menschlichen Kräfte und Fähigkeiten zur Entfaltung kommen läßt, um dieselben hoffnungsfreudig für hohe Ziele einzusetzen. Die christlichen Kirchen aber binden sehr viele seelische Kräfte und hindern sie an freier, edler Entfaltung.

Weltbewegende Gedanken, Glaubensänderungen, welche die Gemüter der Menschen tief erregt haben, sind nie plötzlich auf-

getreten. Sie waren lange vorbereitet im Denken und Fühlen der Menschen. So war auch die unermüdliche Forscher- und Denkerarbeit sehr vieler ehrlicher, kluger, hochgesinnter und mutiger Männer während mehrerer Jahrhunderte notwendig, um die Bahn frei zu machen für eine neue Religionsform.

Und diese neue Religion wird nicht von irgend jemanden gleichsam entdeckt werden. Siegende und herrschende Gedanken bilden sich mit der geistigen Entwicklung der Zeit heraus. Der Glaubensinhalt des größeren Teils der Gebildeten bei allen Kulturvölkern wird wesentlich nicht über den Glauben an Gott und an die Menschenliebe hinausgehen — selbst wenn sich nur eine verschwindende Anzahl ausdrücklich von den Kirchen losgesagt hat.

Ich wecke nur die in gar vielen Menschenseelen schlummernden Gefühle und Gedanken. Aber in dem Bewußtsein, daß der Geist der Menschheit aus diesen Gedanken heraus eine neue Religionsform schaffen wird, gewinne ich die unerschütterliche Überzeugung, daß dieser Religion die Zukunft gehören wird.

Was will da mein Ich besagen?

Personen kann man überwinden, vernichten, töten.

Gedanken, welche der Geist der Menschheit entwickelt und trägt, siegen mit unwiderstehlicher Kraft über alle hemmenden, sich ihnen entgegenstellenden Mächte.

Auf fast zwei Jahrtausenden ruht der weltgeschichtlich-unvergleichliche mächtige Bau der christlichen Kirchen. Nicht ein ahnungsvolles Schauen über die Jahrhunderte ist es, sondern der unabweisbar folgerichtige Schluß aus der ruhigen Betrachtung der heutigen Entwicklung des Menschengeistes, wenn ich sage: Es wird eine Zeit kommen, in welcher kein Papst mehr die Geister leitet und kein Kreuz mehr die Kirchen krönt.

Geistige Mächte wirken nicht so schnell, wie es der kurzlebige Mensch in seiner Ungeduld wünscht. Jahrhunderte können vergehen, bis eine religiöse Neuschöpfung den Sieg erringt.

„Die Vergangenheit lehrt uns, daß die treibende Kraft der Geschichte sich immer am lebendigsten in denjenigen Staaten, Völkern und Stämmen offenbart, die sich der jüngsten und jeweilig höchsten Stufe des religiösen Bewußtseins zugewandt haben. So werden auch in Zukunft diejenigen Völkerteile die geistige und politische Führung übernehmen, welche der zu erwartenden höheren Religionsstufe eine Stätte bereiten“ (Eduard von Hartmann).

Denn die **Religion** ist die **höchste Kulturmacht der Menschheit.** Es handelt sich aber jetzt **nicht mehr** um eine **Reformation**, sondern um **allmähliche völlige Umgestaltungen im Volks- und Völkerleben auf Grund einer gänzlich gewandelten Welt- und Lebensanschauung.**

„Was bedeuten die wenigen Jahrtausende unserer geschichtlichen Rückerinnerung,“ sagt Eugen Dühring, „wenn man an die Reihe der kommenden Jahrtausende denkt und die unumgänglichen Fortschrittsmöglichkeiten erwägt, die sich jetzt schon absehen lassen. Wir haben ein Recht, uns und die nächsten Geschlechter als die Träger der entscheidenden Wendungskräfte zu denken, und so befinden wir uns auf der Grenzscheide zwischen zwei völlig voneinander abweichenden Teilen des Menschenschicksals.“

Eine religiöse Neuschöpfung bedarf aber ehrlicher, opferwilliger und mutiger Menschen, welche die Fahne entrollen im Geisteskampfe und Rufer im Streite für die Massen sind. Wenn auch Millionen an der geistigen Entwicklung der Menschheit mitarbeiten, so wird es doch diesen Vorkämpfern gegeben sein, die Geschichte der Zeiten zu kürzen und dadurch eine Arbeitslast, die sich sonst endlos durch die Geschlechter der Menschen verschleppen würde, schneller zum Ziele durchzutragen.

Denn so lautet ein Wort Goethes: „Kommt nun einer, der etwas Neues bringt, das mit unserem Kredo, das wir seit Jahren nachbeten und wiederum anderen überliefern, in Widerspruch steht und es wohl gar zu stürzen droht, so regt man alle Leidenschaften gegen ihn auf und sucht ihn auf alle Weise zu unter-

drücken. Man sträubt sich dagegen, wie man nur kann; man tut, als höre man nicht, als verstände man nicht; man spricht darüber mit Geringschätzung, als wäre es gar nicht der Mühe wert, es nur anzusehen und zu untersuchen; und so kann eine neue Wahrheit lange warten, bis sie sich Bahn macht."

Sehr viele ehrliche Menschen vermögen bei den heutigen Verhältnissen nicht ihren und ihrer Familie Lebensunterhalt dem offenen Bekenntnis eines neuen Glaubens zu opfern.

Offenes Bekenntnis vor der Welt aber ist erforderlich. Darum, weil ein offenes Bekenntnis vor den Menschen Mut gibt, und weil Mut Kraft erzeugt, und weil Mut und Kraft dazu gehört, um einer neuen Religion auf dieser Erde zum Siege zu verhelfen.

Und daher ergeht mein Ruf an alle, die da können und die da wollen: die Zeit ist erfüllt. Laßt eure befreiten Gedanken niedersteigen und weiterwirken im Dienste der anderen.

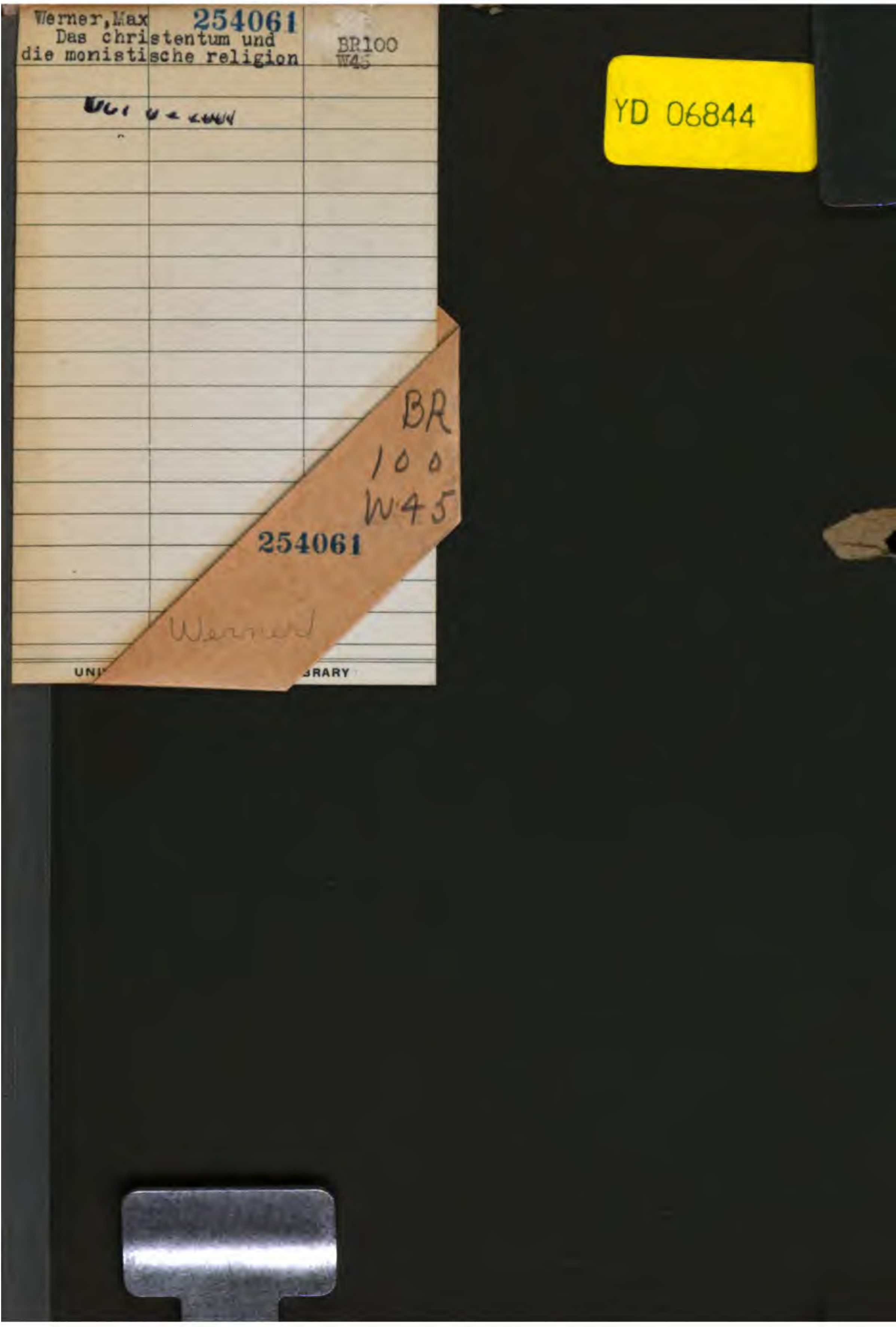
An Männer und an Frauen ergeht mein Ruf, denn die Frauenseele trägt den Beruf zum Apostolat in sich, und die Not der Zeit erfordert ihre wackere Mitarbeit.

Ihr, die ihr Mut und Kraft habt, ihr werdet das neue Reich des Geistes begründen.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.






Werner, Max
254061
Das christentum und die monistische religion
BR100
W45
BR
100
W45
254061
Werner
YD 06844

